Joseph von Hammer

Feierstunden.

Eine
Schrift
für edle
Unterhaltung
in zwanglosen Bänden.

Herausgegeben
von
Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld
und
Christoph Kuffner.

Erstes Band.

Mit den Bildnissen von J. v. Hammer und Fr. Kind.

Brünn 1821.
Joseph Georg Traßler.

6905419*S

Universitäts-
München
Bibliothek

Den

Mitgliedern

des

Liederkreises

zu

Dresden

zum Zeichen inniger Verehrung

und

Freundschaft

gewidmet.

Wohl ſcheiden uns Namen und Gränzen
Und Berge und Ströme und Lande;
Doch ſehen die Sonne wir glänzen
Die Euere Tage erhellet,
Die Reben und Körner Euch ſchwellet;
Und Stammes = Verwandte
Verknüpft uns die Sprache mit ewigem
Bande.

Wohl trennten arg zwängende Waffen
Den Norden vom Osten und Süden;
Wir sollten in Trennung erschlaffen!
Die traurige Zeit ist verklungen,
Gemeinsam ward Freiheit errungen;
Verknüpft hat der Frieden
Zu festerm Vereine was Wahnsinn geschieden!

So viele beglücken die Gaben:
Mit Blumen das Leben zu ſchmücken,
Mit Träumen die Seele zu laben,
Aus eigenen innern Geſtalten
Viel Herrliches ſchön zu entfalten,
Den Gram zu entrücken,
Durch Thränen und Lachen das Herz zu
beglücken!

Vereint in den blühenden Hallen,
Vom Altar der reinen Kamönen
Laßt neidlos zum Wettkampf uns wallen!
Preis dem, der im Kampf um die Kränze
Als friedlicher Sieger hier glänze!
Im Päan ertönen
Die Stimmen der Sänger zum Lobe des
Schönen!

Zum Schönen die Herzen zu lenken,
Den herrlichen Bund zu erneuen,
Mög' Friede der Himmel uns ſchenken! —
Laßt freundliche Herzen uns finden,
Laßt brüderlich Kränze uns winden,
Die Sorgen zerſtreuen,
Mit Gottes Geſchenken die Menſchen erfreuen!

Frhrr. von Biedenfeld.

I.

Sturmesminne.

Erzählung

von

L. M. Fouqué.

Auf dem großen Meeresbecken der Nordsee, wo es zwischen Jütland und Schottland sich ausdehnt, fuhr auf seinem Langschiffe der Seekönig Thorgalldur, einer der berühmtesten dänischen Kriegshelden zu jener alten Zeit, das Schrecken und die Freude sehr vieler Küsten, je nachdem es sich nun eben traf, daß er mit ihnen befeindet oder befreundet war. Neben ihm, der das Steuerruder führte, saß zu dieser Stunde ein alter Sänger; der war Rudleif geheissen, und hatte den König schon als Knaben im Schilde gewiegt, nachher aber ihn auf allen seinen Fahrten begleitet.

Thorgalldur sah dem Rudleif in sein sonst sehr freundliches Angesicht, und das kam ihm jetzt so wundersam finster vor. Da sagte er zu ihm: „Wie ist das, Rudleif? Zieht nur die

neblige Abenddämm'rung so düstre Schatten vor Deine Stirn? Oder ist Dir im Herzen etwa so düster, daß man es auf der Stirne lesen kann?" —

Rudleif antwortete nicht. Doch faßte er nach einigem Schweigen seine Harfe, riß gewaltig kühne Gänge aus den wehschreienden Saiten, und stimmte folgendes wunderliche Lied an:

„Was blüht Ihr, o Blumen, im Falsterland?
Was spielt Ihr, o Wogen, am Inselstrand? —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Du, Falsterland, siehst dein Kind nicht mehr!
Er badet nicht mehr im sonnigen Meer! —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Er wuchs, ein freundliches Fürstenkind, —
Er ist nun fürchterlich kühn gesinnt! —
König Torgalldur der reitet im Sturme! —
Streckt nicht, Ihr Küsten, Eu'r mildes Grün, —
Ihr Hügel, müßt nicht so lockend blüh'n, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme!
Er reitet sein hölzernes Seeroß wild,
Sein Leben jauchzt, wo der Tod recht schilt, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —
Der Sänger erzog ihn und pflegt' ihn lieb,
Bis Sang und Sänger der Sturm vertrieb, —
König Thorgalldur der reitet im Sturme! —

Der Sturm wühlt auf! Die Woge wird kraus!
Mit Sang und Harfe nun iſt es aus:
König Thorgalldur, nun reit Du im Sturme!« —

„Was ſoll mir das heißen?“ fragte Thorgalldur den Sänger. „Haben nicht Deine Saiten und Lieder ſchon ſonſt mir es in die Seele geſungen, grade auf dieſer Fahrt würde ich die lieblichſte Herrinn finden? Das Ebenbild der göttlichen Freia, die in Walhalla's Kammern thront? Und nun grade klingſt du mir ſo wilde Klänge an, und willſt gar mit Harfe und Lied von mir ſcheiden! Was bedeutet nur das?“ —

„Weiß ich es?“ entgegnete der Skalde. „Es war ein Lied, wie ich es eben ſingen mußte, in wilder ſchmerzerfüllter Begeiſterung. Ich bliebe ja herzlich gern bei Dir, Thorgalldur! Ich möchte ja herzlich gern, daß Du auf dem ſchönen Eiland Falſter ein ſanftes, harfenumtöntes Leben führteſt in aller Lieblichkeit und Huld. Aber es geht ja nicht an, o Thorgalldur! — Die ſchöne Herrinn freilich magſt Du bald erblicken, die ich Dir weiſſagend verhieß, — aber Du wirſt ſie erblicken im ſchrecklichen Sturmgebraus, — und dann, — o unſre Weiſ-

ſagerkünſte ſind ſchlimmer Art, und fordern meiſt immer den unglückſeligen Künſtler zum Opfer. Thorgalldur, hörſt Du den annahenden Sturm?“ —

„Ich höre nichts;“ ſagte der junge Seekönig. „Und ſieh Dich um, und frage auf dem ganzen Schiff die erfahrenſten Männer. Kein Menſch verſpürt dergleichen.“

„Sie werden es bald genug verſpüren,“ antwortete der alte Sänger, „und daß ich es zuerſt merke, iſt ein ganz natürliches Ding, denn ich komme vor all den Andern an den Tanz!“ —

Der Seekönig ſah ihn mit fragender Verwunderung an.

Es braucht nun eben kein Geheimniß mehr zu bleiben,“ ſagte der Alte, „und ich will es Dir recht nach der Ordnung erzählen. So viel Zeit grade haben wir wohl noch. — Erinnerſt Du Dich, wie wir einmal am Falſterſtrande mitſammen ſaßen, — Du aber noch ein Knäblein, das ſeine erſten ſechs Winter geſehn hatte, — und nun der Frühling mit einem anmuthig donnernden Gewitter durch den hellen Morgen-

himmel zog? Donnergeroll und Lerchenjubel durcheinander und Sprühregen und lieblicher Sonnenschein! Du sagtest zu mir: „o Rudleif, was schiltst Du mich denn bisweilen, wenn ich Lachen und Weinen in einem Sacke habe, und meinst das thäte kein rechter Kerl! Der große Götterdonn'rer Asathor ist doch gewißlich ein rechter Kerl, und der macht es nun eben so!“ — Da antwortete ich Dir: „Das ist nicht der große Asathor, der so dreinweint in seine eignen fröhlichen Donner! Das ist die wunderschöne Liebesgöttinn Freia, die ihre Thränen dazwischen hernieder träufeln läßt, damit Äsathor nicht allzugrimmig herunter wettern soll über das Menschengeschlecht!“ —

„O ich weiß noch sehr gut!“ rief Seekönig Thorgalldur aus. „Seit jener Stunde lag ich Dir immerfort an, Du solltest mir einmal die schöne Liebesgöttinn Freia zeigen. Du aber sagtest, das gehe nicht; doch wenn ich ein recht kühner und ritterlicher Fechter werde, solle mir ein Abbild von ihr dereinst auf Erden erscheinen, und mich als eine liebende Braut umarmen.“ —

„In Sturm und Kampf und Gluth! setzte ich hinzu;“ sagte der Alte.

„Das sprachest Du erst am andern Morgen!“ sagte Thorgalldur.

„Freilich!“ erwiederte Jener. „Denn erst in der Nacht konnte ich die finstern Mächte berufen, die ich anwenden mußte zu der Beschwörung.“

„Was haben die finstern Mächte mit Freia's lichtem Ebenbilde zu schaffen?“ fragte Thorgalldur.

„Entsetzlich viel!“ erwiederte der Skalde mit dumpfer Stimme, und blieb dann eine ganze Weile still, das Haupt mit seinem dunkelgrauen Mantel verhüllend. Plötzlich aber fuhr er mit einem wehmüthigen Lächeln auf, leise flüsternd: „Der Sturm, der Sturm! O irdischer Wurm! Nun kommt er und saust, — und unten im Meergrund haust, — sieh Nixen winken mit beinerner Hand! — Hauset nun bald der Sänger, des Zaubers Pfand! O mahnender Sturm, wie er saust!“ —

Wirklich fingen die Lüfte schärfer an zu wehen, — weißliche, gewitterschwangre Wölk-

chen-stießen in Mitternacht zusammen, — die Schiffleute kamen, und fragten bei ihrem Könige an, ob sie die Segel einreffen sollten. Vor Abend noch komme gewiß ein gewaltiges Unwetter! — Aber Thorgalldur antwortete: „Wißt Ihr's etwa noch nicht, daß ich auf Du und Du bin mit dem Sturm? Bildet Ihr Euch etwa ein, daß ich mich vor meinem Waffenbruder verkriechen soll? Wie oft hat er uns schon furchtsamere Feindesschiffe entgegen gejagt zum lustigen Fang! Und ist ja der Tanzplatz hier, der weite Meeresspiegel, so überaus herrlich und schön! Hier lauert kein Klippenriff, hier kein unsichtbar sandiges Geschwemm! Laßt fliegen die Segel, laßt tanzen den Sturm, wenn er kommt! Und störe mich Niemand weiter, denn Skalde Rudleif hat mir Vieles zu erzählen. Ich bleibe zu dieser Nacht am Steuer wach.“ —

Da traten die Fragenden etwas scheu zurück, und Thorgalldur sagte: „Erzähle du weiter, mein alter Waffen- und Sangesmeister.“

„Ich habe bald auserzählt;“ sagte der Alte; — „und meine letzte Geschichte heißt

so. — Wie ich im nächtigen Zauberkreise stand, und die schwarzen und weißen Alfen um mich herschwirrten, — nur wenige der weißen gab es darunter, o Sohn! — da wollten sie nicht daran, Dir das schöne Frauenbild, das Ebenbild der hohen Walhallsgöttinn Freia, zu schenken, — aber ich gerieth in einen Kampfeszorn wider die Geister, fast wie Berserkerwuth, und warf mein eignes Selbst im Bilde — so etwas läßt sich beim Flackern einer Zauberflamme sehr leicht gestalten aus Dampf und Gluth und etwas eigen versprütztem Blut, — mein eignes Selbst im Bilde warf ich den finstern Mächten zum Preise hin, — da heulten sie ein wunderliches Lied, das ich ihnen nicht nachsingen kann, und minder noch vor Deinen Ohren es nachsingen will! Schade ja wär' es um Deine dichten, hellgoldnen Locken, und grade jetzt wo Du das leuchtende Freiasabbild zum erstenmal erschauen sollst mit freudigen Jünglingsblicken! O schlimm, wenn Du nun auf Einmal da ständest, ein halbvergreiseter Mann!" —

„Das wird mir nicht begegnen:" sagte Thorgalldur. „Singe Du nur, dafern Du es

sonsten vermagst, Dein schauerliches Lied vom Herzen fort. Denn ein Entsetzen, davor Thorgalldurs Locken bleichen müßten, sah und sieht wohl der ganze Erdenrund nie!“ —

„Wie er so überdreist faselt!“ murmelte Skalde Rudleif in seinen Bart vor sich hin. „Und als ich den fürchterlichen Alfensang vernahm, war ich doch ein gar kräftiger Mann noch, und braune, krause Locken ringelten sich mir um meine Schläfe. Seit jenem Sang' aber trag' ich ein schlossenweißes Haupt. Oder glaubst Du, Herr Thorgalldur mir, Deinem Waffenmeister wohnte eine furchtsamere Seele inne, als dir?“ —

Der kühne Thorgalldur neigte verstummend sein Haupt.

„Ich sah,“ — fuhr der Skalde fort, — „ich sah im Spiegel von Rauch und Dampf und flackernder Gluth, wie die Alfen mein Opfer annahmen, und mein hingeschleudertes Selbst in Wogen unterging, in Wogen, wie ein ungeheures Meeresgeroll. Aber zu meinem fröhlichen Trost auch erhub sich das holde Ebenbild der Freia aus dem zürnenden Meer, —

Thorgalldur, Du ſollſt ſie ſchauen, — Du ſollſt ſie ſchauen noch in dieſer Nacht!“ —

Das Auge des wunderlichen Alten glühte, — er griff wieder in ſeine Harfe und lockte einige ganz unerhört ſeltſame, in Fürchterlichkeit wohllautende Gänge hervor. „Wie gefällt Dirs, Thorgalldur?“ ſagte er. „Das iſt mein Todeslied!“ — Und wie mit hohlantwortenden Echoklängen ſauſete plötzlich der aufſteigende Sturm herein.

„Wie! — Du haſt Dich für mich dahin gegeben?“ fragte, von zerreiſſender Ahnung ergriffen, Thorgalldur.

„Es kann etwas dran ſeyn!“ murmelte der Alte. „Zauberkünſte heiſchen bisweilen ein etwas ſtrenges Pfand auf den Kauf. Hüte Dich nur, Thorgalldur, mein junger Held, — o Du aus meinem ſinkenden Leben neu aufblühendes Leben! — Hüte Dich nur, daß Du nicht ſelber zum Pfande hinunter geriſſen wirſt. Die Alfen heulten ſo etwas von Hochzeitsgluth, — das klang mir bedenklich, Thorgalldur, und ſie führen bisweilen vieldeutige Sprüche. Was mich betrifft,“ —

Er konnte nicht vollenden, denn selbigen Augenblicks brach der Sturm, jeden menschlichen Laut überheulend, los, — die Wellen kamen mit hohen, schäumigen Riesenhäuptern angerollt, über das Verdeck hin, ihre gestaltlosen Arme zusammenschlagend, — „halt Dich, o Rudleif!“ wollte Thorgalldur rufen, aber da riß die rückrollende Fluthengewalt schon den Sänger mit sich über Bord, — nur Einmal noch tönte seine Harfe aus der Tiefe wieder, — auch war es, als hörte man ihn singen: „König Thorgalldur, nun reit du im Sturme!“ — Dann war er dem schnell vorbeigerissnen Schiffe und aller diesseitigen Welt auf immer verschwunden. —

Und es war, als sey der Sturm nur wilder noch und zorniger geworden ob dem klangreichen Opfer. Himmelhoch stiegen die Wogen abgrundstief rissen sie sich wieder von einander Blitze sprühten zischend in den Schaum, und Donnergeroll überrasselte das Geheul des Sturmes. Dem Thorgalldur ward fast zu Sinne, als rufe ihn das Alles seinem tönenden Freunde, seinem liebreichen Erzieher und Waffenmeister

nach, und er hätte es wohl auch nicht einmal ungern gesehn, wäre das Schiff im selben Augenblick vor einer Meeresklippe in tausend Trümmer zerborsten. Aber dann mußte er wieder zu sich selber sagen: „Da sind wohl an dreihundert wackre Nordlandseelen, die sich auf Dein Steuer verlassen, o Thorgalldur! Und steuerst Du schlecht, so müssen sie ertrinken, und noch obenein hätte Dein greiser Waffenmeister Rudleif den schlechten Nachruf wegen seines Zöglings für alle Zeit!“ —

Und so gab er sich alle erdenkliche Mühe, das Schiff Meeresan zu halten durch den wachsenden Sturm, und die Wogen immer recht senkrecht und sieghaft mit dem Schnabel des wohlgezimmerten Fahrzeuges zu durchschneiden. Wenn ihm die Augen feucht wurden — es mochte nun vom Meeresschaum herkommen, oder etwa vom Andenken an den über Bord gestürzten Skalden, — so trocknete er sie sich mit der linken Hand, während die rechte das Steuer festhielt, und dazu dachte er in sich selber: „Warte nur, Rudleif, Du treuer Skalde! — So wie dieser Dienst vorbei ist, will ich Dir

Dein feuchtes Wogengrab mit frommen Thränen schwellen, auch — falls mir die Götter es verleihen — Dir ein Lied nachsingen, Du lieblich treuer, Du herzinniger Liedermund!“ —

Und wie er einmal etwas Ähnliches so recht lebendig dachte, rief die Wache am Vordertheil des Schiffes: „Links hinaus in die See! Wir segeln sonst zusammen mit einem Langschiffe, wohl größer viel, als das unsrige selbst!“ —

Und kaum hatte Thorgalldur nach der angewiesenen Richtung hingesteuert, so rauschte auch im Wogenschaum an ihm vorbei ein dunkles Schiff, und auf dem Verdeck stand im goldnen Waffenrock und Schuppenpanzer eine hohe, wunderbar holde Frauengestalt. Die rief mit zusammengeschlagnen Händen: „O all Ihr Götter, König Thorgalldur!“ — Er aber rief; — und fast entglitt das Steuerruder seiner Hand — „o meine Göttinn Freia! O Rudleifs Verheissung!“ — Und alsbald erhuben sich thürmend die Schwunggebirge der See zwischen beiden Schiffen, und senkte sich das Donnergewölk wie ein schwefelicher Vorhang zwischen sie nieder bis auf die Fluth. —

Keines von Beiden wußte mehr, was aus dem andern geworden war.

Der Sturm aber neigte bald darauf sein zorniges Gefieder, das Schiff nur mit raschem gefahrlosen Hauche westwärts treibend, während eine tiefdunkle Nacht Meer und Himmel verschleierte.

Thorgalldur saß, von seiner vorigen Heiterkeit wie ganz verlassen, immerfort schweigend am Steuer, und sann auf ein Todtenlied für seinen lieben Waffenmeister und Skalden Rudleif, das er gern in diese gestaltlose Finsterniß hineingesungen hätte. Zu Anfang wollte es ihm gar damit nicht glücken, denn immer drang sich ihm das Bild der schönen Waffenjungfrau in seine Klage herein, und doch hätte er es gern daraus verscheucht. „Was sollen mir“ — sagte er zu sich selbst — „diese glühenden Liebeslichter, durch mein Gramesgewölk hinfunkelnd?“ — Da theilte plötzlich der Windhauch über ihm die wolkige Schleierdecke, und hernieder funkelte ein schönes Sternbild, welches man in jenen Tagen Freia benannte. Und alsbald löfete sich der Gesang von Thorgalldurs Lippen, in diesen Worten die Nacht durchtönend:

»Was drängt ſich das Dunkel ums Schiff herum?
Was iſt's in dem Schiffe ſo trüb und ſtumm?
Der treue Skalde ſchläft unter den Waſſern! —
Was ſtreifet ein Schimmer den Wolkenlauf?
Was wachet Geſang in dem Schiff nun auf?
Die Freiaſterne, ſie leuchten vom Himmel! —
O tauch, mein Skalde, nun wieder empor,
Sing' an mir das funkelnde Himmelsthor! —
Der treue Skalde ſchläft unter den Waſſern. —
Ihr Freiaſterne, ſo hüllt Euch ein,
Der Skalde, der muß betrauert ſeyn! —
Die Freiaſterne, ſie leuchten vom Himmel. —
Da flüſtert ein Ton die See entlang:
»Weil der Skald' aus der Nacht die Stern' entrang,
Drum ſchläft der Treue nun unter den Waſſern.« —
Da flüſtert aus Wolken ein goldner Klang:
»Weil der Skald' uns im Tode die Schleier entrang,
Drum leuchten wir Sterne nun hell vom Himmel!« —
Der König aber am Steuer klagt:
»Du, der ſich für mich in den Tod gewagt,
Schlaf wohl, Du Treuer, nun unter den Waſſern!« —
Der König aber am Steuer tönt:
»Ihr, die Ihr mein Leben allein verſchönt,
Leuchtet nun heller, Ihr ſüßen Sterne, vom Himmel!«

Aber wie zur furchtbaren Antwort, streifte ein fahler Blitz die schäumige Fluth, und stieg ein fernes Donnergemurr am Horizont herauf; die Wolkennacht zog sich dicht wieder über das Freiagestirn zusammen.

Da ward Thorgalldurs Geist entflammt in ungestümer Kühnheit, und er sang mit gewaltiger Stimme:

«Wollt Ihr Wolken und Wasserwüsten,
Wehren mit Schauern mir das Anschau'n
Meines mildesten Lebensscheines,
Meiner lichtesten Wonne? Nicht so!
Helden geziemt es, schnell, unhaltsam,
Hinzusteuern durch Blitzes-Feuer,
Dunkel der Nächte kühn durchbrechend; —
Lieblicher strahlt erkämpfter Lichtsaal!«

Die Nacht war im Singen und günstigen Sturmeshauchen und fernen Blitzesleuchten und Donnergeroll vorbeigezogen. Goldigroth ging der Morgen über den Wassern auf, und zeigte im Westen ein fernes Land. Der Schiffmeister trat zu Thorgalldur, sprechend: „Was, Herr, mag nun das wohl für eine Küste seyn?“ —

Da blickte der Seekönig nach der Bank hin, wo sonst der Skalde Rudleif zu sitzen pflegte, und als er diese leer fand, sprach er mit tiefem Seufzer: „Ja, Der ist nun nicht mehr da! Der hätte Dir und mir die zuverlässigste Antwort gegeben. Denn weit in der Welt war er umhergekommen, und was er nicht selbst gesehn und erfahren hatte, wußte er aus schönen Runenschriften, und was ihn die Runenschriften nicht lehrten, das gab ihm seine edle Sangeskraft in wachenden und schlummernden Träumen nach aller Wahrheit kund. Wir aber, die wir ohne ihn zurückgeblieben sind, müssen nun schon sehn, wie wir uns zurechte helfen. Ich meine, die Küste da vor uns, mag wohl zu den Orkney-Inseln gehören.“ — „Mit Nichten, Herr!“ sagte der Schiffmeister. „So weit nordwärts noch hat uns der Sturm nicht getrieben. Mich dünkt vielmehr, das hier soll das Land Brittannia seyn, welches auch nach seinen neuesten Insassen Angelland geheißen ist.“ — Thorgalldur aber schüttelte sein goldlockiges Haupt, winkte dem Schiffmeister, zu schweigen, und neigte sich, wie lauschend, ge-

gen das Wogengeroll hinab. — Nach einiger Stille richtete er sich wieder empor, und sagte: „Kam es mir etwa nur so vor, oder vernahm ich wirklich Rudleifs lieblich tönende Stimme dort aus dem Geflüster der Wogen, die ihn verschlungen haben?“ — „Das mag wohl seyn, Herr!“ — sagte der Schiffmeister. — „Die Wogen haben ihn hinunter gezogen, weil das nun einmal ihre Art ist, wenn ein Menschenkind drauf herniederfällt, und seine Schwimmerkunst nicht brauchen kann. Aber nach dem ersten Schrecken und Zorn, den so ein ungebetener Gast ihnen immer erweckt, — da mag es ihnen doch gar leid gewesen seyn, daß sie den süßen Liedermund ertränkt haben, der so oft mit holden Klängen ihr sanftes Gefluthe pries, oder zum fröhlichen Wettkampf hineinsang in ihr hochschäumend Gebrüll. Was er jetzt drunten anstimmt in Ägir's krystallnen Gewölben, — das flüstern sie reumüthig und dienstbeflissen wohl gern in seines Lieblinges Ohr herauf. Was sangen sie Euch denn zu, lieber Herr?“

„Mir war,“ — entgegnete Thorgalldur

tiefſinnig und wie zur Hälfte noch in einen Traum verſunken, — „mir war, als rauſche das Fluthengeroll zu mir die Warnungsweiſe herauf, welche der Rudleif oftmal ſang, wenn ſich ein Gezänk zwiſchen Einigen unſrer Geſellenſchaft erheben wollte:“

»Wahrheit wohnt in Mimer's Bornfluth,
Wohnt tief unten, taucht ſelten auf nur!
Hebt ſie den Kopf, da kommt's von rechtsher,
Kommt's von linksher auch zugelaufen,
Faſſen da Fäuſte von beiden Seiten,
Frech vermeinend die Maid zu faſſen, —
Faſſen Einander nur! — Frevel ſcheuend,
Verſinkt die Maid in des Fechtſturms Mitte!« —

„Ja, das war ein recht nachdenklicher Spruch!“ ſagte der Schiffmeiſter. „Freilich, alte Sprüchwörter behaupten, die Wahrheit ſey in den Brunnen gefallen, und das mag ſie abſonderlich da thun, wo man ſie hin und her zerren will. Drum laßt uns Beide wohlbedächtig zuſehn, ob ſie nicht jetzt noch in der Mitte zwiſchen uns ſteht. Wir haben doch eben nicht ungezogen an ihr gezerrt. — Sollte die Küſte vor uns vielleicht Kaledonia heißen?

Die wäre grade zwischen den Orkney-Inseln und Angelland gelegen."

„So wird es wohl eben recht seyn, mein Schiffmeister!" sagte König Thorgalldur.

Der Wind erhub sich in diesem Augenblick wieder ungestümer, und trieb das Fahrzeug mit gewaltigen' Schwingungen landwärts.

„Herr," — sagte der Schiffmeister eilig, — „nun doch gewißlich wird es Zeit, die Segel einzureffen! An der Küste mag es Untiefen und Klippen geben, und dawider kämpfen auch die kühnsten Helden nur zu ihrem Verderb!" —

Thorgalldur aber schaute achtsam nach dem Ufer hin. Dann sprach er gelassen: „Unter andern Umständen möchtest Du Recht haben, mein Schiffmeister. Aber hörst Du denn nicht immer deutlicher den Kampfeslärm vom Strand herüber? Siehst du denn nicht das Blitzen der Waffen aus dem Staube der Ebne, aus dem Walddunkel des Gebirges hervor? — Hussah! Da darf es am König Thorgalldur nicht fehlen! Wer irgend am Ufer geschäftlos bliebe, als Verwundeter oder als Meereswacht etwa, müßte der nicht denken, wenn er ein norwegi-

sches Schiff die Segel einreffen sähe, man wolle nicht gerne mittanzen in dem blutbesprengten Reigen?“ — Der Schiffmeister sah ihn noch etwas zögernd an. Da flammten aus Thorgalldurs Augen Blitze, und er rief mit einer donnerhaftigen Stimme dazu: „Wenn Skalde Rudleif mich sonst bisweilen mahnte, die Segel einzureffen, und ich that es nicht — welch andres Menschenkind noch will daran gedenken, mich zu mahnen? Los laßt die Segel! Und fangt mir noch kühner den Sturm hinein!“ —

Es geschah nach seinem Gebot, und das Fahrzeug glitt so rasch durch Sturm und Wogen dahin, daß den kühnsten Schiffes- und Kriegesmannen beinahe zu schwindeln begann. Thorgalldur aber saß fest und flammenden Blickes am Steuer, und sang laut in die sausende Fahrt:

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!“

Eine mildgrüne Bucht erschloß sich in Mitte der schroffen Klippen, auf welchen das Kampfesgetos erscholl. Da hinein steuerte König Thorgalldur sein Schiff, und indem es

Anker warf, sah er ein andres, ihm wohlbekanntes, bereits in gleich schirmender Umwallung gelandet. Es war dasselbe, welches im Sturmeszusammentreffen des vorigen Abends die Lichtgestalt der schönen Jungfrau an ihm vorübertrug. Jetzt zeigten sich nur wenige Wächter an dessen Bord, und vermeinend, die Herrinn ruhe dort unter ihrem Schutz, während ihr Kriegsvolk etwa auf den Klippen droben für die holde Erscheinung kämpfe, flüsterte er in leiser Sangesweise, auch den nächsten Freunden unvernommen, hinüber:

„Wir sehn uns wieder, Du holdes Bild!
Wir sehn uns wieder! Ich bin Dein Schild!
Ich dränge die Feinde Dir fort; dann sehn wir uns wieder!“ —

Und zugleich sprang er rasch in die schäumige Fluth, seinen Kriegsgenossen zurufend: „Kommt mir bald nach in dem Langboot!“ Er selbst aber ruderte sich mit seinen kräftigen Armen frisch und freudig durch die Fluth an den Strand.

Als er nun silbertröpfelnd auf dem kleinen Uferanger stand, und mit flammenden Augen nach den schlachttönenden Klippen empor-

schaute, ächzte etwas neben ihm im hohen Grase. Sich herabbeugend, erkannte er einen schwerverwundeten Kriegsmann, und alsbald öffnete er das wohlverwahrte Methhorn, welches ihm an einer Goldkette um den Nacken hing, hielt es dem Ermatteten an die Lippen, und der Mundart jener schottischen Hochgebirge, wie mancher andern Sprache sonst, als wandernder Seemann wohlerfahren, sagte er: „Nun trink, mein Waffengenoß! Und wenn Dich's mit Kraft und Labung durchflammt hat, so künde mir, was da droben vorgeht, und wie man der Herrinn am Besten mit gutem Schwerdte hülfreich wird."

„Meiner Herrinn?" fragte der Verwundete, mitten im Labetrunk innehaltend, und begeisterten Blickes nach dem fremden Helden emporschauend. „Ha, — meiner Herrinn willst Du zur Hülfe ziehn? Dem hohen, zarten, liliengleichen Blumengebild?" —

„Wer könnte wohl Schöneres wollen auf dieser Welt!" rief Thorgalldur glühend aus. „Wo zieh' ich hinauf? Wo treff' ich entscheidend des Feindes Stellung?" —

Dort! rechtshin!“ sprach der Verwundete, sich mühsam aus den Gräsern emporstemmend. „Siehst Du die Blutspur dorten am Gestein? Von da bin ich heruntergetaumelt, — da mußt nun Du hinauf, wenn Du das Treffen zum Heile der zarten Herrinn entscheiden willst!“

„Schick' meine landenden Kriegsleute mir nach!“ rief Thorgalldur, und klomm das schwindliche Gestein beinahe senkrecht hinan.

Die Bahn ward ihm leicht, denn immer kühnerer Kriegesruf, immer heftigeres Hörnergetön, immer lauterer Waffenklang scholl ihm von dort entgegen; und wo schlägt wohl ein Kriegerherz, das sich einem so fröhlichen Locken nicht mit ganz eigenfrischer Lebenslust dahingeben sollte! —

Zurückweichende, blutende Kriegsleute kamen dem Seekönige oben in dem Schatten der waldigen Höhen entgegen. Die rief er mit kühnem Schlachtruf in ihrer Landessprache an, sie vorwärts mahnend zum Gefecht im Namen des zarten Frauenbildes, dem sie dienten. Sie standen, und sammelten sich um ihn. Derweil auch kamen viele seiner hohen, schwergehar-

niſchten Seehelden herzu, und er ordnete aus ihnen Allen eine ſchlagfertige Schaar. Dann fragte er die Fremden: „Geht es hier in den linken Flügel des Feindes?“ — „In Flügel und Rücken!“ entgegneten die wieder ganz freudig gewordenen Männer. „Führ' uns nur vorwärts, Du fremder, wunderſamer Held, und Alles iſt im Augenblick entſchieden!“ —

„Vorwärts!“ rief Seekönig Thorgalldur; und wer je die Zauberkraft dieſes Wortes in irgend einer Sprache empfunden hat, mag es ſich vorſtellen, wie die neuzuſammengeſchaarten Kampfgenoſſen dem jungen Helden friſch nachſtürmten in das auf der Bergesebne ſtäubende Schlachtgewühl.

Bis dahin ſieghafte Schaaren wandten ſich um, dem neuen Angriff entgegen. Thorgalldur mähte voran in die gewaltigen Reihen; ſeine Helden und Bundesgenoſſen mäheten ihm rüſtig nach. Da leuchtete ihm plötzlich in Mitten der feindlichen Geſchwader ein hoher, goldeingefaßter Schwanenſittig entgegen, — „wie nun denn?“ — dachte er ſtill in ſich ſelbſt, und hielt auf einen Augenblick ſeinen Sieges-

lauf an; — „ist Sie es? Und durchbricht sie von dort schon die feindlichen Reihen?“ — Da schwebte unversehens die herrliche Gestalt gegen ihn hervor, hochgeschwungen in ihrer schönen Hand der funkelnde Wurfspeer. „Sieg!“ rief ihr Thorgalldur entgegen; „Sieg, herrliche Maid, und für Dich!“ — Aber ein wildes Blitzen des Zornes fuhr aus ihren leuchtenden Augen auf ihn hin, ein höhnender Grimm zuckte über den blühenden Mund, und aus zarter Rechten flog der Speer, und im Augenblick fühlte Thorgalldur den dröhnenden Wurf auf seiner geharnischten Brust, und taumelte nieder in halber Besinnungslosigkeit auf das ihm so glatt und schlüpfrig scheinende Moos. — Die schöne Feindinn wollte mit raschgezückter Klinge zu dem gefällten Gegner heran; aber diesen umstanden seine Seehelden, und bauten um und über ihn von ihren mächtigen Schildern ein leuchtendes Dach. „Auseinander!“ rief Thorgalldur. „Ich bin nicht wund!“ — Da wich die gehorsame Schaar seinem Ruf, und mit ungeheuerster Anstrengung all seiner Kraft riß er sich auf, und pfählte seinen Speer fest

ein in das Moos, und lehnte seine wankenden Glieder daran, indeß er die stolzen Blauaugen blitzend umherstreifen ließ, wie herausfordernd zum Kampf. Aber nur noch fernherüber sah er durch's Gewirr die goldumleuchtete Schwanenschwinge wehn, denn Schaaren auf Schaaren, ihm seinen Siegesflug nachfliegend, hatten das fremde Heer in die Flucht getrieben, und auf die schöne Feindinn zurückgedrängt. „Sieg!“ hallte und dröhnte und jubelte es von allen Seiten der Bergesebne, und Thorgalldur blickte staunend, beinah' wie traumbefangen, durch das Gelärm, und fragte: „Was ist denn nur eigentlich vorgegangen? Wider wen denn hab' ich gestritten, und für wen?“ —

Da schwebte durch Reihen von jubelnden Kämpfern ein schlankes, mildlächelndes Jungfrauenbild heran, in weiße Schleiergewande gekleidet, einen frischgrünen Zweig in der zarten, hochgehobenen Hand. — „Seyd Ihr?“ — wollte Thorgalldur fragen, — aber ein Blick in ihr liebliches Antlitz hemmte seine Zunge. Sie war ein holdes, unbeschreiblich anmuthiges Wesen, — aber seine hohe Herrinn war sie nicht.

„Ich bin es, die Ihr errettet habt von der Gewalt einer übermüthigen Feindinn!“ flüsterte sie, und flocht ihm voll zarter Behendigkeit das grüne Reis als Siegerkranz um den Helm. „Welch ein Gott,“ — fragte sie leise dazwischen, — „welch ein hülfreicher Gott nur hat Euch zu meinem Schirm so wundersam hierher geführt?“ — „Weiß ich es?“ stammelte der Held. „O kündet mir doch nur, gegen wen ich stritt!“ — Die zarte Gestalt blickte ihn staunend an, und erwiederte: „Wißt Ihr denn nicht, daß die furchtbare Jungfrau Siörtalunda mir, der armen, waffenlosen Mona mein angeerbtes Besitzthum streitig macht? Früher hatte mein Vater seine Hand ihrer stolzen Mutter verheißen, der strengen Zauberheldinn Lundasiörta, aber bald geschreckt von ihren schauerlichen Beschwörungskünsten, die den Mond mit Blut übergoßen und den Tag mit Nacht, zog er seine Hand aus dem düstern Bunde zurück, und verlobte sich meiner sanften Mutter. Seit jener Stunde schwur Lundasiörta unsrem Stamme rächendes Verderben. Sie selbst ging zwar einen Ehebund ein, aber nur, um uns

deſto ſichrer und unaufhörlicher zu bekriegen. Einen dunkeln, fürchterlichen Zauberhelden erkor ſie ſich zum rächeriſchen Ehegemal, und Siörtalunda heißt ihr zorndurchglühetes Kind. Die Mütter und die Väter ſind geſtorben, — aber Siörtalunda verfolgt mich unbeglückte Mona fort und fort mit ihrem waffendräuenden Grimm; und wird nicht aufhören, mich zu verfolgen, bis dieſe arme, zitternde Geſtalt, welche Du heute beſchirmteſt, im Grabe ſchläft!“ —

„Träumerinn! Ängſtliche Träumerinn, Du belügſt Dich!“ tönte von einem Strandhügel eine zornig wohllautende Stimme. — Und wie Thorgalldur und Mona dorthin blickten, ſtand droben die zürnend ſchöne Jungfrau Siörtalunda. Durch Thorgalldurs Buſen loderte ſtürmiſche Sehnſucht, und er ſtreckte die Arme nach der geliebten Erſcheinung aus; Mona indeſſen wandte ſich zur Flucht, — aber ſie vermochte keinen Fuß vom Boden zu regen. So blieben die Beiden, wie feſtgezaubert, ſtehn.

Da ſang Siörtalunda vom Hügel herab, und zwar in der Normanna-Sprache:

»Nimm, o nimm den Hochzeitkranz,
Niedlich Kindlein! Weit' im Thal!
Flicht, o flicht ihn Dir in's Haar!
Flicht ihn nicht mein Speer Dir an! —
Aber wer was Höh'res weiß, —
Wär' er auch für heut mein Feind, —
Wende kühn den Tritt weltein,
Wogen bänd'gend, Sturm und Streit!« —

Und damit wandte sie sich ab, und verschwand hinter den Hügel, noch Einmal den Speer hoch emporhebend, als winke sie den König Thorgalldur sich nach.

Der, nun wieder ganz erstarkt, schwang seinen Schild, den er vor sich niedergelassen hatte, rasch auf den Arm, und mit edlem abschiednehmendem Neigen sprach er zu Mona: „Ich habe für Euch wider die Herrinn gefochten, welcher mein ganzes Leben gehört. Zwar unbewußt geschah das, aber es reuet mich nicht, denn Schwächere wider Stärkere beschirmen ist und bleibt ein ehrbares Normannastück. Auch will ich immerdar Euer Schirmvogt bleiben gegen diese zürnende Maid.“ — „Und doch wollt Ihr mich verlassen?“ fragte Mona leise, und in ihren schönen Augen lag etwas unaussprech-

lich Holdes, und schien ihrem Helden, wenn er verweile, ein sanftes, reines Glück zu verheißen. Aber Thorgalldur senkte seine flammenden Augen vor dem zarten Licht, und sagte: „Der Furchtbaren segl' ich' nach; wider alle Welt ihr Ritter, für Euch ihr Feind'." — Und wieder neigte er sich tief, und wandte sich, und flog dem Strande zu, seine Kriegsgenossen ihm nach.

Fern schon leuchteten die Segel von Siörkalunda's Fahrzeug auf der blauen See. Thorgalldur ruderte schnell an sein Schiff, das Boot ward hinaufgezogen, und mit rüstiger Kraft gab man die Segel dem jetzt vom Lande hauchenden Winde. Pfeilschnell folgte das Schiff der voranschwebenden Herrinn, deren schwaniges Helmgefieder noch in den weißen Segeln weltein zu winken schien.

Nach den Südlanden hinunter ging die windbeflügelte Fahrt. Immer vor sich bei Mond- und Sternenlicht, bei Tagesfrühe und Mittag und sinkender Sonne sahe Thorgalldur Siörka-

lunda's winkendes Segel. Es flog nicht also rasch, daß es dem Nacheilenden hätte verschwinden können, — es hielt nicht um so viel an, daß er vermocht hätte, es einzuholen. Fort und fort der unentschiedne Wettlauf! Kaum verließ Thorgalldur auf einzelne Stunden das Steuer, um wieder nur von dem ihm vorausegelnden Schwane zu träumen; — dann nahm er seine Stelle wieder ein, und Auge und Seele rangen dem weißen Segel nach. —

So war man hindurchgeflogen die Meerenge, welche das Angelland von den gallischen Küsten trennt, und südwärts immer fürder richtete sich die spurlose Bahn, immerdar günstiger Wind in die Segel blasend, bisweilen Sturm.

Vorüber flogen gallische, vorüber hispanische Lande, — linkshin bog das Schwanenschiff, dahin, wo Afrika von Süden, Europa von Norden mit trennenden Felsensäulen zu einander herübersieht.

Da gingen Rauchwolken von beiden Seiten her auf, Zeichen gebend, wie es schien, zu irgend einer raschen That, denn alsbald flatterten Wimpel über den Wassern, tauchten

schwellende Segel von beiden Seiten aus der Fluth hervor, wurden Schiffe sichtbar und schnellrudernde Böte, wie allsammt beeifert die Bahn des eilenden Schwanenkieles zu hemmen. Der trieb rasch zwischen den ersten durch, — Thorgalldur ungehindert ihm nach, denn aller Aufmerksamkeit schien einzig auf jenen wundersamen Fang gerichtet. —

Da zog unerwartet Siörtalunda's Schiff die Segel ein, und schien wie zweifelvoll von einer Seite zur andern auf seiner Bahn zu wanken.

„Vor ihr ist Gefahr!“ rief Seekönig Thorgalldur aus. „Da gilt es mir, in's Vordertreffen zu fahren, und Alles zu brechen, was dem hohen Bilde seine Bahn zu sperren wagt!“

Und rasch warf er mit dem gewaltigen Steuerruder sein Schiff zur Seite, daß schäumende Wellen über den tauchenden Bord hinsprützten, und dann wieder ging es im stürmigen Fluge gradaus, vorbei dem Siörtalunda's-Schiff, und auf die mohrischen Barken los, die sich, wie Thorgalldur es vermuthet hatte, in dichtgeordneter Reihe der Fahrt entgegenzustem-

men verſuchten. Als aber ſein Schiff in der gehörigen Richtung war, übergab der Seekönig das Steuer einem andern tüchtigen Kämpfer, und er ſelber ſprang mit hochgeſchwungenem Speer und zornfunkelnden Augen an die Spitze des Fahrzeuges vor, lautſingend, daß es durch Wogengebraus und Schiffergelärm vernehmlich hindröhnte:

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!“ —

Da trauten ſich die leichten mohriſchen Barken den Stoß ſeines Langſchiffes, die leichten mohriſchen Sinne die Flamme ſeines Muthes nicht auszuhalten. Von beiden Seiten gab Alles Raum, ein einziges allzukeckes Boot ausgenommen, welches Thorgalldur in ſeinem Zorn überſegelte, daß die Mannſchaft fürchterlich ſchreiend zu Grunde ging, und wiederauftauchend von dem nachſtürmenden Schiffe Siörtalunda's unwiederbringlich niedergedrückt ward in den rettungsloſen Schlund.

Wildjubelnd ſahe ſich Thorgalldur nach der ſchönen Seeheldinn um, die gleich ihm an der Spitze ihres Fahrzeuges ſtand, in ihren leuchtenden Waffen hell. Aber finſterm Blickes wandte

ſie ſich von ihm ab, und ſang etwas zu ihrem Schiffsgeſinde, wie ein düſtres, unheilbringendes Lied.

Thorgalldur, ganz an ihre Blicke gebannt, ſahe ſtarr nach ihr hin, und keinen Feind gegenüber ſehend, achtete er auf den Lauf ſeines Schiffes nicht mehr.

Da weckte ihn plötzlich aus wunderbaren Träumen ein furchtbarer Stoß ſeines Schiffes, der ihn — wie er ſo frei und ſtolz am äuſſerſten Borde ſtand — beinahe in die Fluthen geſchleudert hätte. Ein lauter Schreckensruf der Schiffsleute drang wolkenan. Das Schiff ſaß auf einer Untiefe feſt, und noch konnte man nicht ermeſſen: hielt es blos eine Sandbank ſo unbeweglich, oder hatte vielleicht eine ſcharfe Klippe ſein tiefſtes Innres durchſpalten. Raſch eilte der rüſtige Thorgalldur in des Fahrzeugs unterſten Raum hinab; — ſeine Bohlen und Balken hielten feſtgefugt um den Kiel zuſammen; kein Tropfen Waſſers drang ein. Da war der Seekönig im Augenblick wieder auf dem Verdeck, beruhigte die erſchreckten Gemüther, und ſchnell dann ſchwang er ſich über

Bord in die Fluth, das Fahrzeug als ein flinker Schwimmer umkreisend. Plötzlich richtete er sich empor, und stand nur bis an den Gürtel im Wasser, sprechend: „Hier ist die Bank, die unsre Fahrt uns hemmt. Ich fühle festen Sand unter meinen Füßen. Herab zehn rüstige Arbeiter, so macht Ihr das Schiff in kurzer Stunde wieder flott.“ — Und wie nun die Mannen ihm nachklommen, und nach seinen Winken zur Arbeit grissen, und er so hoch und schöngeharnischt unter ihnen stand, wundersam von der grünlichen Meeresfluth umspült, — da war es fast anzuschauen, als sey aus den krystallnen Burgen ein Wasserfürst emporgetaucht, seine Macht und Pracht in freudigem Übermuth einmal der Oberwelt offenbarend. Aber es sollte noch schöner kommen.

Denn als Thorgalldur seinen Blick einmal von der Arbeit zur Seite richtete, schwebte neben ihm ein Nachen heran, und darin mit vielen Schildjungfrauen Siörtalunda, in ihrer wundersamen Herrlichkeit das Schaffen der Andern voll klarer Umsicht leitend und fördernd, so daß mit einigen vorgespannten Seilen der

Nachen das Schiff von der Sandbank löste, und es bald wieder auf freier Meeresfläche dahin fluthete. — Nun rief die Jungfrau dem Seekönige und seinen Begleitern zu: „Steigt ein, daß wir Euch wieder an den Bord Eures Langschiffes fördern!“ —

Aber Thorgalldur und die Seinen standen auf der Sandbank mitten im Meergefluth wie ganz versteinte Wesen fest, denn es war ihnen, als schwebten vor ihren Augen anmuthige Meeresgöttinnen im zauberischen Wellenreigen, sonnig bewaffnet, hin und her. — Da rief Siörtalunda etwas zornig aus: „Wie nun? Wollt Ihr verderben als ein elendes Spielwerk der tändelnden Fluth? Hierher in den Nachen! Ihr seht ja, Euer freigewordenes Fahrzeug wallt schon auf der hohen See!“ —

Und die Kriegsleute — Thorgalldur, mit dem sieghaften Speere winkend, voran, — warfen sich in die Fluth, und schwangen sich von beiden Seiten, vorsichtig das Gleichgewicht haltend, um ihre Helferinnen nicht zu gefährden, in den Nachen hinauf. —

Da schaute aber Siörtalunda den Seekö-

nig mit zorngluhenden Blicken an, und sagte: »Wer hieß Euch vorhin mir so ungebeten Hülfe leisten? Wißt Ihr denn, ob das nicht etwa meine Freunde waren, die Ihr niedersegeltet in der Meerenge zwischen dem Hispanier- und Mauritanierland? O wahrlich, Ihr seyd nur zu todtlichen und höchstfurchtbaren Ausgängen mit Euern Kampfesthaten berufen, Ihr junger, ungestümer Nordlandsheld!« —

Thorgalldur ermannte sich gewaltsam zu keckem Trotze, entgegnend: „Wenn es denn Eure Freunde waren, was segeltet Ihr die Wiederauftauchenden noch vollends in den Grund?“ —

„Sehr weise gefragt!“ erwiederte die zürnende Jungfrau. „Ein Seekönig, wie Ihr, sollte doch wissen, daß Strom und Sturm ein Schiff dem andern auch unwillkürlich nachreißen kann.“ — Da neigte Thorgalldur sein Haupt vor der Herrinn voll tiefer Demuth, und sagte: „Hab' ich Euch wirklich Eure Freunde in den Abgrund gesegelt, so steht hier vor Euch mein ganz verfallnes Leben, und nehmt nur daran Eure stolze Rache, wie Ihr könnt und wollt.“ —

Aber die Jungfrau ſenkte noch tiefer ihr Haupt, und Thränen rieſelten ſanft aus ihren Augen, während ſie flüſterte: „Nicht haſt Du meine Freunde in den Grund geſegelt, ſondern meine ergrimmteſten Feinde, und Dir, dem ich ſeine Heldenhülfe mit ſo ſchnöden Worten dankte, Dir, o Thorgalldur, iſt dieſes ſtolze Haupt verfallen, und trenne Du es von ſeinen Schultern, wenn Du willſt!“ —

Sie nahm den Helm von ihrem dunkelbraunen Gelock, und neigte das blühende Haupt noch tiefer. Aber als der Seekönig ſie mit liebkoſenden und bewundernden Worten emporrichten wollte, da erhub ſie ſich von ſelbſt ganz hochmüthig und herriſch, und ſagte:

„Ich bot Dir mein Leben zur Buße für angethane Schmach, — Du willſt es nicht. Wohl gut. Aber bilde Dir nicht ein, daß es Deiner Schmeicheltöne bedürfe, mir den kühnen Geiſt aufrecht zu erhalten. Ich ſtamme aus eben ſo ſtolzem Norwegsblut, als Du. Hat Dir die ſchwächliche Träumerinn Mona nicht geſagt, daß ich von dorther ſtamme?“

Nein, Herrinn. Sie ſprach nur, ihr Va-

ter habe ſich von Deiner zauberkräftigen Mutter zu der ihren gewandt.«

„Ha, das war meiner großen Mutter einzige Schwachheit, daß ſie, als eine herrliche Schildmaid ſieghaft die Welt durchfahrend, ihr Adlergefieder senken wollte, jenem kaledoniſchen Sperber zu lieb. Seine ſchwächliche Treuloſigkeit zwar trieb ſie wieder auf, und trieb ſie in meines Vaters, eines däniſchen Helden, Arm, — aber des gaukelnden Sperbers Lüge nagte dennoch blutig an ihrem edlen Herzen. Da hat ſie in der Todesſtunde eine Verwünſchung auf mein Haupt gelegt, ich müße die arme, leicht erſchreckte Mona verfolgen und bekriegen bis —“

Sie verſtummte. Eine hohe Röthe flammte über ihre Wangen, und das ſchöne Haupt in ihren langwallenden Purpurmantel verhüllend, flüſterte ſie:

„Mona iſt ſicher vor mir, von dieſer Stunde an. Sicher ſchon hätte ſie früher ſeyn ſollen von mir, — ſchon damals, — o ſtill! Das brauchſt Du nicht zu wiſſen! Genug, mein letzter Anfall auf Mona's Gebiet ging wider meiner Mutter Gelübde, und deshalb mislang

er.“ — Und ihr Antlitz entschleiernd, sagte sie wie mit schmerzdurchzuckter Hoheit: „Steig hinauf, Du wunderlicher Sieger! Da bist Du nun wieder an Deinem Schiff. Aber warum hast Du wider mich gefochten?“ —

Er wollte antworten, ein schwellendes Meer der Reue und Sehnsucht in seiner Brust, — da winkte sie ihn so streng' gebietend hinweg, daß er in fast unwillkürlicher Eil sich hinaufschwang an seines Schiffes Bord. Aber als er nun droben am Steuerruder stand, blickte er mit glühenden Augen der abwärts rudernden Barke nach, und sang:

»Dich umkreist, wie Wolke die Sonne,
Dich umschwebt, wie Phönix den Lichtglanz,
König Thorgalldur, Du Königsheldinn!
Kämpf in den Tod ihn! Sonst läßt er nicht von Dir!« —.

Und sie sang mit wunderbar bewegter Stimme zurück:

»Muß es denn seyn? Nicht will das Nein mir
Aus der ermatteten Seele klingen! —
Schiffe denn, König Thorgalldur, schiffe
Nach mir auf schlachtendräuender Sturmfahrt!« —

Indem hatte sie ihr Schiff wieder erreicht, und es bestiegen. Los wurden alsbald dessen Segel gelassen; im stürmigen Westhauch segelte sie an Thorgalldurs Fahrzeug vorüber, und winkte ihm mit der schwanenweißen Hand, daß er ihr folge. Und freudig gehorchte er dem holden Gebot; und wieder im rastlosen Fluge ging die wundersame Reise der beiden Nordlandsschiffe meerein.

Schon hatte man fast das blühende Eiland Sicilia umsegelt, da lösten sich aus einer weitvorliegenden Bucht desselben drei bewaffnete Mohrenschiffe, und von Meeresstrom und Wind begünstigt, schoßen sie gleich Falken auf das Fahrzeug der schönen Siörtalunda los. Wohl sahe Thorgalldur mit seinen im Licht des südlichen Himmels noch heller strahlenden Kämpferaugen, wie die Heldinn mit stolzem Anstand neben das Steuerruder trat, und ihre Kriegsmannen zur Schlacht ermunterte, — ja, und er sah auch, — er sah es ganz deutlich, wie sie mit unversehener Wendung nach ihm zurückschaute, und ein

rascher, wohl jedem Andern unbemerkbaren Schwung ihres Speeres zu sagen schien: „Nun gilt es, Thorgalldur! Nun hilf!“ — O, wie froh nun fühlte sich Thorgalldur, daß er das endlos schäumende Roß, Meer geheissen, so gut zu beschreiten und zu bändigen verstand!

„König Thorgalldur, der reitet im Sturme!“ — sang er, freudiger als noch je, in Wind und Welle hinaus, und während seine Genossen nach seinen Winken die Segel stellten, den Luftzug in günstigen Wendungen fangend, lenkte er so gewaltig und kunstgeübt das Steuer, daß der Schnabel seines Schiffes eines der angreifenden Fahrzeuge in die Seite faßte und es mit eben so unwiderstehlicher Kraft in den Grund segelte, als es früher in der afrikanischen Meerenge mit jenem trotzigen Boote geschehn war. Umheult vom Wehegeschrei der Sinkenden trieb der Seekönig sein Schiff vorwärts, hin, wo die beiden andern Feindesbarken, achtlos der verunglückten Waffenbrüder, sich von beiden Seiten an Siörtalundas Schiff gelegt hatten, und schon im wüthenden Ringen begannen, es zu ersteigen.

„Dorthin!“ rief Thorgalldur, einem seiner lieb-

sten Waffenbrüder das Steuer übergebend, und ihm mit der Hand die Seite bezeichnend, wo er dem Einen Feindesfahrzeuge Gleiches mit Gleichem vergelten sollte. Er selbst aber schwang sich in das Meer hinab, und dem Schiffe der Herrinn zuschwimmend, rief er aus den Fluthen herauf: „Siörtalunda, ein Seil am Steuer herab! Siegen muß ich neben Dir oder sterben neben Dir!“ — Und die Herrinn senkte ein Seil, grün in freudiger Hoffnungsfarbe strahlend, beim Steuerruder hinab, und knüpfte es sorgfältig an den kunstreich durchbrochnen Bord ihres Schiffes fest. Da schlang der in seinen schönen Waffen goldig leuchtende Held die Hände und Schenkel fest um den starken Leitfaden her, und wie von Fittigen getragen, schwebte er hinauf gegen des kampfbedrohten Fahrzeuges Rand, und mit rüstigem Schwunge, silbertröpfelnd, wie bei jenem Kampf an der kaledonischen Küste, stand er urplötzlich neben der Herrinn fest, sie anlächelnd aus dem offnen Helm, wie die frische Morgensonne aus regensprühenden Gewitterwolken lacht.

Siörtalunda blickte staunend auf des jungen

Helden Herrlichkeit. Er aber gönnte sich nur Einen tiefen erquickenden Athemzug, — dann loderte sein gutes Schwerdt sonnigblank in seiner Rechten auf, und den goldfarbnen Schild, der ihm am Halsriemen über den Rücken hing, lösend und ihn hoch in der starken Linken emporschwingend, warf er sich mit freudigem Jubelgeschrei in die dichtesten Ringe des auf dem Verdecke tosenden Kampfes. —

O wer da den begeisterten, jugendfrischen Helden gesehn hätte, fechtend vor den Augen seiner Herrinn in unbeschreiblicher Freudigkeit und Kraft! — Die Feinde konnten es auch nicht lange vor ihm aushalten. Wie geblendet taumelten sie theils in ihr Blut, theils in das Meer, theils von beiden Seiten auf ihre Schiffe zurück.

Aber das Eine Fahrzeug bestürmten bereits Thorgalldurs Mannen; in das andere schwang er selbst sich den Flüchtigen nach, gefolgt von Siörtalunda's Kriegern, und nicht lange, so rief es auf beiden Feindesschiffen: „Gnade!“ und die Sieger senkten nach großmüthiger Nordlandssitte ihre Schwerdter, und das Tosen der Schlacht auf den Wassern schwieg. —

Der Held wandte sich nach seiner Herrinn zurück, und feierlich vor sie hintretend, wo sie still am Steuer leuchtete, gleich einer Kampf und Sieg bestrahlenden Sonne, sprach er:

„Was gebietet Ihr, schöne Herrscherinn, daß wir mit den eroberten Schiffen beginnen?“

„Gebt sie den Gefangenen zurück,“ sagte sie, — „und laßt die mit ihren Todten und Verwundeten nach ihrer Insel zurückfahren. Das wird die mohrischen Räuber dort viel herber erschrecken, als wenn wir die Beute mit hinaufführten auf unsere weitere Fahrt. — Oder liegt Euern Kriegsmannen wohl mehr an Beute als den Meinigen? — So nehmt für sie, was die fremden Barken etwa Köstliches enthalten; Männer und Schiffe aber laßt ziehn.“ —

„Ich mein',“ — sagte Thorgalldur stolzen Blickes, — „Ihr hättet schon merken können, daß meine Kriegsleute nicht eben schlechtere Normannen sind als die Euern. Was mögt Ihr sie mir denn so in's Angesicht schmähen, als beutegieriges, ungroßmüthiges Volk? —

Siörtalunda senkte fast ihre Augen vor den Flammen seines Angesichtes, und sprach mit sanf-

terer Stimme: „Ich wollte Euch nicht beleidigen, Held. Es haben doch sonst wohl edle Normannen sich an edler Beute das Herz erfreut.“

„O ja,“ entgegnete Thorgalldur, „an Königreichen allenfalls! An elender Schiffsgeräthschaft und solchen Jämmerlichkeiten aber nun und nimmer.“

„An Königreichen! wiederholte die Herrinn, und ihr Blick leuchtete wieder stolz empor. „So ist es recht, und so auch gedenk' ich es selber zu halten. Geht jetzt, Thorgalldur, und entlaßt mir die Jammergesichter auf ihren häßlich bunten Brettern. Und dann kommt wieder. Ich hab' Euch viel Höheres zu berichten.“

Er flog, ihren Befehl zu vollführen. Bald segelten die bestürzten Mohren wie im halben Traum wieder nach der Insel zurück; Thorgalldur aber und Siörtalunda standen beisammen auf dem hohen Schiffe, gleich zwei strahlenden Göttergestalten aus der Sagenwelt dieser wundersamen Gegenden, von rückwärts her angestrahlt mit den Lichtern der scheidenden Abendsonne, die ihre Schatten in wunderbarer Länge

wie beſiegte dunkle Feinde vor ſie hinſtreckte auf das Verdeck. Da begann Siörtalunda, während ſie aus den Saiten einer neben ihr lehnenden, herrlichen Harfe einzelne gewaltige Akkorde entlockte, folgenden wunderſamen Spruch, halb Rede, halb Geſang:

»Siehſt Du da vor uns die trüben Schatten?
Rieſiger viel, als wir, —
Aber auch dunkler viel als wir, —
Geſtaltlos aus einander gezerrt! —
Mein Freund,
O wie bebt mir vor ihnen die innerſte Seele! —
Das ſind wir, — und doch ſind wir es nicht. —
Was iſt in uns die trübe Alfenmacht,
Die wir ſind, und die wir doch nicht ſind! —
Löſe, mein Held, löſ' uns von ihr,
Löſ' uns von den verzerrten Schatten,
Die wir ſind und doch nicht ſind, —
Löſ' uns, daß wir, ſtatt trüblichen Dunkels,
Wo wir wandeln ein ſeliges Licht verſtreun! —
Du ſchüttelſt ſchweigend Dein goldumlocktes Haupt, —
Der Schatten auch vor Dir ſchüttelt ſein finſtres Haupt,
Als höhn' er Dich, Goldumfunkelter,
Und flüſtre: »Bei Dir bleib' ich ja doch,
Ich Dunkler, und bin Du ſelbſt!« —
Scheuchen ihn möcht' ich, —

Da streckt mein Schatten den schwarzen Arm empor,
Lang, misgestaltet wie Drachenfänge,
Länger und länger stets, —
Ich bin's, die er bedroht, das Gräuelbild,
Und bin das Gräuelbild selber, —
Weh, und bedrohe mich selbst! —
Halt, Du Schatten! Zorniger Schatten! —
Sieh, ich schlage die Arme zusammen,
Hülle mich tief in den dichten Mantel, —
Sieh, und gestaltlos mußt Du lauern,
Darfst nicht dräuen, und zürnst nur regungslos. —
Aber auch stumm ward die Harfe! —
Und wie ich mich rege,
Leise nur rege,
Die holden Saiten zu rühren,
Beginnst auch Du auf's neue
Den schaurig verzerrten, nachahmenden Tanz! —
Ihr Saiten verstummt!
Ich hülle mich ein,
Bis die milderen Lichter der Nacht
Am dämmrigen Himmel waltend,
Verlöschen, o Schatten, Euch Euer schauriges Spiel!«

Und das Haupt dicht mit ihrem Mantel wie überbauend, sprach sie darunter mit gedämpfter seltsam fremder Stimme hervor:

„Ich wollte Dir erst Alles in Klang und

liedestönender Stimme kunden, o Thorgalldur, aber die finstern Schatten wollen es ja nicht. Und möcht' ich auch harren, bis die Nacht heraufkommt, — ach dann ist es ja nicht so schön mehr in der Welt, und die Saiten der Harfe schwirren so wild in das rauschendere Fluthen der See! — Thorgalldur, vernimm es nur; — mich hat für Dich ein wunderlicher Mann gefreiet, — er war ein Skalde, und weihete sich für unsern Bund den Gestalten der uralten Nacht. Das sagte mir ein fürchterlich weissagender Traum im Augenblick, wo er sein Todesgelübde that, — und nun ist der tönende Skalde versunken, — und da riß der Sturm unsre Schiffe an einandar vorüber, und ich kannte Dich aus dem Traum alsbald!" —

„So bist Du denn mein!" rief Thorgalldur, und wollte sie umfassen, und hoffte mit leisem Schmeicheln die schwere Purpurhülle von dem lieblichen Haupte zu ziehn. —

Sie aber flüsterte: „Laß mich, Du Finsterverlobter! Denn sonst umfassen sich ja dort vor uns die verzerrten Riesenschatten auf dem Verdeck!"

Und schaudernd, und sein Blut wie zu Eis geronnen, blieb er regungslos stehen neben der verhüllten Braut. Sie erhub aufs neue ihre gedämpfte Stimme und sprach:

„Ich will Dir es nun gestehen, — nur bis ich Den gefunden hätte, den meine Seele liebt, geschaut ihn mit lebendigen leuchtenden Augen, — bis dahin nur sollte ich die arme bebende Mona sieghaft verfolgen, — so klang meiner sterbenden Mutter Zauberlied. — Das wollte ich mir aber nicht gestehn, daß es schon geschehen sey, — ich, strebend damals hierherwärts, ich gab dem Sturm wieder nach, und wandte mein Schiff nach der kaledonischen Küste zurück, mit aller Kraft und allem Muth zum Kampf wider Mona, — Du weißt, o Thorgalldur, — ich spröde Schildjungfrau verlor zum erstenmale den Sieg! O wie ich Dir zürnte! O wie ich Dich liebte!“ —

Der Sinn der süßen Worte durchbebte mit Entzücken des Seekönigs Herz, — der dumpfe Grabeston, in welchem sie aus den pressenden Gewanden hervordrangen, erfüllte ihn mit kältendem Schauder. Die wunderbare Stimme schwieg:

Nach einer Weile flüsterte sie: „Ist nun die Sonne hinunter, Thorgalldur? Oder lagern vor uns die Schatten noch?

„Die Sonne ist hinunter," — sagte der König, — „und die langen Schatten der Nacht beginnen sich so tief über die ganze Welt zu lagern, daß die einzelnen Schatten, vor denen Du Dich fürchtest, verschwimmen." —

„Fürchten!" rief Siörtalunda aus, wie ein anmuthig zürnender Wiederhall. „Fürchten! Wer sagt Dir denn, o Thorgalldur, daß es irgend Etwas auf der ganzen Welt gebe, davor Deine Freundinn sich fürchten könne?" —

Und zurück schlug sie ihr Gewand, und blickte glühenden Auges nach dem jetzt schon von Sternen befunkelten Himmel empor. So stand sie eine ganze Zeitlang, und der Seekönig, von dem Himmelsspiegel ihres Angesichtes süß bezwungen, sank wie vor der Erscheinung einer Walküre auf sein Knie.

Die Herrinn aber reichte ihm in plötzlich erwachender Besinnung die zarte Hand, und zog ihn mit Männerkraft empor. — „Was es nun gilt!" — sagte sie, und ihre Augen fun-

kelten beinah' heller, aber auch wohl furchtbarer, als die Gestirne; — „was es nun Kühnes gilt, o König! Willst Du mich fragen! — Sieg gilt es, oder furchtbar herrlichen Untergang. Schau! An dem Uferarme dorten liegt eine lustige Stadt, Neapolis genannt. Auf die ist all mein Streben, mein zorniges Streben verderblich hingewendet. Neustadt in unsrer Sprache heißt der flimmernde Bau. Ja, hieße er Paläapolis oder Altstadt, — da ließe sich Etwas dafür mit unsren Heldenwaffen beginnen. Nur aus dem schönen, sagenreichen Alten keimt die rechte Jugend auf. Aber so ein Neustädtlein, — das ist nicht alt, nicht jung, will immer neue Kunststücklein aufführen, und stürzt darüber, noch ehe sich's ein gewöhnliches Menschenkind versieht, verderblich in den Graus hinunter der alten Nacht! Verderblich, sage ich Dir! — Und ausnehmend sicherlich noch obenein! — So hallet und schmettert der höhnende Donner des Schicksals durch meine Worte, — hörst Du ihn nicht, Thorgalldur? Mir ist doch, als schmettre er vernehmlich genug.“ —

„Ich weiß nicht,“ — sagte der Seekönig sinnend. — Mir tönen Deine Worte entsetzlich, und doch auch wie toller Hohn, wenn ich denke, daß Deine Heldenkraft sich gegen solch eine luftige Ansiedelung zu wenden gedenkt! Gegen so eine Neustadt!“ —

»Die Altstadt liegt droben auf dem Berge!“ sagte Siörtalunda, und hob den weißen Arm, halb drohend, halb wegweisend, hoch in die immer tiefer dunkelnde Nacht empor. — „Siehst Du denn nicht, o Seekönig,“ — sagte sie, — „wie die Flammen da droben von des Vesuvius Spitze emporzüngeln gegen das wolkige Schwarz? — Da droben will ich meine Burg mir erbauen, will wohnen, wie die zaubrische Heldenmaid Brynhildur gewohnt hat in der flammenumloderten Burg Wafurloga, und als meinen Helden in Mitten der Flammen, — ich, die nieschlummernde, nieträumende Zauberköniginn, — als meinen Sigurd, o König Thorgalldur, ernenn' ich Dich! Das soll dann die furchtbare herrliche Altstadt seyn, und wir zweie dort endlos fröhlich und jung, und zu unsern Füßen krümme sich unten in Neapolis das verlodernde Gewürm!“ —

Der Seekönig, wie von einem seligen Rausche umfangen, senkte wieder sein Knie vor der Herrinn Fuß, und sie empfing ihn mit glühender Umarmung, und in eben dem Augenblick liefen die beiden Schiffe in eine tiefe, wundersam geformte Felsenbucht ein, und legten sich, von den nächtigen Flammen des Vesuvius beleuchtet, schweigend vor Anker.

»Nach unsrer Felsenburg empor!
Empor nach Wafurloga's Flammenzaun!
Empor, eh' die Sonne noch lauscht! Denn Vesuvius winkt!«

So flüsterte die wunderbare Herrinn in Thorgalldurs Ohr. — Sich emporhebend sah er in Siörtalunda's über ihn gebeugtes Angesicht, vom Flammenscheine des zürnenden Berges zauberisch angestrahlt.

Sie winkte schweigend nach aufwärts. Noch nicht ganz gewiß, ob er wache, oder ob nur ein magischer Traum mit seinen Sinnen spiele, führte Thorgalldur die Herrinn an's Ufer, und folgte dann der vor ihm hinschwebenden weißen Schleiergestalt mit dem goldnen

Helme. „Sie iſt wohl gar,“ — dachte er unterweilen ſchwindelnd bei ſich ſelbſt, — „ſie iſt wohl gar die Elfe aus dem Flammenborne des Hekla, und will hier einen Beſuch abſtatten bei der Schweſter, die im Veſuvius Wohnung hält? — Denn ſchneefarb ihr Kleid, — goldigroth ihr Helm, ſo ſchneeig und mit gluthrother Flammenkrone ſieht ja auch grade der Hekla aus, — und dazu ſcheint ſie hier ſo ſchauerlich gut Beſcheid zu wiſſen, — Elfe, wer biſt Du, und wo gehſt es hin?“ —

Das wollte er eben fragen. Aber die Elfe ward jetzt in ihrem Laufe ſelbſt gehemmt, indem ſich ihr viele Hirten und Hirtinnen entgegendrängten, und ihr den Weg verſperrten, vor ihr niederknieend und ſingend:

»O Nymphe, die im magiſch kräft'gen Wollen
Den alten Feuergott denkt zu begrüßen,
Halt ein! Wir Armen flehen! —
Siehſt Du denn nicht die heiße Lava rollen
Im ſchrecklichen Ergehen?
Hemm ſie! Sie lechzt nach Deinen zarten Füßen!
Wenn Du hinauf Dich flügelſt,
Eilt ſie, Dir zauberluſtig zu begegnen,
Doch auch verderblich uns zu überregnen

Mit wilden Feuerfunken!
Doch wenn Du selbst dich zügelst,
Macht sie wohl Halt, in Staunen ganz versunken,
Weil ihr ersehntes weißes Jagdwild weilet! —
O halt, zu stolze Nymphe,
Weil sonst in der verderbenglühenden Lymphe
Dich Dein Geschick ereilt,
Und Gluth und Tod in Dich und uns sich theilet!«

Aber Siörtalunda schreckte mit zornigem Lachen die Haufen der Flehenden, daß diese von beiden Seiten zurücktaumelten, und Thorgalldur ungehindert der eilenden Herrinn bergan folgen konnte, während ein Feuerstrom, wie es das flehende Lied verkündet hatte, den Beiden von dem Gipfel furchtbarlodernd entgegenquoll. —

„Es ist unser Bote, — nur daß er ganz widerwärtig uns entgegenrennt!“ sagte die Herrinn, als sie den glühenden Lavastrom erreichten, und dicht an seinem Bette aufwärts gingen. „Nicht wahr Thorgalldur, Du fürchtest Dich doch nicht vor seinem Gange voll goldiger Gluth?“ — Wer sagt Euch, daß ich mich schon jemal gefürchtet habe?“ — entgegnete

der Seekönig, und aufwärts fürder ging die eilende Wandrung. —

Die Bäume wurden einzelner und starrer, die Klippen wilder, und unbetretner der Pfad. —

Da kamen einige kühne Arbeiter, die hier das einsam, Niemandem angehörige Holz hatten fällen wollen, ihnen mit geschwungnen Äxten entgegen, und riefen: „Zurück! Zurück! Seht Ihr denn nicht, daß der Berg im Zorne zu glühen beginnt? Fühlt Ihr's denn nicht, daß er unter Euern frevelnden Tritten erdröhnt? Kehrt Euch! Hinabwärts wendet Euern Gang! Er duldet es nicht, daß Menschen hinaufwärts ziehn, seinen drohenden Flammengrüßen entgegen! — Halt! Soll die ganze Ebne drunten Eure Thorheit büßen? Halt! Oder wir weisen Euch gewaltsam zurück!“

Aber wie die beiden Heldengestalten ihre goldnen Schilde hoben, und ihre leuchtenden Speere schwangen, wichen die bäuerlichen Männer staunend mit gesenkten Beilen auseinander, und gaben ihnen Raum, leise flüsternd:

„Es sind zwei lebendig gewordne Götzenbilder aus der uralten Heidenzeit! Aus ihrer

Steinumhüllung in den moosigen Tempeln haben sie sich losgemacht! Mavors ist Dieser, und Jene die strahlende Minerva!“ —

Das Paar zog schweigend hindurch, und weiter aufwärts immer ging die furchtbare Wandrung. —

Die letzten Bäume verschwanden nach und nach aus ihren Blicken. Ein ödes lockeres Steingerüll thürmte sich vor den Eilenden auf als des Berges höchster Gurt unterhalb seiner Flammenkrone. Einen Augenblick stand Siörtalunda still, und wandte ihre Blicke rückwärts nach der jetzt vom aufstrahlenden Monde lieblich beschimmerten Gegend und ein leiser, tiefer Seufzer quoll aus ihrer Brust. Davor ward es in Thorgallburs Seele viel stiller und lichter, als vorhin. »Siehe,“ sprach er mit sanfter Stimme, „nun bist Du ja doch nicht die zornigkalte Heklaselfe, wie mir es vorhin beinah' vorkommen wollte. Nun bist Du ja doch ein zartes, liebevolles Weib, mit sanfter Wehmuth in Deinem Herzen!“ Und wie sie versuchte, ihn zürnend anzublicken, setzte er hinzu: „Nicht stelle Dich so fremd ingrimmig an!

Dein Seufzer ja säuselt noch an meiner Wange.“ — Da hielt sie die schöne Hand vor die Augen, und sang leise, leise:

»Wie friedlich sanft die freundliche Gegend schläft,
Von Lüften durchhauchet süß, und von Mondesstrahlen
Durchsilbert, und durchsäuselt von Goldfruchtbäumen!
Durchspielt von Träumen seliger Huld. — Und Friede,
Ach Friede, Friede, aller Göttergebilde
Freundseligster bauet sich Lauben hier!« —

Aber schnell verstört rief sie mit herber Stimme durch ihren holden Gesang: „Nein ab! Nein ab für uns mit den kindischen Träumen! — Hinauf! Denn Wafurloga winkt, und scheu zusammen zittert schon der Fried' im schlummernden Land, und regt die Taubenschwingen ängstlich, daß die Kinder im Schlummer winseln, — er weiß nun schon: er muß fort! —

Damit wandte sie den Schritt zum erneuten Klimmen bergauf, — aber ein dunkles, hohes Greisengebild in langewallenden Gewanden trat ihr entgegen. Sie stand, und es war als riesle ein leises Erzittern durch sie hin. — „Was hemmst Du mich?“ fragte sie mit

zorniger Stimme. Aber die Stimme bebte doch. —

„Du fühlst, was in Dir vorgeht!“ sagte der Alte. „Ein heiliges, warnendes Beben erfaßt Dir Seele und Leib. O wende noch um! Du bist ja viel zu gut, um Dein schönes Leben den flammenden Abgrundsmächten hinzuschleudern. Dich sollten nur goldne Sonnenstrahlen beleuchten, oder liebliches Gefunkel des Mondes, Du zarte Blume Gottes! Was hast Du nun zu schaffen mit den zornrothen Flammen aus endloser Nacht?“ —

Siörtalunda wollte fürder, aber sie vermochte es nicht. Sie stand, und murmelte etwas wie Beschwörung in sich hinein. Da sagte der Alte sehr ernsthaft:

„Halt inne! Du armes, schönes, entsetzlich von bösen Geistern irre geführtes Weib, — halt inne! — O wende doch nur Deine Augen, Deine lieben holden Augen freundlich gegen mich und gegen den Himmel auf, denn ich habe Dir nur Schönes und Gutes zu verkünden.“ —

„Verkünde! — So etwas thut meinem

Leben Noth!“ murmelte Siörtalunda; — doch ſie ſchlug ihre Augen nicht auf. —

Und der Alte hub eine herzerfreuende Kunde an, wie in unſern Zeiten ſie Jeder wiſſen kann, der ſich nicht muthwillig das eigne Herz verſtarren will.

Und der höher ſteigende Mond verſilberte dazu die Einſiedlergeſtalt, als wolle er nach ſeinen Kräften ſagen: „Hier hört nun her! Hier wird ein heller Freudenborn erſchloſſen für alle Weſen der ganzen Natur!“ —

Thorgalldur hätte gern mehr von der begeiſternden Kunde vernommen; — doch wie er ſo hinter ſeiner ſchönen Führerinn auf dem ſchmalen Fußwege ſtand, wollte ihm das nicht recht gelingen. Aber achtſam auf ſeinen Speer vornübergelehnt, hörte er, ſo viel er konnte.

Da ſchlug auf Einmal Siörtalunda Schwerdt und Schild zuſammen, daß der Klang über die bergige Einöde furchtbarlich hindröhnte, und ſchritt, an dem Einſiedler vorüber, zürnend bergan. Thorgalldur wollte das Gleiche thun, aber indem er der geliebten Geſtalt nacheilte, ſagte der Einſiedler im geduldigen Fürderſpre-

chen, — als gelte es, wo Menschen ihn nicht hören wollten, dem abwärts wogenden Flammenstrom:

„Es mag freilich nicht viel an der prunkenden Neustadt drunten zu loben seyn, aber steht es bei Dir, sie zu richten?“ —

Die einfachen Worte drangen mit wundersamer Gewalt an des Seeköniges Ohr. Er stand, und sah dem Alten in's Gesicht, — und da neigte sich ihm der hochgeschwungene Speer, und da mußte er das Schild vom Arm nehmen, und es niedersenken, um sich darauf zu stützen, — und auf Einmal rief er mit schauerlich schallender Stimme: „Wie bist Du denn hierhergekommen, räthselvoller Mensch? Und was treibst Du nun hier für ein Wesen, und tratst mir nicht lieber mit Waffen- und Harfenklang entgegen?“

Der Einsiedel schüttelte staunend und wie verneinend sein ehrwürdiges Haupt; — Siörtalunda jedoch, schon mehrere Stufen des schwarzen Steingerülles hinangeklommen, wandte sich stolz, und sagte, in den Mondeslichtern wundersam leuchtend, mit tönender Stimme:

Zögert mein Held? Wafurloga und alle süße Herrlichkeit der Liebe winkt! Ist denn Dir Dein weissagender Skalde, Dein Rudleif, umsonst zum Opfer gestorben?“ —

Thorgalldur aber stand regungslos, und erwiederte nur mit dumpfer Stimme:

„Wer sagt Euch, o Herrinn, daß mein Skalde Rudleif gestorben ist? Hier steht er ja vor mir in wunderlicher Siedlertracht, entronnen den Wogen des Meeres! Haltet an! Denn wo Rudleif warnte, galt es noch nimmer ein glückliches Vorwärtsgehn!“ —

Siörtalunda stand droben still, und den goldnen Helm aus der Stirn rückend, rieb sie, wie von einem jähen Schwindel ergriffen, die Stirn mit der Hand.

Aber der Einsiedler sagte laut, daß die droben es hören konnte: „Ich bin nicht Rudleif! Keinen lügenhaften Schrecknissen soll die heitre Wahrheit ihren Sieg verdanken! Doch Rudleifs Bruder bin ich, und habe auch Dich, Seekönig Thorgalldur, in Deiner aufblühenden Kindheit gesehn!“ — Und dann, von still ernsten Erinnerungen wie süß be-

wältigt, sprach er mit sanfterer Stimme weiter:

„Damals war auch ich ein fröhlicher Skalde, und ich wäre das auch wohl geblieben mein Lebenlang, nur daß der tiefe Nebel des Heidenthumes über Eure schönen Liedes- und Waffenklänge hinzog. Mich aber hatten die Ahnungslaute darin ergriffen, die von einer höhern Liebe und Freude stammeln, wie Wahnsinnige von sanften Wonnen, die ihnen aus glücklicheren Tagen noch herüberleuchten. Da zog ich dem seligen Schimmer nach, und habe ihn nach vielen schweren Kämpfen gefunden, o gefunden! — Und nun, Du lieber König Thorgalldur, gönne, daß ich auch Dir ihn aufschließen kann — Meinem armen, verwilderten Bruder, — ich vernahm es aus weissagenden Träumen nur allzugut! — den riß sein aufbeschworner Zauber in wilden Meeresgrund. Aber in Liebe für Dich ist er gestorben, und fürwahr, es rauschen nun keine wüsten Wogen mehr um ihn her. Du lieber König Thorgalldur, nun laß mich sein Werk an Dir auf eine schönere Weise vollen-

den. Nicht wahr, Du erinnerst Dich meiner noch?“ —

„Mir ist, — mir ist,“ — entgegnete der Seekönig sinnend und staunend, — „als hätte neben meiner Schildeswiege oftmalen dem schwarzgelockten Rudleif gegenüber ein goldhaariger, freundlicher Skalde gestanden und gesungen, — und der hieß“ —

„Was geht das uns jetzt an, wie er hieß?“ rief die zürnende Siörtalunda aus, die von der schon erstiegenen Höhe nach ihrem zögernden Lieblinge zurückgeeilt war. „Ist das Deine Liebe, o Thorgalldur, daß Du innehältst auf dem zweiten Drittheil unserer sieghaften Bahn, um zu forschen, wie eine träumerische Biene geheißen haben mag, die Deine Knabenspiele umsummte? — Zudem, — die Männer Seinesgleichen — ich kenne wohl diese dunklen Siedlergestalten! — Sie verwerfen ja die Namen, in denen die lieben Ältern und Geschwister sie liebten. Das muß mit ihnen gleich in ein ganz andres und fremdes Wesen sich umgestalten, und sie führen griechische und römische Benennungen, daß da-

vor kein nordiſches Menſchenkind ſie wiedererkennt!“ —

„Was mich betrifft, Du ſchöne, zürnende Herrinn,“ — ſagte der Einſiedel mit freundlichem Lächeln, — „da irrſt Du Dich ſehr. Ich heiße noch immer Frode, wie ich damals hieß.“

„Frode!“ rief der Seekönig tief bewegt aus. „Frode! Rudleifs Bruder! O ja, ſo war es! So iſt es!“

Und in lieber, kindlicher Wehmuth und Freude ſchmiegte er ſich an die Bruſt des Einſiedlers. Dem ſummte ein ſchuldlos freundliches Lied von ehemal auf den Lippen. —

Da ſchlug Siörtalunda zornig mit dem Speer auf ihren Schild, und ſang mit lauter Stimme dazwiſchen:

»Wafurloga! Wafurloga! —
Wie glühend herab vom nächtlichen Gipfel
Winket die flammende Krone! —
Wafurloga! Wafurloga! —
Wo weilt der Held, der in glühender Liebesgewalt,
Glühender weit, als Wafurloga's Flammen,
Hindurchſprengt, und den herrlichen Preis gewinnt,

Hochherrſchend dann über die Land' und Fluthen
umher? —

Wo weilt er? —
Sitzt in Siedlers kleiner Hütte,
Singt mit ihm ſich Knabenliedchen,
Träumt mit ihm von Knabentagen,
Tändelt hinweg die Mannestage, —
Wafuriega! Wafuriega!
Was loderſt ſo herrlich Du wolkenan? —
Wende Dich ſtumm in den Abgrund! —
Winke nicht! Er, dem Du winkeſt, ſchläft! —
Mohren, Ihr auf den Inſeln rings,
Ihr, zitternd, als er im Glanzlicht
Goldner Waffen, geleitend
Die göttergeſandte Herrinn,
Durch Eure Schiffe dahinfuhr, —
Dürft ferner nicht zittern und zagen!
Dürft ferner nicht lauſchen und lauern, —
Der Löwe ſchläft!
Der ſchickſalverkündete Löwe! —
Und ſeines Schutzes baar,
Verſchwindet in Nacht,
In blutige Nacht die herrliche Adlerinn,
Die herrſchen ſollt' ob Euern zertretnen Säbeln! —
Zertrümmert iſt der Adlerinn Blitzesſchwerdt!
Zerbrochen der Schwung ihres Zuges! —
Wafuriega! Wafuriega!

Du wunderdurchwandeltes Flammenſchloß,
Zu Wänden des Sieg's und der Ehre
Heraufbeſchworen aus feuerhauchendem Schlund, —
Hei, nimm zum kühn hoheitlichen Opfer
Nun ſelbſt die Beſchwörerinn auf!
Wafurlega! Wafurlega!« —

Sie klomm in verwildertem Muthe bergan; — vergebens ſtrebte der Siedler den jungen Helden zurückzuhalten. Der flog, wie verzaubert, ihr nach. —

Da ſagte der alte Frode: „Nun dann, — mit Gott! So muß auch ich hinauf. Kann ich nichts Fröhlicheres mehr, ſo kann ich doch vielleicht den Zauber noch hindern, der die Beiden in ewiges Verderben hinunterreiſſen müßte, und die blühende Gegend ringsum verwandeln in ein wüſtes, freudenlos gähnendes Grab!“ —

Er faßte ſeinen erzbeſchlagnen Stab, und klomm, das Ufer des Flammenſtromes entlängſt, den beiden Geſtalten nach, die im wachſenden Dampf des zornigen Berges immer größer und furchtbarer erſchienen. Er klomm, bis in den erſten Lichtern der Frühdämmerung er ſie Beide hoch über ſich am Rande des

grau'nvollen Kessels stehen sah, einander umschlungen haltend, die Speere wie zu gräßlicher Beschwörung über den dampfenden Boden weit ausgestreckt.

Und schon züngelten Flammen auf seltsame Weise daraus empor, und nickten mit den Häup'ern, als sollte das ihren gräßlichen Gehorsam kund geben, und dann erhuben sie sich hoch und starr, wie sprühende Säulen, deren Funken nacheinander faßten, um ein glührothes Gewölbe zu gestalten, — und der Rauch umher verdichtete sich zu schwarzen Wänden, und furchtbar klang Siörtalunda's jubelnde Stimme hindurch: „Wafurloga! Wafurloga!“ —

Dem guten Frode aber, wie er hinaufwollte zu den Beiden, ringelten sich furchtbare Dämpfe in Schlangengestalt entgegen, — der Berg erbebte unter ihm, — schwindelnd und erschöpft sank er in seine Knie, und in seiner betenden Seele war der heiße Wunsch: „O wenn die Beiden nicht anders zu retten mehr sind, so rette doch lieber der Tod sie vor ewigem Tode!“ —

Da bebte der Berg stärker und stärker, —

Thorgalldur und Siörtalunda wankten auf ihrem furchtbaren Stand; — „Wie wird Dir? Du schwindelst!“ rief Eines dem Andern zu, — und dann wieder: „O halte Dich an mir! O halte Dich fest!“ Und so einander innig umfassend, Jedes nur strebend das geliebtere Wesen zu erretten, flogen sie Beide plötzlich hinab, in den flammenden Schlund.

Das Tosen des Berges schwieg. Der Einsiedler sank in Ohnmacht nieder.

Erwachend sah er den freundlich blauen Tageshimmel über sich, den Lavastrom, an dessen furchtbaren Seite er lag, gehemmt und im Erkühlen, und wie er sich nun staunend emporrichtete, lachte ihn ringsumher Land und Seefluth in sonniger Freundlichkeit an. Ihm hauchte eine Vorahnung seligen Erwachens nach dem letzten und schwersten Kampfe durch die erquickte Seele, — da verdüsterte seine fromme Lust ein banger Gedanke an das Loos der Beiden, die hier so furchtbar aus dem Leben geschieden waren. Doch zugleich in lieblicher Klar-

heit ging ihm die Erinnerung eines Traumes auf, der ihn durch die Nebel seines Ohnmachtschlummers umleuchtet hatte. Da war ihm die Gestalt zweier Schwäne, auftauchend aus dem Flammengrabe des Vesuvius, erschienen, wie sie mit silberhell geläuterten Schwingen aufschwebten zu den goldnen Sternen empor. Und die Sterne begannen zu klingen, und die Schwäne sangen in unaussprechlichen Tönen ihren freudigen Schwanengesang. —

Aber da hemmte Frode sein Entzücken an der schönen Erinnerung, sprechend: „Ihr seyd wohl recht anmuthig, Ihr hübschen Bilder, und ich danke meinem Gott für Euch. Aber es giebt noch einen bessern Trost! Sie sind gestorben Eines in aufopfernder Liebe für das Andre. Da wird sich die ewige Liebe ihrer erbarmen!“ —

Er hat nachher oft in großer Freudigkeit auf demselben furchtbaren Steine gebetet, von wo Thorgalldur und Siörtalunda hinabsanken in die läuternde und errettende Gluth.

II.

Die reiche Parthie.

Erzählung

von

Fr. Laun.

1.

Der seltsame Thurm.

Mein Freund Ränbel und ich, der nunmehrige Oberhofadvokat Faßbinder, wir studierten in M. Von da mit dem Frühesten nach dem kleinen T. zum Pfingstschießen geritten, hatten wir uns dort bis Nachmittag ergötzt, um dann lustig und guter Dinge heimzukehren. Wir lachten viel. Und wie es so zugeht, wenn man in's Lachen kommt, auf Einmal rief Ränbel aus: Was Henker steht denn da für ein seltsamer Thurm vor uns. Nun sahen wir erst, daß wir den Weg verfehlt hatten. Statt nach M. zurückzugelangen, waren wir so eben kaum einige Büchsenschüsse noch entfernt von der Stadt B. —

Grade nicht aufgelegt, uns darüber zu betrüben, beschlossen wir den Rest des Tages und die Nacht in B. zuzubringen, da wir diese bekannte Fabrikstadt noch nie in der Nähe gesehen hatten. Jedes Abentheuer wäre uns willkommen gewesen.

Die von benachbarten Dörfern gemächlich zurückkehrenden geputzten Paare verkündigten den Festtag, der so eben zu Ende ging und der dünne Purpurschleier, in welchen der Sonnenuntergang die ganze Gegend gehüllt hatte, gab dem wohlgebaueten Orte ein besonders freundliches Ansehen. Der Stadtsoldat im Thore salutirte uns beim langsamen Einreiten mit der Thorkette und warf unsern wohlwollenden Gesichtern die flüchtige Bemerkung hin daß es sehr durstiges Wetter sey. Rändel war gutmüthig genug, sie zu berücksichtigen.

2.

Die schwarzen Augen.

Die große breite Straße vor uns überraschte uns nicht wenig mit ihren stattlichen

Häusern. Besonders stand ein wahres Prachtgebäude ohngefähr in der Mitte der Straße, vor welchem die Ehrfurcht in allen Gestalten, Ständen und Altern ihren Zoll abtrug. Die vorübergehenden Männer zogen die Hüte vor einem der Fenster im ersten Stocke so tief, daß wir schon gefaßt waren, wenigstens den regierenden Bürgermeister im Pfingststaate dort sitzen zu sehen. Diesem Herrn, wo möglich, einen Antrieb zu geben, daß er sein polizeiliches Auge zum Fenster herausneige und uns so den Anblick seines ganzen Brustbildes gewähre, nahmen wir, die wir bis dahin leise, wie auf Filzschuhen geritten waren, ohnweit dem Hause unsere Pferde mächtig zusammen.

Alle Fenster in der Straße flogen auf. Was einen Kopf hatte, streckte ihn heraus, so weit als möglich. Doch vor dem Gesichte, welches in jenem Hause zum Vorscheine kam, hätten wir beide fast das Gleichgewicht verloren, denn, alle Bürgermeister in Ehren! das Gesicht aber hatte keinen Bürgermeister, das hatte einen Engel, einen leibhaftigen Erzengel zum Eigenthümer.

Die Ehrfurcht riß uns den Hut vom Kopf, fast ehe die Hand wußte, was geschah.

Rändel und ich, wir liebten die Welt und die Menschen, wie hätten wir die Frauen nicht lieben sollen? Wie hätten wir nun vollends die Engel nicht lieben mögen? Ein einziger Blick aus dem schwarzen Auge dieses Mitglieds der himmlischen Heerschaaren machte den beabsichtigten Glanz unserer ganzen Reiterei zu Schanden. Wir waren froh, daß wir uns noch auf den Pferden erhielten, und zogen beschämt, wie sich solches nach dieser Demüthigung geziemte, Schritt vor Schritt, bis an's Straßenende, nach dem reinlich aussehenden Gasthofe zur langen Nase, vor dessen Thür ein knapp angethaner Kellner uns bereits zu erwarten schien. Zurück aber nach jenem Fenster mußten wir schon vom Pferde aus noch einigemal schauen und hatten wenigstens den Trost, die unserer Reitkunst so furchtbar gewordenen schwarzen Augen noch immer uns zugekehrt zu sehen.

3.

Schon Witwe?

Was befehlen die gnädigen Herren? fragte der Mensch, als er uns eine Treppe hinauf in ein artiges Zimmer gewiesen, von dem die Seite der Straße mit dem leibhaften Engel zu überschauen war.

Für's erste, — sprach Nändel, seinen Zeigefinger nach jenem Hause richtend — wer ist die Dame dort?

Ach — versetzte das Kerlchen, so seufzend, daß ich versucht war, seiner Begehrlichkeit ein niederschlagendes Mittel zu reichen — das ist die Krone unserer Stadt. Wer die einmal hebt, der hebt einen Schatz von ein Paar Tönnchen Goldes — An Patriotismus aber fehlt es ihr dagegen ganz erschrecklich. Meinen sie, daß einer unserer hübschen, jungen Herren ihr anstehe? Und doch hat sie alles der Stadt und dem alten Fröstler zu danken, der sie heirathete, wie sie kaum funfzehn Jahr alt war. Wäre nur das Testament nicht gewesen, da würde sie jetzt anders pfeifen müssen. Aber

der selige Kommerzienrath Fröſtler, heute vermachte er ihr alles und morgen heirathete er ſie. —

Händler und ich konnten vor Staunen nicht zu uns kommen. Schon Witwe alſo? rief ich aus.

Ja wohl, und das kaum. Früh war die Trauung und Mittags ſtarb er. —

4.

Das Wunder.

Der Patron heizte uns immer mehr ein mit dem Lobe der Schönen, deren Anſehen uns bereits warm genug gemacht hatte. Er gab ihr das Zeugniß, daß ſie die Ordnung, die Sitte, die Häuslichkeit ſelbſt ſey. Der ſelige Fröſtler hatte ſich ſchon in ihrem vierzehnten Jahre mit ihr verlobt gehabt und, grade wie nach der Trauung, die weite Reiſe in die Ewigkeit, vor derſelben auch eine ziemlich weite Reiſe in die Welt, machen müſſen. In dem halben Jahre ſeiner Abweſenheit nun, waren Verſucher aller Art zu dem wunderholden Kinde

getreten. Alle aber hatte ſie unbefriedigt fortgeſchickt.

Und der Kellner war wahrlich nicht ihr gedungener Lobredner! Der Groll, daß ſie unter vielen andern dortigen Chevaliers, auch dem Doktor, des Gaſtwirths Sohne, erſt vor ſechs Wochen ein Körbchen verehrt hatte, blickte überall zwiſchen ſeinem Lobe hindurch.

Kein Wunder, wenn uns dieſes phyſiſche und moraliſche Wunder, deſſen holde Sehwerkzuge fortdauernd auf den Fenſtern des Gaſthofs zu haften ſchienen, in denen wir uns ziemlich breit gemacht hatten, von Sekunde zu Sekunde mächtiger in die Augen ſtach.

Einen Haken haben indes die meiſten Dinge. Dies bedenkend, äuſſerte Rändel: Wer weiß übrigens, ob nicht hinter der ſchönen Geſichtsmaske ein ganz leeres Verſtandesbehältnis verborgen liegt? Dergleichen iſt ja eine Schalkheit, mit welcher die Natur die Bewunderer des Schönen gar häufig überraſchen ſoll. —

Kaum war ſein Wort heraus, ſo brachte auch der Kellner die beſtellte Limonade herein. Ohne gefragt zu ſeyn, fuhr er während des

Einschenkens, auf der Stelle in seinem Lobe also fort: Und zu so vielen Vorzügen der verwitweten Kommerzienräthinn kommt auch noch eine Munterkeit, ein Geist, die ihres Gleichen suchen.

Wenn schon die Kompetenz dieses Geschmacksrichters nicht eben anzuerkennen war, so blieb seine Bemerkung doch immer eine Art von Widerlegung des so gut in mir, als in Rändeln, aufkeimenden Besorgnisses. Sie wurde uns auch ein Antrieb mehr, auf nähere Untersuchung auszugehen.

5.

Eroberungsplan.

Und — fragte ich den Menschen — nicht ein Einziger hat bis jetzt den Schlüssel zu dem Herzen dieser Liebenswürdigen finden können?

Nicht einer! Seit einer Woche ungefähr hat sich zwar ein Fremder, der erst hier bei uns wohnte, ihr zu Gefallen in das Haus ihr gegenüber einlogirt, ein steinreicher Mensch dazu von keinem übeln Äußern. Allein der

ist die Sonderbarkeit selbst, und wird darum wohl schwerlich reüssiren. Übrigens ist er der einzige Mann, den sie, aber allezeit im Beiseyn seines alten Gesellschafters und ihrer Schwester, in ihrem Hause sieht. —

Hm! Das war zugleich ein Hinderniß und ein Sporn mehr für Ründel und mich, ihre Bekanntschaft zu erstreben; der Kellner schien nicht zu wissen, daß bei vielen Frauen die schlechteste Sonderbarkeit an einem Manne sich eher gelten macht, als seine vorzüglichsten Eigenschaften.

Wie wenn einer von uns doch dahin gelangte, den Fremden auszustechen? Der Zufall hatte uns so ganz unerwartet nach B. geführt, wer wußte, was er Willens war, hier noch zu unserm Besten zu thun? Unsere Herzen, nicht ganz so neu, wie sie vielleicht aussahen, hatten grade Ferien. Ein Versuch auf die Schöne konnte daher gewagt werden, ohne daß wir die Rechte einer Andern, oder unser Gewissen beschädigten. Freilich aber litt, nach Allem was man hörte, die leichte oberflächliche Art unserer zeitherigen Liebe, auf die junge Witwe keine Anwendung. Die verlangte auf

jeden Fall von dem Herzen, das sich ihr widmete, nicht ein Opfer für Tage, Wochen, Monate, oder Jahre, sondern für das ganze Leben, oder, in der Kunstsprache mich auszudrücken, für die ganze Ewigkeit. Und sie schien ein solches auch zu verdienen.

So ward denn für's erste die nähere Erörterung beschlossen. Wenn die Beschreibung des Kellners von ihr mit der Wahrheit übereinstimmte, und einer von uns hatte das Glück ihr besonders zu gefallen, so gab es bei einer Schönheit, wie die ihrige keine großen Bedenken weiter. Zwar studirten wir noch. Das Studiren aber konnte ja, wenn nicht eingestellt, doch statt auf der Akademie, anders wo, weniger auffallend bei dem neuen Verhältnisse, vollendet werden. Jung waren wir freilich auch. Doch aber schon seit mehrern Jahren nicht zu jung, um einen Gatten vorstellen zu können. Und mein Vormund und Rändels Vater, die bei unserer Minderjährigkeit freilich noch ein mächtiges Wort darein zu sagen hatten, wären ja schwerlich bei Troste gewesen, wenn sie aus Eigensinn uns am Gewinn des

großen Looses im Eheſtande hätten verhindern wollen. Ach, wir kannten ſie. Schon der Tönnchen Goldes wegen hätten ſie's nicht gethan und wenn auch dieſe Tönnchen in der Wirklichkeit nur bis etwa auf eins zuſammenſchmolzen.

Darein mußten wir uns freilich finden, daß nur Einer den Schatz heben konnte, Rändel, oder ich. Bei den vielen Vorzügen der Dame, war das allerdings betrübt für den, welcher leer ausging. Allein das hing nicht von uns ab. Alles kam darauf an, für wen ſich ihr Herz erklärte.

Man ſieht ſchon, daß wir aus ihren, noch immer von Zeit zu Zeit nach unſern Fenſtern herüberſchweifenden Blicken bereits ſo ziemlich die Hoffnung geſogen hatten, ſie werde den Fremden Fremden ſeyn laſſen und ſich doch wohl für einen von uns beiden entſchlieſſen.

6.

Die weiße Fahne.

Mittelst eines metallhaltigen Händedrucks fragte ich den Kellner nach der Art und Weise sich im Hause der Dame einzuführen. Aber bei aller Ehrerbietung, welche die Pränumeration der Dankbarkeit ihm einflößte, antwortete er nur mit Achselzucken.

Komm, Bruderherz, sagte da Rändel, mich untern Arm fassend, die Seltsamkeit macht Glück. Wir gehen auf ihr Haus zu. Bis dahin wird doch wohl unser Hirn einen Gedanken gebären, der uns den Weg bahnt in dieses verzauberte Schloß.

Wir gingen. Aber obschon ein schneeweißes Battisttuch, gleichsam wie die Fahne der Übergabe, unter dem Arme der Schönen aus dem Fenster leuchtete, so schien unser Hirnkasten diesmal doch ganz ausgebrannt. Die vielen Vollkommenheiten, welche der Kellner der Dame nachgerühmt hatte und von denen wirklich ihre sehr edeln Züge Zeugniß ablegten, schlugen unsern Muth völlig nieder. Nichts

blieb uns, als im Vorübergehen von dem kleinstädtischen Rechte, Jedermann zu grüßen abermals Gebrauch zu machen.

Die Anmuth, mit der sie dankte, überstieg alle Beschreibung. Rändel kam so ausser Fassung darüber, daß ihm der Hut entschlüpfte. Gleichwohl würden wir diese Anmuth schwerlich zu unserm Zwecke zu benutzen verstanden haben, wäre nicht, wer beschreibt das Jauchzen meines Herzens? in demselben Augenblicke ihr weißes Battistuch herab auf die Straße geflattert.

Ohne an seinen Hut zu denken, stellte da Rändel ein Wettrennen mit mir, nach dem Tuche an. Beide ergriffen wir solches zugleich. Beide eilten wir damit in's Haus; die Treppe hinauf. Schicklich oder unschicklich, daß ein so federleichtes Tuch von zweien getragen wurde. Gewissermassen trugen wir in ihm unsere Herzen, und die waren zentnerschwer. —

9.

Alles in Allem.

Mein Herr, ihr Hut! sagte oben die Dame, vom Fenstertritte herab höchstgraziös uns entgegen kommend. Dazu zeigte sie nach der Straße.

Wenn man den Kopf verloren hat, kann man wohl auch den Hut vergessen. Weder Rändel noch ich hatten wieder an den unten liegen gebliebenen Hut gedacht. Es mochte ihn sogar ärgern, daß er daran erinnert wurde. Während er nach dem Hute zurücklief, blieb mir ja Gelegenheit, einen Vorsprung vor ihm in der Gunst der Dame zu gewinnen. Allein, noch immer taumelnd von dem Glücke, so blitzschnell in ihr Zimmer gerathen zu seyn, konnte mein Geist in diesem Momente unmöglich große Sprünge machen. Desto behender sprang Rändel die Treppe hinab und stand wahrhaftig schon wieder zwischen mir und der schönen Witwe, als diese mit ihrem kurzen Danke für unsere Aufmerksamkeit erst zur Hälfte fertig war.

Der kleine, unbedeutende Verluſt — ſprach die Dame, faſt zu galant für den Ruf der beſondern Zurückhaltung, deſſen ſie genoß — iſt mir zu großem Gewinne worden. Auſſerdem, meine Herren, hätte ich wohl ſchwerlich das Glück ihrer werthen Bekanntſchaft gemacht?

Mit Grazie deutete ſie auf das Sopha. Wir weigerten uns natürlich nicht, Platz darauf zu nehmen. Mein Athem ſtockte. In ganzer Figur ſah die Witwe noch weit ſchöner aus, als im Bruſtbilde. Es war eine antike Grazie mit modernen Kleidern angethan und ſelbſt ein Kunſtkenner, der ſie ſah, hätte nicht ſagen mögen, daß das eine Geſchmackloſigkeit ſey. Sie war ja ſelbſt die Schönheit, der Reiz, der Geſchmack; kurz ſie war Alles in Allem.

Mein Auge wenigſtens lebte dieſes Glaubens.

8.

Noch ein Herr.

Ach, ich glaubte noch gar manches von ihr, das mir wohlthat. Es war mir vorge-

kommen, als ob jenes Battistuch vorhin nicht ganz unfreiwillig oder unversehens gefallen, sondern als ob es absichtlich vom Fenster herunter geschoben worden sey. Das aber hätte doch wahrlich zu unserm Vortheile eine besondere Ausnahme von ihrem gewöhnlichen vorsichtsvollen Betragen machen heißen! Noch mehr, ihr Blick, der schöne, huldreiche Blick, welcher dabei nach der Straße herunterglitt, galt mir, mir allein, weil mein Freund, grade durch das Fallen seines Hutes verblüfft, in diesem Momente nicht aufwärts schauete!

Der Gedanke würde mich noch viel glücklicher gemacht haben, hätte sich Gelegenheit gefunden, durch längeres Alleinseyn mit ihr, meinen Glauben in ein Gewißwissen umzuwandeln. So aber trat auf ihren Klingelzug, der reich gekleidete Bediente mit dem Thee herein und kaum hatten wir ihre Bitte um Theilnahme daran, stattfinden lassen, so klopfte Jemand an die Thüre und noch ein Herr erschien. Dieser zuckte, sichtbar von unserer Gegenwart betroffen, einen Augenblick, ehe er weiter vor, der ihm freundlich sich nähernden Dame entgegenschritt.

Der ganzen Beſchreibung des Kellners nach, war das jener Fremde, der ſich unſerer jetzigen Wirthinn gegenüber einquartirt hatte.

9.

Stille Unterhaltung.

Ich verſtand meinen Freund ſogleich, als er mich mit einem Winke nach dem Fremden anſtieß. Es hieß ſoviel, daß er dieſelbe Meinung von ihm hegte. Unſertwegen hätte der neue Gaſt keine ſo angenehmen Züge, keine ſo wohlgebaute Figur zu haben gebräucht, als er eben hatte; zumal da die Dame ihm einige leiſe Worte mit einer Art von Zärtlichkeit zuflüſterte, welche Rändel und ich für Beeinträchtigung unſerer Anſprüche zu halten verſucht waren. Mich konnte es am meiſten verdrießen, weil doch offenbar m i r ihr zugeworfenes Schnupftuch gegolten hatte.

Die Dame erzählte ihm hierauf, wie ſie zu uns gekommen war. Wir nannten, von ihr dazu eingeladen, unſere Namen, wofür

ſie uns mit des überläſtigen Gaſtes Namen bekannt machte.

Die Witwe ſetzte ſich, Thee einzuſchenken. Die Ehre der uns von ihr gereichten, erſten Taſſen war uns höchſtpeinlich, weil ſie zu erkennen gab, daß der nach uns erſt bediente, ihr weniger fremd ſey.

Wir waren grade ſo ſtumm, wie er, der auch ſchwerlich freundlichere Geſinnungen gegen uns hegte, als wir gegen ihn. Hätte nicht das Porzellangeſchirr zuweilen geklirrt, und die Wirthinn dann und wann das unbehagliche Schweigen durch gleichgültige Fragen unterbrochen, ſo wäre es ſo ſtill geweſen wie in der Kirche, während dem Aufgebote. —

10.

Magendrücken.

Ründel wurde die Sache zuerſt überdrüſſig. Er ging nach ſeinem Hute. Kaum aber bemerkte das die Hauswirthinn, ſo eilte ſie zu ihm. Ich ſah es ihrer Miene an, daß ſie ihn zu bleiben beſchwor. Unfehlbar — dachte ich —

weil ſie fürchtet, ich möchte gleichfalls fortgehen, wenn er ſich dazu entſchließt.

Sie trat an's Pianoforte. Sie ſpielte und ſang.

Hatte ihr Äuſſeres uns ſchon tüchtig getroffen, ſo war es beim Klange dieſer Sirenenſtimme vollends um unſere Ruhe geſchehen. Der Fremde wollte offenbar platzen vor Grimme, als unſer dankbares Herz ſich rückſichtlos über ihren Geſang vor ihr aufthat. Er verſchlang von nun an ihre Blicke und die unſrigen auch. Letztere ſchienen ihm Magendrücken zu verurſachen. Überhaupt ſah er ſcheel darüber, daß die Dame uns auf mehrere ſchöne Gemälde an der Wand, auf ihre Bücherſammlung und ſo manches Andere, aufmerkſam machte. Damit hatte er freilich ganz unrecht. Er gab ja faſt noch weniger artikulirte Laute von ſich als wir und der guten Frau blieb ſonach gar nichts übrig als irgend einen Gegenſtand der Unterhaltung aufzuſuchen. Wir aber hatten auch unrecht, daß wir's ihr verargten, wenn ſie den Trübſinnigen einmal zur Abwechſelung aufzuheitern ſtrebte. Sie that damit nichts

weiter, als was jede nur halb gewandte Wirthinn thun wird, wenn ein so ledernes Kleeblatt wie wir drei eins bildeten, sich bei ihr zusammengefunden hat.

11.

Die beste Position.

Äusserst frostig und mit ellenlangem Gesichte empfahl sich endlich der dritte Gast.

Meine Herren — sagte nunmehr die Dame, nachdem wir die Hüte, aber nur darum ergriffen hatten, damit sie uns wieder abgenommen würden und wir ausdrückliche Erlaubniß zum Längerbleiben bekämen, äusserst verbindlich zu uns — ich bin ihnen den größten Dank schuldig für das Wohlwollen, mit dem sie einen höchst langweiligen Abend mir haben ertragen helfen. Erhalten sie mir ihr gütiges Andenken. Das meinige bleibt ihnen gewiß. Die große Freundschaft, welche sie der ihnen Unbekannten mit ihrem Besuche erzeigten, wird meinem Gedächtnisse nie erlöschen.

Wirklich lag im Tone ihrer Worte mehr

als leere Artigkeit. Es lag etwas Herzliches darin. Bei alle dem aber hatte sie nicht nur nicht daran gedacht, uns die Hüte wieder abzunehmen, sondern uns vielmehr, ehe wir's uns versahen, mit wahrhaft strategischer Kunst bis dicht an die Saalthüre manövrirt und eine so treffliche Position genommen, daß so lange sie diese beibehielt, durchaus an kein Wiedervorrücken von unserer Seite zu denken war. Und sie machte ganz Miene, diese Stellung fest zu behaupten. Was wir daher ihr noch sagen wollten, mußte von unserm jetzigen Standpunkte gesagt werden. Aber, aber — die Überfülle unserer Herzen hatte uns die Köpfe so leer gemacht, daß wir die rechten Worte zu nichts finden konnten.

12.

Zweckmäßige Erkundigung.

Zum Glücke gerieth Ränbel am Ende noch auf die zweckmäßige Frage, wer der schweigsame, verdrüßliche Herr gewesen sey, den wir die Ehre gehabt hatten, bei ihr kennen zu

lernen. Nach den Mittheilungen des Kellners blieb es immer das Nothwendigste, von ihr selbst das Verhältniß herauszulocken, in dem sie mit dem kurioſen Fremden ſtand. Nur das war zweifelhaft, ob ſie auf die Frage eingehen werde. Sobald dieſe heraus war, bewachten auch meine Blicke ihre Züge und Augen mit ſolcher Aufmerkſamkeit, wie ein Polizeiſpion die Thür eines verdächtigen Hauſes.

13.

Erzählung.

Der Herr — antwortete ſie, und ein ſchalkhaftes, faſt ſpöttiſches Lächeln ſpielte dabei um den ſchmalen Roſenſaum ihres Mundes — iſt ein Verwandter, aber ein ſehr entfernter, meines verſtorbenen Mannes. Seine Vorurtheile gegen das weibliche Geſchlecht machen ihn unglücklich. Da hört er zufällig von mir im Hauſe meines auswärtigen Onkels. Die Freundſchaft übernimmt die Schilderung meines Charakters. Der aufmerkſam werdende Weiberhaſſer ſieht, vermuthlich mit einigem

Glauben an dieſe Schilderung, ein Miniaturbild von mir an, welches der Onkel beſitzt. Des jungen Mannes Phantaſie verbindet das, was er über mich gehört, mit den Geſichtszügen, welche der Maler ziemlich treu wiedergegeben hat, und vor ſeinem geiſtigen Auge entſteht ein idealiſirtes Bild von mir. Eine andere Erklärung finde ich wenigſtens nicht für ſeinen Entſchluß, ſogleich anſpannen zu laſſen, um mich kennen zu lernen. — Mit einem Empfehlungsſchreiben kommt er bei mir an. Ein bejahrter Mann iſt ſein Begleiter. Dieſer beſchwört mich nun noch heimlich aufs Äuſſerſte um alles das, was in dem Briefe ſchon angedeutet iſt. Des jungen Mannes troſtloſe Ältern wünſchen nämlich, daß er der Welt und der Ehe gewonnen, daß er durch den Umgang mit mir und meine Überredung einer jungen Verlobten zurückgegeben werde, von welcher ſeine überſpannten Forderungen ihn entfernt haben. Der Auftrag mußte mir peinlich ſeyn. Allein ſeine Ältern waren die vertrauteſten Freunde meines ſeligen Mannes. — Das Glück des einzigen Sohnes lag ihnen zu ſehr am

Herzen, als daß ich ihnen die Hand, zu Erreichung ihres Zweckes, nicht hätte bieten sollen, ob ich schon bei der ersten Zusammenkunft mit ihm das Unzureichende des Mittels wahrnehmen konnte. — Von der guten Meinung meines Onkels für mich zu sehr erfüllt, bezeigte er den größten Enthusiasmus für meine Person. Im Gasthofe hier hört er zufällig einige Bestätigung desjenigen, was ihn zu der Reise hierher vermocht hat. — Seine Besuche in meinem Hause vermehren sich. Das aber ist ihm nicht genug. Er verläßt den Gasthof, um ein eben leer stehendes Quartier, meinem Hause gegenüber zu beziehen. Nur weil er mich von seiner Verlobung mit einer Andern unterrichtet sah; und ich mich für diese eifrig zu verwenden, Trotz seinen Anfangs bestimmten Zurückweisungen, nicht abließ, schien er einen förmlichen Antrag eine Zeitlang zu vermeiden. Doch alle Tage mußte ich diesen erwarten. Inzwischen war seinen Eltern der Zustand der Dinge durch mich berichtet und dabei zugleich erklärt worden, daß ich, wenn ihr Sohn Absichten auf meine Hand haben sollte,

auſſer Stande ſey, dieſe zu erfüllen. Ein Eilbote brachte mir ihre Antwort. Da das Herz in ſolchen Fällen auch eine vorzügliche Stimme hat, das meinige aber ſich für ihren Sohn durchaus nicht entſcheiden wollte, ſo konnten ſie meine Anſicht nicht mißbilligen, baten mich jedoch um Gotteswillen, den reizbaren Mann nicht durch Härte zurückzuweiſen. Sie beſchworen mich um Langmuth und Geduld, gaben mir dabei aber auch die Masregel an die Hand, wie ich mich im Nothfalle ſeiner würde entledigen können.

Dieſes alles, meine Herren — fuhr ſie fort — erzähle ich ihnen um ſo lieber, da ich weiß, daß man mich in der Stadt und hauptſächlich im Gaſthofe, den ſie bewohnen, als die Verlobte jenes Mannes zu betrachten anfängt. Vom eigentlichen Verhalt der Sache darf ich hoffen, werden ſie keinen Gebrauch durch Wiedererzählen machen. Das aber wünſchte ich wohl, daß, ſollte die Rede auf dieſe angebliche Verlobung fallen, ſie derſelben in meinem Namen ernſtlich widerſprechen möchten.

14.

Die gute Seele.

Wer war glücklicher als Rändel und ich. Wir gaben die feierlichste Zusage, im vorkommenden Falle den ernstesten Widerspruch zu thun. Dabei baten wir, den folgenden Morgen wieder aufwarten zu dürfen und drückten jeder im Taumel des Glückes dieser Gewährung, dem Bedienten, der uns hinunterleuchtete, einen harten Thaler in die Hand.

Unten an der Hausthüre hielten wir uns lange fest umarmt. Unser beiderseitiges Glück war um so größer, weil jeder von uns glaubte, daß er zu Hebung dieses Schatzes erkoren sey. Im Weitergehen kam das an den Tag: Ich merkte nämlich bald, daß Rändel sich an die, allerdings äusserst verbindliche, Art hielt, mit welcher die schöne Witwe seinem allzufrühen Fortgehen in den Weg getreten war.

Die gute Seele, dachte ich, er kann freilich nicht wissen, daß das aus Furcht geschah, ich möchte sie ebenfalls verlassen. Er hatte, abgezogen durch den Hut, der ihm aus der

Hand fiel, den Blick nicht wahrgenommen, welcher das mir, einzig mir zugeworfene Batistſtuch begleitete. Ich beſchloß indeß ihn ſo wenig zu ſtören in der Seligkeit ſeiner Hoffnung, wie die Dame jenen Fremden, welcher noch immer Licht hatte und im Fenſter lag, auch uns lange noch ein Gegenſtand des Scherzes blieb.

Übrigens fiel es uns jetzt, wie Schuppen von den Augen, warum die ſchöne Dame uns nicht zum Längerbleiben erſuchte. Wie hätte ſie ſich den Ruf, in dem ſie ſtand, in der kleinen Stadt erhalten können, wenn ſie jungen, luſtigen Perſonen, wie uns, lange Abendaudienzen gegeben?

15.

Gratulation.

Der Kellner, der in der That auch etwas verliebt in unſere Göttinn ſchien, machte tüchtige Augen, als wir wie der Frohſinn ſelber heimkehrten. Nach einigem Huſten konnte er die Gratulation, welche ihm das Herz faſt zer-

sprengte, nicht länger darauf lassen. Er sagte, daß es ausser dem ihr gegenüberwohnenden Fremden und dessen Gesellschafter noch keinem Manne unter sechszig Jahren gelungen sey, dem Thee der liebenswürdigen Witwe beizuwohnen und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es bei Stockfremden, wie uns, wohl etwas zu bedeuten habe, ja daß von ihrer Seite die Liebe im Spiele seyn müsse.

Ad vocem Liebe, sagte ich da und vollzog den Auftrag, den uns die Witwe, wegen des Fremden gegeben hatte.

Das war eben Wasser auf des Kellners Mühle. Ich glaube es schon, sprach er. Einer von ihnen, meine Herren, ist es, der das Glück hat, diese reiche Braut nach Hause zu führen! —

Uns konnte der gute Mensch das leicht überreden, wir hatten es ja schon früher gemeint. Um so mehr aber mußten wir auf unserer Huth seyn, daß wir uns nicht gegen ihn verriethen.

16.

Der edle Rebensaft.

Wie billig gaben wir den Schlaf für diese Nacht völlig auf. Wer wird Dingen nachjagen, die man offenbar nicht erreichen kann? Ein anderer, weit würdigerer und, nota bene, erreichbarer, Gegenstand gewährte uns ja Beschäftigung genug; die angenehmste Beschäftigung. Der wirklich recht edle Rebensaft, der in diesem Hause zu haben war, diente uns zum freundschaftlichsten Geleiter durch die Nacht.

Fast hätte er mich allzuweich gemacht. Die Zuversicht, mit welcher Ränbel darauf zu rechnen schien, daß ihm das große Loos fallen werde, erregte mir, der, natürlicher Weise, völlig eines Andern überzeugt war, ein recht herzliches Mitleid. Ich konnte mir den Augenblick, wo ihm dieser Wahn benommen wurde, nicht schrecklich genug für den Armen denken; zumal da sein jetziger schöner Traum an dem Glücke seines Freundes, an meinem Glücke, sich den Kopf zerstoßen sollte! —

Dieser Umstand konnte vielleicht gar nach-

theilig auf unser wahrhaft brüderliches Verhältniß wirken.

Ränbel — sagte ich daher, als die Sterne, bedrängt von dem leise nahenden Morgen, nur noch matte Blicke herabwarfen und hob dazu mein frisch eingeschenktes Glas hoch empor — auf unsern Bruderbund noch dieses Glas. Sein ewiges Bestehen!

Schnell ergriff er die Flasche, schenkte sich ein und erhob sein Glas ebenfalls mit Feuer.

Wer auch — fuhr ich fort — von der schönen Witwe gewählt werden sollte, der Andere darf ihn solches nicht entgelten lassen!

Nein! — rief er mit bebender Stimme und in seinem nassen Auge glänzten sichtbar meine eigenen Gefühle — nein, du mußt darum so gut mein seyn, als zuvor!

Nachdem wir die Gläser geleert hatten, geschahen auch schon nähere Vorschläge wegen der Zukunft. Unsere Verwandten schickten uns, leider, immer weniger Geld, als wir auf der Akademie in Umlauf brachten. Sie ließen uns wohl gar zuweilen, so zu sagen, krumm liegen. Ich schlug daher vor, daß derjenige, welcher

den Schatz in dieser Stadt erheben würde, gehalten seyn sollte, dem Andern in dergleichen Nöthen beizuspringen. —

Genehmigt! rief Rändel. Aufs schnellste muß er Hülfe leisten, wo es Noth thut.

17.

Siegeszeichen.

Endlich mochte uns aber doch der Schlaf, aus Verdruß, daß wir ihm nicht den Hof machen wollten, beim Schopfe gefaßt haben. Der Straßenlärm weckte mich auf. Die Sonne stand schon hoch. Rändel lag schnarchend mit dem Kopfe auf dem Fensterkissen. Der Kellner, der den Kaffee eben zur Thüre hereinbrachte, sagte freundlich, daß er nun schon zum dritten Male anfrage, ob uns zu frühstücken gefällig sey.

Allerdings.

Ich weckte meinen Freund. Ein trefflicher Reisewagen rasselte die Straße herunter. Ich erkundigte mich, wem der wohl gehöre?

Dem bewußten fremden Herrn! antwor-

tete der Kellner. Noch ganz spät in der Nacht hat er Postpferde bestellt, und fährt denn nun auch schon von hinnen; ohnstreitig mit einem tüchtigen Korbe.

Erst als der Reisende jetzt zum Wagen herauskukte, verstand ich des Kellners Worte. Ich erkannte unsern wunderlichen Gesellschafter von gestern Abend.

Ein neues Zeichen des gehofften Triumphs. Aus dem unwillkührlichen Ausbruche unserer Freude merkte dasmal der Kellner gewiß völlig, wie er dran war mit uns. —

18.

Der Hieb in den Hirnschädel.

Die Rathhausuhr schlug eben zehn, als wir in das Haus der Witwe traten. Wir wurden nach dem Garten gewiesen. Ringsum der herrlichste Blumenglanz und Duft. Der Garten war ein Aufenthalt, seiner Besitzerinn würdig. Sie kam. Ihr Auge blitzte, ihre Wange glühte, weit herrlicher noch als gestern. Wie vom sanftesten, süßesten Zephyr getragen, schwebte

sie freundlich auf uns zu. Weit inniger noch als gestern dankte sie, daß wir uns den langweiligen Abend hätten gefallen lassen.

Vielleicht — fragte sie — haben sie unsern Gesellschafter auch fortfahren sehen?

Wir bejahten.

Gott, rief sie aus, wie froh bin ich, so wohlfeilen Kaufs ihn losgeworden zu seyn! — Übrigens ist der Mann sehr zu beklagen. Er war Soldat, und erhielt in einer Schlacht, ich weiß nicht wo, einen Hieb in den Hirnschädel, der ihn lange, lange mit dem Tode bedrohte. Ach, wer weiß, ob der Tod ihm nicht besser gewesen wäre! Denn jener Hieb hat äusserst übel auf seinen Geist gewirkt. Erstens glaubt er nämlich seitdem, daß alle Weiber treulos wären, und seine zweite, noch nachtheiligere Idee ist die, daß keine ihm widerstehen könne. Unbeschadet des ersten Glaubens aber läßt er sich doch keine Mühe verdrießen, eine Ausnahme von der Regel, das heißt bei ihm, eine Frau zu suchen, die durchaus keinen andern Mann mit freundlichem Blicke ansieht, als ihn.

19.

Einleitungen.

Die Innigkeit, mit der die Dame uns immer von Neuem dankte und das Behagen, von dem ihr Auge zeugte, dünkte mich eine große Erleichterung für das Wort, das ich eben gegen sie auszusprechen hatte. Rändel und ich, hatten nämlich vorhin zu Hause gelooset, wer von uns beiden ihrem Herzen den Vortrag machen sollte und das Loos war auf mich gefallen. Es schien mir rathsam, für's Erste etwas von unsern Verwandten und deren glücklichen ökonomischen Verhältnissen, so wie von unsern guten Aussichten im Vaterlande durch den Einfluß dieser Verwandten mitzutheilen, um hierauf die Erklärung, daß wir beide sie unendlich liebten und die Frage, welchen sie wohl vielleicht beseligen wolle durch ihre Hand, desto sicherer bauen zu können.

20.

Alle beide.

Mit vieler Gefälligkeit und Langmuth hatte die Dame bereits meine genealogisch-ökonomischen Nachrichten angehört, dazu bei dem Fingerzeige auf das Glück, welches uns beide erwarte, ihre besondere Satisfaktion zu erkennen gegeben, so daß ich mit einem Muthe und einer Präzision, die ich mir früher kaum zugetrauet hatte, nun auch die Hauptsache ihrer Entscheidung anheimstellte.

Eine recht sichtbare Betroffenheit, mit welcher sie das aufnahm, konnte mich nicht irren. Die zarte Weiblichkeit, so viel wußte ich bereits aus Romanen und vom Hörensagen, wandelt bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich eine Art von Fieberschauer an, der es sogar erklärlich macht, wenn die Heiterkeit eines Gesichts, wie bei dieser Schönen plötzlich für immer ausgelöscht scheint. —

Allein die Worte, die Worte! die thaten ein Mehreres kund als jenen Fieberschauer. Achselzuckend erklärte sie nämlich gradezu, daß nicht

nur Rändel, sondern auch ich, kurz daß wir alle beide zuviel von ihr forderten.

21.

Aufklärung.

Gestern Abend — sagte sie — befand ich mich in einer sehr großen Verlegenheit. Meine Schwester war verreist und der Herr, welcher heute Morgen die Stadt verließ, hatte mich gebeten, mich einmal ohne seinen Gesellschafter besuchen zu dürfen.

In der gewissen Voraussetzung, daß ich gegen Abend noch einen andern männlichen Besuch erhalten würde, war die Bitte aus wahrem, innigem Mitleid und um desto eher von ihm befreit zu seyn, dem Armen gewährt worden. Und wie es dazu kommt, erhalte ich einen Brief, der mich mit der Grundlosigkeit jener Voraussetzung bekannt machte. Das Tete a Tete aber mußte mir um so größere Furcht erregen, da es mir auf jeden Fall eine Liebeserklärung mitbrachte. Deshalb schrieb ich an den schon früher in mein Vertrauen gezogenen

Gesellschafter des überspannten Mannes, daß ich entweder ihn zugleich mit erwarte oder mich für unpaß ausgeben und allen Besuch ablehnen müsse.

Der wackere Freund des Gemüthskranken eilt zu mir herüber. Er ist auser sich über meine Alternative. Sein Kranker, sagt er, würde ihm, falls er mitkommen wolle, sein ganzes Vertrauen für immer entziehen und sich durch die vorgegebene Unpäßlichkeit im Guten gewiß nicht abhalten lassen, mich zu besuchen. Der Gemüthszustand des jungen Unglücklichen sey aber grade jetzt zu gereizt, als daß ein gewaltsames Abwehren seiner Zudringlichkeit nicht äusserst empfindlich, ja zerstörend auf ihn einwirken solle. Er rieth mir, irgend Jemand zu mir kommen zu lassen, oder seine Liebeserklärung — denn auf so etwas könne ich mich gefaßt machen — anzuhören und solche zu erwiedern. Es stehe ja, sagte er, immer noch in meiner Gewalt, an einem der folgenden Tage die Sache durch Erregung seiner Eifersucht rückgängig zu machen.

Allein die Verstellung, welche der letzte Vorschlag erforderte, empörte mein Herz.

Ich schickte nach mehrern Bekannten in der Stadt. Doch, eine Landparthie macht, daß Niemand zu Hause gefunden wird. Da kommen sie, meine Herren, die Straße hergeritten. Das auffallende Geräusch ohnweit diesem Hause, das sie ihren Pferden zumuthen' lockt meine Neugier. Ihre Aufmerksamkeit auf mein Fenster bringt mich auf die Idee, daß die Kourbetten ihrer Pferde wohl gar eine Art von Huldigung für mich seyn könnten. Brannte ihnen doch ganz unverkennbar die Lust nach Abentheuern aus den Augen. Sie grüßten herauf und wären, wenn ich nicht irrte, darüber fast bügellos geworden. Bei diesen Grüssen schon und noch mehr, als sie im langsamen Weiterreiten wiederholt zurückblickten, kam mir eine Möglichkeit in die Gedanken. Sollten, dachte ich, diese Herren vielleicht gar Bekanntschaft suchen mit Dir? — Der Gruß und die Art dabei bekräftigte meine Vermuthung. Es war sogar nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie den kürzesten Weg für die Sache wählten und mir gradezu die Ehre ihres Besuches zuwendeten. Schon oft nämlich hatte ich bemerkt, wie

selbst anständige, junge Herren, welche hier ankommen, gegen uns Kleinstädter so sehr alles Anstands vergaßen, daß es schien', als hielten sie uns für eine Gattung untergeordneter Wesen, welchen die großstädtische Welt alles bieten könne. — Sie, meine Herren, brauchten nicht einmal so weit zu gehen. Es gab ja wohl mancherlei Vorwand, mich zu besuchen, kurz, ich glaubte wirklich, daß mir diese Ehre von ihnen zugedacht sey. Das versetzte denn meinem natürlichen Frohsinne, welcher durch den mir bevorstehenden verdrußreichen Abend ganz regungslos geworden war, auf Einmal einen Stoß. Mächtig richtete er sich auf, sie zu erwarten. Ganz vernarrt in den Gedanken, daß sie doch ja gewiß kommen möchten, ließ mein Auge nicht ab von ihren Fenstern im Gasthofe. —

Und — wer beschreibt meine Freude! — da traten sie Arm in Arm aus der Hausthüre. Ihre leuchtenden Blicke hafteten einzig auf diesen Fenstern. Der Gang galt meiner Wenigkeit. Die Schüchternheit aber, welche, je näher sie kamen, immer mehr aus ihrem ganzen

Wesen hervortrat, war eine Art von Schmeichelei für mich. Eine, freigestanden, mir sehr unwillkommene; denn sie machte einen Strich durch meine Rechnung. Ich mußte fürchten, daß sie durch sie sich würden abhalten lassen von dem Besuche, auf den ich bereits gefaßt war, den ich, offen bekenne ich's ihnen, ausserordentlich wünschte. Da entschloß ich mich denn mein Tuch auf die Straße fallen zu lassen. —

Der Zweck war erreicht. Sie kamen und halfen mir einen ausserdem gewiß recht trübseligen Abend leidlich überstehen.

22.

Frage und Antworten.

Die leise, wenn schon nicht unfreundliche Ironie ihrer Rede erkältete mein Herz nach und nach gegen die Dame.

Und — begann ich, während Rändel gedankenlos und finster den Rosenstock, neben dem er stand, durch Ausreissen der einzelnen Blätter nach und nach um alle seine Blumen brachte, offenbar nicht im besten Humor —

mußten sie nicht denken, daß ein junger Mann, dem man ein Tuch zuwirft, auf solche Weise, daraus leicht ein Recht für sich herleiten könne?

Höchstens einen Anspruch! antwortete sie gewandt genug. Den aber zurückzuweisen, blieb doch immer in meiner Gewalt. Eine ernste Absicht war nicht zu vermuthen, weil diese ganz ausser den Verhältnissen lag.

Wie so? fragte ich.

Ei, ein Student und schon Heirathsplane! Das kann Niemand voraussetzen. Gestern schloß ich aus ihrem ganzen Wesen, daß sie Studierende wären, heute — weiß ich's gewiß. — Und dann — fuhr sie fort — durfte ich auch schon darum keinen Anspruch auf mich gelten lassen, da ich, seit Jahr und Tag bereits, heimlich verlobt bin.

23.

Die Nothnägel.

Ei, ei — versetzte ich bitter — hüten sie sich denn, daß dergleichen Tuchzuwerfen ihrem

Bräutigam nicht zu Ohren komme. Er könnte Späße wie dieſen doch zu ernſthaft finden!

Auch dann — fragte ſie, mit einem aus der zeitherigen Ironie ganz herausgehenden beſcheidenen Tone — auch dann, wenn ich jenen Verrückten einzig durch Erregung ſeiner Eiferſucht auf gute Art entfernen konnte? — Seine Verwandten hatten mir grade dieſe Manier für den Nothfall ſelbſt an die Hand gegeben.

Schon geſtern Nachmittag wollte mein Verlobter erſcheinen. Er hätte die beſte Gelegenheit gehabt, jenen Unglücklichen durch Liebkoſungen gegen mich zu verſcheuchen. Allein von allerlei Geſchäften abgehalten, konnte er erſt in dieſer Nacht eintreffen! —

Wir mögen recht wunderliche Geſichter gemacht haben, Rändel und ich, wie es jetzt auſſer allem Zweifel war, daß wir hier nichts, gar nichts, als die leidigen Nothnägel vorgeſtellt hatten.

24.

Galopp.

Kinderchen — so erscholl jetzt eine mir und meinem Freunde wohlbekannte Mannsstimme aus der benachbarten Laube — ich danke euch herzlich, daß ihr meine Stelle gestern Abend so gut verrichtet habt; denn ich selbst bin der Verlobte dieser Dame! —

Der Mann, der hier freundlich zu uns trat, kannte unsre Ältern, wie uns.

Etwas Schlimmeres konnte uns nun nicht noch begegnen, als unserm Inkognito sogar entrissen zu werden. Alle Freundlichkeit des, unpartheiisch betrachtet, recht gut zusammenpassenden Pärchens reichte nicht hin, uns zurückzuhalten. Wir eilten in den Gasthof und dort auf unsere Pferde, ließen uns auch vom Hausknechte einen Weg zeigen, auf dem wir die schöne, große Straße umgehen konnten. —

Eine verwünschte Art den Verlobten zu spielen! rief Rändel, nachdem ein anhaltender Galopp uns den seltsamen Thurm der Stadt

B, auch wenn wir danach zurückblickten, ganz aus den Augen gebracht hatte. —

Späterhin beluſtigten wir uns noch manchmal an den in jener ſchlafloſen aber hoffnungsvollen Nacht ſchon zum Theil feſtgeſtellten Einrichtungen in Verfolg der reichen Parthie, welche am Morgen ganz zu Waſſer geworden war. Seinen guten Nutzen hat indeſſen das Abentheuer gehabt. Noch geſtern ſagte mir Rändel lachend, daß er ſeitdem wenn ihn die Eitelkeit auf irgend eine Art irre führen wolle, nur den Gaſthof zur langen Naſe in ſein Gedächtniß zurückrufen dürfe, um ſich auf der Stelle im rechten Gleiſe befeſtigt zu ſehen. Und mir geht's wahrlich grade ſo! —

III.

Frauenmuth.

Novelle,

nacherzählt

von

Friedrich Krug v. Nidda.

Univ.-Bibl.
München

Die junge Brittiſche Seemacht wagte es unter Cromwell zuerſt, ſich durch Eroberungen auszuzeichnen, und eine damals ungeheure Flotte, ſechzig rüſtige Kriegsfahrzeuge ſtark, mit achttauſend Soldaten bewaffnet, ſetzte alle Nachbarküſten um ſo mehr in Sorge, als der Zweck ihrer Bemannung unbekannt war. Der hinterliſtige Regent ließ auch geraume Zeit vorübergehn, bevor er ihre Beſtimmung enthüllte, und indem er ihr bald an den Kanariſchen Inſeln, bald im Mittelländiſchen Meer einen Ankerplatz anwies, ſpannte er die Aufmerkſamkeit der Portugieſen, Spanier und Genueſer eben ſo ſehr, als der Türke im Marmormeer vor ihr erzitterte, ja alle Barbareskenſtaaten ſich in gleichen Vertheidigungsſtand ſetzten. Doch plötzlich hielt die Flotte das Atlantiſche Meer, und

obschon die Spanische Flagge ihr den kräftigsten Widerstand that, blieb doch die Küste von Amerika bis zum La Plata-Strom hinab ihren kühnen Anfällen offen, Port-Rojal auf Jamaika ward von ihr besetzt, und Brittischer Muth versuchte sich an den entlegensten Punkten.

Bei einem dieser Landungsversuche ward auch die Villa Don Bernardo's von Valesko in der Nähe von Buenos-Ayres heimgesucht, die eben ohne alle Vertheidigung war, indem nur die Tochter des Spanischen Besitzers, Leonore, nebst einigen Dienerinnen sich daselbst befand, die, Letztere, sämmtlich erschlagen wurden. Nur die seltne Schönheit Leonorens — einer kaum achtzehnjährigen Jungfrau — rettete ihr Leben, das man ihr ausserdem unfehlbar geraubt; doch eben diese Schönheit ward auch ihr Verderben, denn der Hauptmann, der den Angriff leitete, fühlte sich bei ihrer Erscheinung wunderbar bewegt, ja von der heftigsten Leidenschaft ergriffen.

Leonorens Herz war nicht mehr frei; Don Fernando de Padille, ein junger Spanischer Edelmann, hatte es bereits für sich gewonnen und nur die Feindseligkeiten der Engländer waren

Schuld, daß er, mit Leonorens Vater einen kurzen Streifzug unternehmend, ſich nicht ſchon mit ihr verbunden hatte. Der Moment des feindlichen Einbruchs war der allerunbewachteſte, denn Leonore und Beatrize ihre Kammerfrau, waren eben im tiefſten Geſpräch über die nahe Vermählung begriffen. Jene lag ſinnig auf dem Ruhebett und ihre Vertraute beſchäftigte ſich eben, das ihr bevorſtehende Glück mit den hinreiſſendſten Farben zu malen; da geſchah es, daß das Geſchrei der eingedrungenen Soldaten ſie aus den ſüßeſten Träumen riß; doch, indem ſie ſich ſchnell erhob und ihren Feinden gefaßt entgegen ging, flößte ſie Allen eine Ehrfurcht ein, die auch den Roheſten entwaffnete. Selbſt der Hauptmann, im Gefühl der Macht und des Sieges, fühlte ſich bei ihrem Anblicke wie vom Blitz gelähmt, und bat ſie faſt verlegen um Verzeihung, ob des ihr zugefügten Schrecks; kündigte ihr drauf zwar Gefangenſchaft an, erſuchte ſie jedoch in zarten Worten, über ihr Schickſal beruhigt zu ſeyn, ja über ihn ſelbſt als ihren Diener zu gebieten.

„Ich beuge mich unter das Geſchick, das

mich betroffen“ — erwiederte sie mit einem Seelenadel, den nur die höchste Tugend geben kann — „und obschon ich mich dessen keineswegs versahe, hoffe ich, daß man mein Loos als Spanierinn von Geburt und Rang von dem einer Sklavinn unterscheiden werde, worüber mein Herz mich zu hoch erhebt, um irgend diese Schmach zu besorgen! Wollt daher immer über mich verfügen, Edler Herr, doch indeß mir und meiner Kammerfrau ein Gemach anweisen, wo wir vor eurer Mannschaft gesichert sind. Eu'r milder Ernst verbürgt mir die Gewährung meines Wunsches und läßt mich hoffen, keine Fehlbitte zu thun!“ —

Hauptmann Richard bot ihr den Arm und führte sie in die Schiffscajüte, flog jedoch schnell zu seinen Leuten zurück und befahl Allen, streng geheim zu halten, welch köstliches Kleinod er davon gebracht; dagegen an der Küste auszusprengen, daß Leonore mit ihrem ganzen Gefolg, sich thörigt vertheidigend, erschlagen worden sey.

Diese Kunde wurde denn auch bald dem Don Valezko hinterbracht, der, längs dem

Meerufer eine kleine Reiterschaar befehligend, am Abend zu seiner verwaisten Villa heimkam, und den Verlust seines einzigen Kindes kaum vernehmend, in hoffnungslosen Jammer verfiel; doch war sein Zustand noch bei weitem dem des Fernando vorzuziehn, der, im Begriff dem süßesten Wonneziel zu nahn, sich nun von aller Welt verrathen sahe, und voll der feurigsten Phantasie, sich fast dem furchbarsten Wahnsinn überließ. Der einzige Weg, von der Verlornen gewisse Nachricht einzuziehn, war eine Sendung an den brittischen Admiral nach Jamaika, und Bernardo fertigte sofort ein Jagdschiff dahin ab, das jedoch, obschon es beim Feind gute Aufnahme gefunden, nur die bestätigte Todessage brachte — da Richard und sein ganzes Schiffsvolk dieselbe übereinstimmend ausgestreut und Niemand ausserdem von ihr Kunde hatte.

Ganz verschieden schien jedoch die Bestätigung dieser Nachricht auf beide Hinterlassene zu wirken, denn in so gränzenlosen Trübsinn nun der Vater verfiel, so wunderbar schien sich Fernando über seinem Schmerz emporzurichten;

so daß Leonorens allgemein geglaubter Tod ihm eine Quelle des Lebens wurde, vermeinend daß ihre seltne Körperschönheit sie wohl vor den Dolchen der Krieger geschützt, dagegen irgend eine frevle Liebe sie in gefahrvolle Händel verwickelt. Bernardo theilte diesen Trost zwar nicht, gab jedoch seinem Eidam endlich nach, dem eine hohe Belohnung auszusetzen, der von Leonorens Verschwinden irgend Aufklärung geben könne; und in der That trat bald ein unbemerkter Knabe auf, der Gelegenheit gefunden haben mochte, sich den Engländern zu entziehn, aussagend: daß Sennora Leonore und Beatrize ihre Dienerinn, dem Feind gewaltsam habe folgen müssen. — Diese Entdeckung, über Alles wichtig, gab nun dem feurigen Fernando Raum, sein weiteres Verfahren auszubilden.

Indeß erhielt die Flotte, bei welcher Richard diente, Befehl, sofort nach England zurück zu gehn, und Leonore mußte ihrem Räuber in einem Grad von Trostlosigkeit folgen, wofür die Sprache keinen Ausdruck kennt. Vergebens hatte sie gehofft, durch Vater oder

Bräutigam der Brittischen Gewalt entrissen zu werden, doch sah sie nun diesen Glauben schwer getäuscht, und so groß auch bis hieher ihr Muth und ihre seltne Ergebung gewesen, so fühlte sie sich nun auf einmal abgespannt, und in der That der Verzweiflung nahe. Umsonst bemühte sich ihre Kammerfrau, ihr neue Hoffnungen zu erwecken — deren sie freilich leider selbst entbehrte — als jedoch Leonore in der Wuth des Schmerzes selbst an der Liebe ihres Verlobten irre ward, suchte ihr Beatrize einzureden: daß Don Bernardo's Schweigen die sicherste Rechtfertigung Fernando's sey, indem die Zärtlichkeit eines Vaters doch keinem Kaltsinn erliegen könne. Auch machte sie ihrer Herrinn fein bemerkbar, daß Richards Leidenschaft gegen sie ohnfehlbar der Grund dieser Unthätigkeit sey, indem er auf jede Weise nichts versäumt ihre Anwesenheit zu verläugnen, und so die letzte Spur für ihre Hinterlassnen auszutilgen.

Leonore überzeugte sich zuletzt von der Richtigkeit dieser Behauptung, und versprach den Muth nicht sinken zu lassen, so lange ihr

noch die entfernteste Hoffnung übrig sey, ja Alles einer höhern Macht zu übergeben.

Unter diesen Tröstungen und Klagen hatte man den Kanal bereits erreicht, und Richard hielt's nun für wohlgethan, seine reizende Beute in der Provinz von Kent auf einem einsamen Landschloß zu verbergen.

Hier wagte er's auch zuerst, ihr seine Liebe zu gestehn, wobei er ihr jedoch die Versicherung gab, ihre Gunst nur frei gewinnen zu wollen, und wie es einem edlen Freier wohl gezieme, bis dahin in aller Bescheidenheit fern zu stehn. Sie antwortete ihm ganz mit jenem stolzen Ernst, der ihrem Volk vor Allen eigen ist: daß sowohl ihr Herz als ihre Hand nur in der Willkühr ihres Vaters ruhe, und daß sie, nur von ihm Befehle anzunehmen gewohnt, sich Keinem ausser ihm fügen werde! — Richard, durch diese Erklärung tief verletzt, besaß sich kaum genug, seinen Zorn zu verbergen, doch ordnete er ihr, unter dem Vorwand der Schicklichkeit, mehrere vertraute Dienerinnen zu, um sie und Beatrizen zu beobachten.

Leonore, durch die Entschiedenheit ihres

Verhältnisses zu Richard einigermaßen ausgesöhnt, schien sich nun äusserlich zu beruhigen, und auf Fernando's Unternehmungsgeist gleich fest als auf seine Treue bauend, gewann sie so viel Gewalt über ihr Gefühl, es anscheinend beinah ganz zu beherrschen. Bald darauf äusserte sie gegen Richard selbst den Wunsch, von ihm, als vorzüglichen Seemann, einigen Unterricht in der Schiffskunst zu nehmen; eine Wissenschaft, der sie bald so viel Geschmack abgewann, daß ihr Lehrer nicht genug erstaunen konnte, wie sie bald die schwersten mathematischen Verhältnisse scharfsinnig löste, bald in die trockensten mechanischen Lehrsätze mit mehr als männlicher Stetigkeit einging. Doch wirkte diese Bemerkung nur noch mehr auf Richards stündlich wachsende Liebe, und machte es ihm von Tag zu Tage schwerer, in ihrer Nähe ruhig zu seyn.

Um diese Zeit ward er, sehr unerwartet, zu einer neuen Meerfahrt aufgerufen, da ein kühner Spanischer Abentheurer, der, wie die Sage ging, aus den westindischen Gewässern kreuzend, schon manches Brittische Fahrzeug ge-

kapert und selbst den Küsten Englands sich genaht, kürzlich nach dem Atlantischen Ozean gesteuert sey, um dort Jamaika frei zu machen. Großmüthig, wie der beste Britte, verschmähte er jeden Beutegewinn, ließ manchen Kauffahrer ungeneckt vorbeiziehn, schlug sich dagegen mit Erbitterung gegen jedes bewehrte Schiff, das ihm auf seinen Fahrten begegnete. — Richard erhielt diesen Ruf nicht sobald als er sich Leonoren entdeckte, und ihr seinen Befehl vom Regenten kund that, dem Unbekannten mit einem Geschwader nachzuziehn und die Vertheidigung von Jamaika zu leiten. Er verbarg ihr bei dieser Gelegenheit nicht, wie ungern er sie allein in England wisse — besorgend, daß sie Mittel finden dürfte, sich irgend einmal in Freiheit zu setzen und sich für immer seiner Nähe zu entziehn, was, wie ihm wohl bewußt, stets ihr vorzüglichster Wunsch gewesen. — Wie angenehm überraschte ihn jedoch ihre muthvolle Äusserung, ihn auf dieser Fahrt begleiten zu wollen, vorausgesetzt, daß es ihr erlaubt sey, Seeuniform zu tragen, nicht minder sich, wenn's ihr beliebe, von Zeit zu Zeit

ins Gefecht zu miſchen, da ſie durch ſeinen Unterricht ſich fähig fühle, ſich wohl mit Ehre ſchlagen zu können.

Richard nahm dieſe Idee mit Entzücken auf, und wie die Liebe die Eigenheit hat, auch das Widrigſte vortheilhaft zu deuten, wähnte er, es keime dieſer Entſchluß nur aus geheimer Neigung zu ihm, und aus Beſorgniß, ihn entfernt zu wiſſen; da es im Gegentheil nur ihr Vorſatz war, ihr liebes Mutterland wiederzuſehn und in der Nähe Richards zu erforſchen: Ob nicht der kriegeriſche Unbekannte ihr geliebter Fernando ſey? von deſſen kühnem ritterlichem Sinn ſie die gewagteſten Hoffnungen hegte. Daß ſie in ihrem gebundenen Verhältniß, ihm freilich kein Zeichen ihres Lebens werde geben können, beſchied ſie ſich zwar, doch durch die Macht der Leidenſchaft ermuthigt, hielt ſie den ſchwachen Rohrſtab ihrer Hoffnung mit übermenſchlichen Kräften feſt.

Sie forderte hierauf von Richard einen theuern Schwur, ihr in ihrer männlichen Verkleidung wie einem Offizier ſeines Geſchwaders zu begegnen; Beatrizen als Lakay in ihrem

Dienſt zu laſſen, und ihr auf keine Weiſe hinderlich zu ſeyn, mindeſtens ihrer Ehrliebe genügen zu können, da ihr die bürgerliche Freiheit ohnehin grauſam genug durch ihn entriſſen worden ſey. Er that dieſen Eid, gelobend, ſie als Freund und Kamrad zu behandeln, ja ihr, ſofern es ihre Kraft nicht überſteigen werde, bei keiner Gelegenheit entgegen zu ſeyn, ſich irgend durch Tapferkeit auszuzeichnen. Drauf entfernte er ſich und Leonore flog zu Beatrizen, der ſie jedoch nicht wenig zuzureden hatte, eh ſie ſich zu der begehrten Verkleidung verſtand, ja endlich nur die Verheiſſung, ſie ſtets aus der Angriffslinie zu entfernen, ihrem Herzen Beruhigung gab, — und Beide ſich nun ohne Aufſchub bemüheten, ſich bald an das neue Coſtüm zu gewöhnen, um nothfalls ſofort auf ihrem Poſten zu ſtehn. Es iſt kaum nöthig anzudeuten, daß Leonore, von dem ſchlankſten Wuchs und den zarteſten Formen, auch jetzt als Jüngling höchſt anziehend blieb; nicht minder ihr in große Locken zerfallendes Haar, das reich und ungebunden ſie umwallte, bei der weißeſten Haut und den

sprechendsten Augen, die künstlich erdichtete Männlichkeit mit gleich viel weiblichen Zügen milderte; doch sprach aus eben dieser Huldgestalt ein Adel des Blicks und ein Muth des Herzens, der jeden Brittischen Jüngling neben ihr, wo nicht entfernte doch in Schranken hielt. Auch die Gewandtheit, sich in englischer Zunge fertig auszudrücken, erleichterte ihr ihre Rolle sehr, und als sie in Plymouth den Offizieren ihres Schiffs als Ritter von Luney vorgestellt wurde, fühlten sich Alle durch ihre Bekanntschaft entzückt. —

Man ging unter Segel, dem Befehl gemäß, sobald als möglich Jamaika zu erreichen und von dort aus auf den Spanier Jagd zu machen, jedoch lief Richard nah an dieser Insel noch Gefahr bei hoher Wogenbrandung zu scheitern, und dieser endlich glücklich obgesiegt, ward er so kühn von seinem Gegner überrascht, daß er, trotz der lebhaftesten Gegenwehr, doch eine Fregatte lassen mußte, die der Spanier — in der That Fernando — im Schlepptau mit sich von dannen nahm und schnell in seine Heimath entführte. Dort fand er den Ver-

nardo in großer Beſorgniß, in Ihm die letzte Stütze zu verlieren; ſeine ſiegreiche Wiederkehr beruhigte ihn zwar, doch war er leider nicht im Stande, des Vaters verwaiſtes Herz zu tröſten, indem er, ſelbſt auf Brittiſchem Boden von Leonoren keine Kunde vernahm. Nach dieſem bitterſüßen Willkommsgruß, ließ er die Mannſchaft des eroberten Fahrzeugs vor ſich führen, und vor Allen gefiel ihm ein Offizier, Montroſe genannt, der ihm auf jede ſeiner Fragen diente, ihm auch geſtand, daß der Führer des Geſchwaders Richard heiße, doch ſey ihm von einer ſpaniſchen Gefangenen nichts bekannt und müſſe dieſe wohl in Europa zurückgeblieben ſeyn. Fernando und Montroſe wurden bald vertraut, Letzterer nahm ſogar ſpaniſche Dienſte, erbot ſich auch, unter dem Vorwand kriegeriſcher Verhandlungen, eine Sendung nach Jamaika zu übernehmen und Fernandos Sehnſucht nach Leonoren Genüge zu thun; doch kam er bald erfolglos zurück, und obſchon er ſelbſt Luney's perſönliche Bekanntſchaft gemacht, wähnte er nicht, in dieſem feurigſtolzen Jüngling die zarte Braut ſeines

Siegsherrn zu ſeyn; im Gegentheil hielt er die Bewegung Dieſer, als er entfernt nach Leonoren frug, für Zeichen einer unerlaubten Liebe zu dieſer reizenden Spanierinn, — verſicherte drauf, voll bittern Grolls, daß auch Fernando ſich ganz kürzlich mit einer Eingebornen vermählt; und brach das Geſpräch zur Unzeit ab, eh Leonoren, durch dieſen neuen Schlag betäubt, den, wahren Grund ſeines Forſchens errathen.

Die Reſultate dieſer-zweiten Sendung, konnten Fernando'n wenig tröſtend ſeyn; er empfing daher die Kunde der fortgeſetzten Feindſeligkeiten mit um ſo größerer Ungeduld, gefaßt die Bürde des Lebens blutig abzuwerfen, die er länger zu ertragen, für unmöglich hielt. Kaum war daher ſein Schiff wieder bemannt, als er ſich ungeſäumt aufs hohe Meer zurück begab, entſchloſſen, ohne Leonoren nicht mehr heimzukehren.

Während dem hatte ſich der Ritter Luney bei einem zufälligen Seegefecht mit einem amerikaniſchen Kaper auf glänzende Weiſe hervorgethan, des Feindes Schiff durch Entern ge-

nommen, und Richard, von Bewunderung gegen die geliebte Herrinn hingeriſſen, ſtand nicht an, ihr in der Perſon des vermeinten Luney ganz jene großmüthige Huldigung zu bieten, die ſie als Dame ihm ſo ſtreng verſagt. Er überließ ihr alle Beute des genommenen Schiffs mit dem Beding: was ſie ſich nicht ſelbſt zueignen wolle, an ihre Sieggefährten auszutheilen, und ganz ſeiner Zuſtimmung gewärtig zu ſeyn. Die Heldinn nahm dieſe Großmuth an, erwägend, ſich hierdurch eine Parthei zu erwerben, die ihr wohl künftig höchſt nothwendig ſey; ſo wie ſie ſich namentlich das Vertrauen eines alten irländiſchen Offiziers, Namens Dwon gewann, der bald zu ihrer Befreiung thätig wirkte. Bald darauf brachte Capitain Richard in Erfahrung, daß in den kleinen Inſelbuchten von Surinam ſich noch eine bedeutende Zahl von Seeräubern berge, die mit Geſchütz und reichlicher Munition verſehn, noch mehrere Schiffe die ihrigen nennten; daß man dieſe jedoch nicht anders fangen könne als durch ſcheinbare Verfolgung und Bedrängung des ſchon durch Luney genommenen

Schiffs, dem denn die Übrigen schnell zu Hülfe eilen würden, um ihrem Verderben nicht zu entgehn. Die Kriegslist gelang; man schoß die erste Hülfsfregatte nieder und verfolgte die Andern bis zu Lande, woselbst sich jedoch die Hinterbliebenen hartnäckig schlugen, und aus dem Innern der Inseln her stets mit neuer Mannschaft verstärkt, das Feld durchaus nicht räumen wollten. Dieser unerwartete Widerstand, bewog den Hauptmann endlich die letzte Bereitschaft an sich zu ziehn, um mit Hülfe derselben vorzudringen, und Leonoren ward hier abermals Gelegenheit, sich ganz dem Muth der Verzweiflung zu weihn, zumal sie, seit der Nachricht von Fernandos Vermählung dem Tode fast tollkühn entgegen ging, und stets auf dem Randverdeck zu fechten pflegte. Doch schien es, daß der Tod, den sie gesucht, sich vor ihr in die Reihe der Feinde flüchtete; die Räuber konnten ihrem Muth nicht widerstehen. Alle wurden gefangen genommen oder hingemäht, und nie ist ein Sieg wohl entschiedner gewesen. Richard, selbst Zeuge ihrer Anstrengungen, riß den gepriesenen Luney ans Herz und

dankte ihm in den feurigſten Worten, doch hielt ihn dieſer beſcheiden zurück, bat aber um Begnadigung der Beſiegten, und zum Beweiſe wohlerworbenen Vertrau'ns in ſeinen Arm und ſeine Führung, um die Gunſt: das neulich von ihm genommene Schiff — Herkules — fortan auf jeder Fahrt zu führen, in jedem Gefecht ſein Vertheidiger zu ſeyn. Dieſe Forderung zu hoch für Richards, durch Stolz und Liebe zermalmtes Gemüth, ward geweigert und Luney trat beleidigt zurück, als Ywon und mehrere Offiziers des Geſchwaders ſich mild begütigend in den Handel legten, den Richard nachzugeben vermochten, und dieſer unter dem Beding: ſich nie von Luney's Seite zu entfernen, dem Ywon zuletzt die Vergünſtigung gab.

Dieſer verlor keinen Augenblick ſeinem Freund, die frohe Botſchaft mitzutheilen, ward jedoch eine auffallende Traurigkeit an ihm gewahr, die keineswegs zu ſeinem freudigen Heldengeiſt noch zu den ſiegreichen Erfolgen ſtimmte, die er als Soldat und Ritter erlangt. Lange bemühte er ſich jedoch vergebens, den Mund des ſtolzen Freundes zu eröffnen, dem höchſtens

ein geheim entschlüpfter Seufzer doch kein erklärendes Wort entging; endlich brach ihm das eigne Herz, und große Thränen seinen eisgrauen Wimpern entstürzt verriethen deutlich, wie er in höchster Hingebung des Gemüths, wohl auch ein gleiches Vertrauen erwartete. Nun erst ließ Luney seine Maske fallen, — er hub die schwimmenden Augen zu ihm auf, die in dem Augenblick der süßeste Schmerz, die allerweiblichste Huld verklärte, und indem er Ywons starke Hände mit brünstiger Liebe in die seinigen schloß, als wolle er sich ihrer ungetheilt versichern, sprach er mit rührendstem Stimmenton: „Da Ihr denn also, mein geliebter Freund, Euch so gar ritterlich für mich verwendet, und mir eine Zartheit des Herzens zeigt, die mich des herrlichsten Erfolgs versichert, so sey Euch denn hiermit auch Alles kund gethan, was sich bis jetzt Euerm Blicke entzogen! Wißt denn, dieser Luney, der Euch in manchen heißen Kampf gefolgt, ja heute noch als Führer vorgefochten: — ist nur ein schwaches hülfloses Weib, — die Allerunglückseligste von Allen, die vielleicht jemals der

Tag beſchien! — Doch“ — fuhr ſie fort, als ſie ihn erſtaunt zurückweichen ſah, als fürchte er ein Phantom zu berühren — „Doch bewahrt ſie ein Herz, das mit keiner Königinn tauſcht, und Liebe, Muth und makelloſe Treue hielten ſie in allen Gefahren hoch empor, und ließen ſie nach dem Köſtlichſten ringen!“ — Drauf nannte ſie ihm ihre Heimath und Familie, geſtand ihm ihr Verhältniß zu Ferdinand, und ſchloß zuletzt mit der kühnen Bitte, die ſie auf ihren Knieen zu ihm that: Ihr zu baldiger Flucht behülflich zu ſeyn, da ſie auf keinen Fall mehr im Stande wäre, ſich in den Reihen der Engliſchen zu ſehn und gegen ihr eignes Volk zu kämpfen, das ſie in der Perſon ihres Vaters und Verlobten, mit unbegränzter Liebe umfaſſe. Ywon meinte zu träumen und ſammelte ſich ſchwer, doch endlich hub er ſich kräftig auf und ſchwur ihr bei der hochgelobten Jungfrau und bei der ſeligmachenden Kirche, der er im Stillen zugethan war, ihr zu ihrer Befreiung behülflich zu ſeyn, ja ſelbſt dem Dienſt des Uſurpators zu entweichen.

Man ſchied bewegt und Jeder ging auf

seinen Posten, als Richard die Anker zu lichten befahl und die Flotte nach Jamaika steuerte. Der Tag so wie der Abend waren still und die Fregatten glitten so gemächlich, so unbesorgt auf der Meerfluth hin, als sey man vor jedem Unfall geborgen; doch gegen Mitternacht erhub sich Sturm, der bis zum Anbruch des Tages dauerte, und als die Sonne die gepeitschten Wogen mit feuerröthlichem Strahl beschien, sah Richard sich mit seinem Schiff allein, und von dem ganzen Geschwader verlassen. Der Verlust seiner Flotte fiel ihm schwer, doch Leonorens Entbehrung und Gefahr auf fremdem Schiff unter fremden Männern in der entsetzlichen Sturmesnacht, beraubte ihn fast seiner eigenen Sinne, und er ließ ununterbrochene Nothschüße thun, um die Verlorne irgend aufzufinden.

Da ward in hoher Ferne ein Fahrzeug gesehn, das schnell und kühn die Segel entfaltete, näher rückend, auch Brittische Flagge trug, doch eben so bald sie mit der feindlichen wechselte, und eine so heftige Geschützsalve gab, als solle Richards Schiff in den Abgrund

ſinken. Es war Fernando Padille und kein Anderer, der ein ſo verwegnes Gefecht begann, ſich mit Richard zu meſſen wagte, und gewiß lange hatten beide Helden ſich nicht von kühnerem Feind bedroht geſehn, und gleich gewaltige Kräfte entwickelt. Liebe und Ehre, die beiden ſtärkſten Hebel des Kampfs, erregten Wunder von Tapferkeit, und der ganze Tag verging, ja die Nacht brach ein, ohne daß Einer dem Andern wich, noch ſich zum Streichen der Segel entſchloſſen. Man zündete Seeleuchten und legte ſich vor Anker, um bei Anbruch des Tags fortſchlagen zu können, und wirklich erhob ſich mit der Morgenröthe ein gleichgewaltig erneutes Gefecht, das endlich Sieg oder Tod herbeiführen mußte. Man war ſich auf halbe Schußweite nahgerückt und ließ das Geſchütz unausgeſetzt wüthen, als endlich der Fockmaſt auf Fernando's Schiff zerſchmettert ward und Richards Truppen Victoria riefen; doch wenig Augenblicke ſpäter borſt auch der Britiſche Maſt, die Spanier faßten wieder neue Hoffnung und das Kleingewehr-Feuer hagelte ſo heftig, daß Freund und Feind ſich nicht

mehr unterſchied. Da warf Fernando plötzlich Enterhacken und ſprang kühn wie ein Löwe in Richards Schiff, — nichts heiſchend, als den Nebenbuhler zu verderben und ſollte er auch mit ihm ſein Ende finden, das er ohnehin nicht fern mehr hielt, da er ſchon einen Schuß im Schenkel trug und bald drei gewaltige Hiebwunden fühlte.

Nichts deſto minder drang er wüthend vor, und Richard, ſeinerſeits gleich ſchwer verletzt, rang ſich ihm ſchon im Gefecht entgegen, als ein drittes Schiff mit vollen Segeln näher flog und im entſcheidenden Moment die Kämpfer trennte, die ſich ſchon Beide dem Tode geweiht. Die Engliſchen, ſchnell den tapfern Luney und ſein Schiff erkennend, entriſſen ihren Hauptmann mit Gewalt der ihn bedräuenden Todesgefahr, Fernando aber, den des Gegners Anblick nur noch auf wankenden Füßen erhielt, ſank von ihm abgedrängt, in ſein Blut zuſammen; indeß hier die Spanier und dort die Britten zwei feindlichen Meeresſtrömen glichen, die der Machtſpruch eines Zauberers in ihrem wüthendſten Aufruhr ge-

hemmt. Leonore (Luney) schnell in Richards Schiff geschwungen, ertrug hier den Anblick ihres Fernando kaum, der bereits mit dem Tode ringend ihr auf dem Verdeck entgegen lag, — und daß sie noch in diesem Augenblick Fassung behielt, sich nicht auf seinen blutigen Körper stürzte, bewieß mehr ihre hohe Heldenseele als alles was sie früher vollbracht. Ywon, der ihr folgte, errieth ihren Schmerz, ließ den Todwunden auf den Herkules tragen und gab ihn dort in ernstliche Huth, doch Leonore sammelte sich bald, ließ auch Herrn Richard in die Cajüte schaffen und obschon sie ihn als Gegner des Geliebten hassen mußte, übergab sie ihn dennoch einen Chirurg, machte die spanische Mannschaft Kriegsgefangen, beendigte so den unmenschlichen Kampf, und eilte fast bewußtlos auf ihr Schiff hinüber.

Hier kam ihr Ywon schon mit der frohen Botschaft entgegen, daß Fernando's Zustand nicht tödtlich sey, und daß der Wundarzt Hoffnung gemacht, ihn mit dem Leben durchzubringen, sofern er nicht durch heftige Gemüthserschütterung angegriffen werde; sie daher sich

auf jeden Fall fügen möge, so lange von ihm entfernt zu bleiben, bis seine Herstellung nahe sey! — Welch eine Mischung von Freude und Schmerz, und welche neue Prüfung für die Vielgeprüfte: den Heißgeliebten in der drohendsten Gefahr, verlassen und sich das Glück versagen müssen, ihn nach und nach durch treue Liebessorge wieder ins Leben zurückzuziehn, das ihn so feindlich von sich gestoßen! Doch wie eine wahrhaft große Seele niemals schwankt, der Pflicht die süßeste Neigung aufzuopfern, entschied sich auch Leonore ohne Wahl; übertrug Fernando's Pflege einem sorglichen Arzt — sich tröstend, wie die weibliche Dezenz ihr ohnehin verboten an seinem Lager nützlich zu seyn, — dagegen lehrte ihr ihr großmütbiges Herz, daß Richard um so mehr ihrer Hülfe bedürfe, da er von einem Theil seines Schiffsvolks nicht geliebt, sich dessen Beistandes nicht schmeicheln durfte, auch schon der Gedanke: Er ist dein Feind! ihr Grund genug zu jeder Aufopferung dünkte. Eins nur bedingte sie sich von ihrem treuen Ywon, die Erlaubniß ihre verkleidete Dienerinn unausgesetzt um Fernando

zu lassen, die ihr von Zeit zu Zeit von seiner Besserung Nachricht geben und ganz partheilos prüfen möge: wenn er stark genug sey, ihre Erscheinung zu ertragen, von der sie, und gewiß nicht grundlos, die allererwünschtesten Folgen erwartete. „Wißt übrigens“ — schloß sie mit einer Gemüthsbewegung, die ihre zarte Weiblichkeit verrieth: — „daß ich nun aufgehört habe, Herrinn zu seyn, da alle meine Anstrengungen, die ihr Thaten nanntet, nur aus dem innigen Wunsche keimten, mich lebend oder todt mit meinem Fernando zu vereinen; und daß ich nun, ihm gegenüber, mich wieder ganz als hülfloses Weib, als muthentblößte Jungfrau fühle, die nur allein in seinen Armen die Mühe des Lebens ertragen kann!“ — Dwon schloß seine Freundinn gerührt ans Herz und begab sich drauf in Fernando's Nähe, bereit, seiner edeln Kampfgenossinn, ein ihrer werthes Geschick zu begründen, und ihr, indem er ihr Freiheit und Geliebten wieder gebe, zugleich die Mittel anzuvertraun, sich auch mit einer reichen Mitgift an ihren Bräutigam auszuliefern. Er stimmte daher während Richards

Wundenschwäche, das brittische Schiffsvolk für Luneys Gunst, und rieth der Besatzung beider Schiffe, dem ihre Huldigung darzubringen, den sowohl hoher Muth als Milde ihnen genugsam kenntlich gemacht, und nicht während Richards Bewußtlosigkeit sich dem Verhängniß Preis zu geben, als führerlose verlaßne Schaar dem ersten feindlichen Angriff zu erliegen. Man billigte seine Wahl mit lautem Geschrei, rief den tapfern Luney zum Befehlshaber aus und überließ sich seiner kühnen Leitung.

Doch schwerer hielt es Leonoren (Luney) zu Annahme eines Ehrenpostens zu vermögen, wozu sie den Yvon für viel fähiger hielt. Nur der Gedanke, Fernando's frohe Überraschung zu erhöhn und unmittelbar für ihn handeln zu können, bestimmte sie endlich, nachzugeben und Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. Drauf ließ sie sofort alle gesunde und blessirte Spanier, die sich noch auf Richards Admiralschiff befanden, auf den Herkules bringen, dagegen alle Engländer und Schotten auf das ihres Hauptmanns übergehn, um ihre vorseyende Trennung und Flucht ohn' allen Schwertschlag zu vollenden.

Alles, was ſich an brittiſchem Eigenthum noch auf dem Herkules befand, ward gleichfalls ohne Zögern abgegeben; nur die Erinnerung ihrer Leiden, ihrer Liebe und ihres Muths, hielt ſie in ſtarkem Herzen feſt, als goldne Schilde gegen künftige Feinde. Nun übergab ſie dem Lieutenant Richards die Führung ſeines Schiffs bis zu deſſen Geneſung, zu der der Arzt alle Hoffnung gemacht, und dirigirte ſeine Fahrt nach Jamaika; ſie ſelber aber mit Fernando und Yvon, ſämmtlichen Spaniern und nur wenig Britten, trennte ſich unverzüglch von Richards Schiff, vorwendend, wie ſie entſchloſſen ſey, den ſpaniſchen Fahrzeugen nachzugehn, die im letzten Gefecht, theils wund theils leck geſchoſſen worden, und ſie auf jeden Fall aufzubringen.

Als nun die engliſchen Segel nach und nach in die Tiefe des Ozeans tauchten, und das Wonnegefühl der ſchwererrungnen Freiheit die Bruſt Leonorens ſelig erhub, beſtürmte ſie ihren Retter heiß und dringend, ſich ſchleunig zu Fernando zu verfügen und ihn fern hindeutend ahnen zu laſſen, welch hohes Glück ihm beſchieden ſey, doch ihr die Himmelsſcene des

Erkennens nicht durch zu deutliche Winke zu verkümmern.

Als Yvon zu ihm eintrat, fand er ihn um ein Großes genesen; er kündigte ihm daher den nahen Besuch des Schiffscapitains an, der, erfüllt von Achtung für ihn und seine im Gefecht bewiesene Bravour nichts wünsche, als seine nähere Bekanntschaft zu machen. „Mich dünkt“ — versetzte der Kranke gereizt — „daß mir diese Ehre so nah noch nicht seyn wird; denn, obschon ich mich leider in seiner Gefangenschaft gewahre, so muß, wenn ich mich recht entsinne, mein Gegner dem Tode kaum entgangen seyn, da er sich nur mit höchster Anstrengung mir gegenüber im Gefecht behauptet!“ — Yvon, errathend, daß er den Richard meine, bejahete dies, versicherte jedoch einlenkend, daß Ritter Luney Mitbefehlshaber sey, und daß sich's dieser nicht versagen könne, ihn seine vorzügliche Ehrfurcht zu versichern. „Wie?“ rief Fernando wild: „Auch Luney ist dem Verderben entflohn? So sind denn alle meine Anstrengungen fruchtlos, all' meine Kugeln ohne Ziel geblieben?“ — Ihr seyd sehr

lieblos, Edler Herr, — versetzte Ywon fast beleidigt: — doch würdet Ihr namenlos unglücklich seyn, wenn dieses tapfre Heldenherz nicht mehr mit Euch sich des Daseyns freute. Bei Gott, Er selbst wird Euch belehren, daß Niemand auf der weiten Erde, Euch treuer, inniger ergeben, mehr Eurer Gegenliebe würdig ist! Fernando'n stürmte das Blut zum Herzen, er winkte dem Ywon Schweigen zu, ja war schon im Begriff, durch einen entsetzlichen Gegenschwur sich selbst den Weg des Heils zu verlegen, — da nahte die verhüllte Beatrize seinem Lager und bat ihn im Namen Leonorens, sich zu mäßigen und des besten Erfolgs gewärtig zu seyn. Ywon entfernte sich still und Fernando staunte, denn in eben dem Augenblick kam ihm die Sprache seines Wärters Pedro so seltsam schwankend und weiblich vor, daß er sich eines ähnlichen Tons aus einer glücklicheren Zeit erinnernd, ihm diese Bemerkung nicht verbarg. „Wenn Ihr meinen Herrn den edeln Luney haßt — erwiederte Pedro niedergeschlagen — so muß Euch auch meine Person zuwider, meine Sorge um Euch nur un-

angenehm seyn, und ich werde mir's daher versagen müssen, mich fernerhin Eurer Pflege zu widmen. Wißt jedoch, und behaltet es wohl: daß Ritter Luney, für alle Frauenliebe kalt, Euch und Eurer Verlobten nie zu nah getreten, obschon er sie seit zwei Jahren täglich gesehn, indeß ihr Reiz alle Männer bezaubert; ja, daß er sie Euch selbst, vielleicht schon vor Monden zugeführt hätte, wenn nicht Montrose ihn überredet, daß Ihr Don Padille für sie verloren wär't, indem Ihr Euch längst einer Andern ergeben! — „Wie wird mir?" rief hier Fernando träumend aus, als löse sich vor ihm eine dunkle Wolke und lasse ihn in ferne Sternenhimmel, in goldne Paradieseslande schaun: — „Leonore lebt, und liebt mich noch? O neidenswerther Kampf, beglückte Niederlage — Du giebst mir Alles wieder, was mein Herz begehrt, was meine glühendste Sehnsucht heischte!" — Er sank in sein Kissen zurück und die ersten Thränen, die er seit langer Zeit geweint, sammelten sich in seinen dunkeln Augen, indeß er dankende Hände zum Himmel erhob, der ihn so wunderbar am Leben erhalten, dem

er schon feindlich den Rücken gekehrt. Beatrize (Pedro) um ihn nicht allzusehr zu erschüttern, brach hier, sich entfernend, die Unterredung ab, ihn tröstend, wie der Besuch des Ritters Luney ihm Alles Übrige aufklären werde, sobald er stark genug sey, ihn anzunehmen.

Am dritten Tage, während dem die Fahrt nach Buenos-Ayres den allergünstigsten Fortgang hatte, so daß man allbereits die ferne Küste wie ruhende Goldgewölke flimmern sah, ward Fernando durch spanische Kriegsgesänge aus seinem Morgenschlummer erweckt, die Anfangs aus dem tiefsten Raum des Schiffs sich hören ließen, doch nach und nach immer näher rückten, als ruhe er im Herzen seines eignen Volks und unter seinen liebsten Wasserfreunden.

Pedro, der hereintrat, deutete ihm an: daß Luney spanische Gesangweisen liebe, sich oft schon in dieser Sprache versucht, und heute, am Tage seiner Geburt, den er recht fröhlich feiern wolle, sich nur mit spanischen Gefangnen umringt, als sey er mit Don Fernando nahverwandt, und mit ihm aus einem Heldenvolk entsprossen. „O laß ihn zu mir kom-

men, liebſter Pedro!“ rief Fernando hier aufs innigſte bewegt, in überſeliger Vorempfindung: „Es ſey vergeſſen, daß er mich bekämpft, daß ich durch ihn viel Kummer erlitten! Iſt doch der Tag ſeiner Geburt auch der Geburtstag meiner ſüßen Braut, die leider immer noch für mich verloren, ſo nah ich ſie auch eben im Traum geſehn!“ —

Und die Thür ging auf, und herein flog Leonore, noch als Ritter bewehrt, doch mit klopfender Bruſt und aufgelösten Frauenlocken, — ein wenig bleich vor Sehnſucht und Gram, doch unbeſchreiblich anmuthig und ſchön, wie eine ſelige Göttererſcheinung. Und Fernando, ſie erkennend, ſank ihr ans Herz, und eine lange Zeit verging, eh beide Glückliche Worte fanden, und die Namen Leonore und Fernando, wie abgeriſſne ſüße Widerklänge aus ſeligen Inſeln ſich berührten.

In dem Augenblick nahte man der Küſte, und die daſige Beſatzung, Spaniens Flagge, Fernando's verloren geglaubtes Schiff und ihre tapfern Waffenbrüder grüßend, erhub ein jauchzendes Freudengeſchrei, indeß die einzelnen be-

ſtürzten Britten, die ſich noch auf dem Herkules befanden, in gleichem Moment entwaffnet wurden, und als Gefangene an demſelben Ufer landeten, das ſie vor wenig Jahren in ſo verderblicher Abſicht heimgeſucht. An Leonorens Arm, noch bleich und blutig, doch in innerſten Herzen ausgeſöhnt und einer Götterzukunft ſtill entgegenſchauend, betrat auch Fernando die geliebte Küſte, und Bernardo Valesko legte nach wenig Tagen Beider Hände ſegnend zuſammen, nachdem er den Himmel für das ſeltne Glück geprieſen hatte: eine Tochter ſein zu nennen, die die Roſe ihrer Engelſchönheit nicht nur unter tauſend Gefahren rein bewahrt, ſondern noch mit dem Lorbeer des Ruhms auf eine herrliche Art umſchlungen hatte.

IV.

Die Perlen.

Erzählung

von

F. Förster.

Wenn ich oft sehe, daß die Jungfrauen die Zeit damit zubringen und sich quälen, wie sie sich schmücken und putzen sollen, und viele Schleifen an das Kleid und Kanten daran setzen und mühsam Tag und Nacht darauf verwenden, künstliche Stickerei auszuschneiden und zu nähen und das Haar in viele Locken und Flechten zu legen, so bedaure ich die armen Kinder, die nicht wissen, daß ein guter Spruch also heißt:

Ein frommer Sinn, ein schlichtes Haar,
Die beiden Äuglein hell und klar,
Das Herz geruhig und sündenrein,
Ist schöner denn Gold und Demantstein.

Ich muß aber traurig werden und kann mich recht betrüben, wenn ich die kleinen Mädchen mit Perlen im Haar oder in Schnüren

um den Hals ſehe bei luſtigen Spielen und heitern Feſten, oder wohl gar mit Perlen geſchmückt beim Tanze finde. Euch würde wohl anders zu Muthe ſeyn, wenn ihr wüßtet, was Perlen bedeuten: Perlen aber bedeuten Thränen. —

Es war ein König in Thule, der war noch jung bei Jahren und hatte viel Arbeit, nicht daß er viel bei den Büchern geſeſſen oder geleſen und geſchrieben hätte, ſeine Arbeit war mit dem Schwerdte. In alter Zeit aber war dies die Arbeit der Könige, daß ſie auf und ab an der Gränze des Reichs ritten mit ihren reiſigen Rittern und wo der Feind das Land betrat, zog der König ihm gerüſtet entgegen und ſchlug ihn. So hatte der König manchen ſauren Tag, denn rings umher war die Gränze ſeines Landes offen und konnte der Feind von jeglicher Seite das Reich betreten, denn es lag mitten im nordiſchen Meere und war ein rauhes Eiland.

Was die Feinde zu gewinnen ſuchten in Thule, war nicht von Silber und Seide, denn hier trug der König wie der Bauer ein woll-

nes Kleid, und die Berge hatten keine silbernen Adern, daß die Bergleute ihnen die Ader geschlagen hätten, auch suchten die Feinde nicht Myrrhen und Weihrauch und andere duftende Kräuter, wie sie in Asia blühen in dem Garten zu Keschgar, denn das Eiland trug nur schwarze Tannen und hangende Birken und weniges Obst und keinen Wein, auch suchten die Feinde nicht fette Rinder und schnelle Pferde, denn dürftig nur fanden auf Thule geringe Schafherden Weide; auch Gold und Edelgestein suchte Niemand auf Thule, denn den einzigen Demant trug der König in seiner eisernen Krone, und wohlverwahrt im festverschlossenen Schrein verbarg die Königinn einen goldenen Becher, den sie dem Könige mit Wein füllte, wenn er heimkehrte vom Kriege; sonst wußte Niemand was von dem Glanze des Goldes, an dem Finger trugen Frauen und Männer Ringe von Eisen. Das war es aber, was die Feinde suchten; eiserne Waffen, so fest und schön wie auf Thule, wurden nirgend anderswo geschmiedet und die Normänner, die feindlich an die Küste von Thule kamen, fielen

herein in die Waffenſchmieden, oder wollten dem Bauer ſeine Wehr nehmen. Hier wußte jeder Bauer nicht nur den eiſernen Pflugſchar gut zu führen, ſondern auch das Schwert. So lange aber der König von Thule lebte, von dem ich erzähle, ward den Normännern übler Beſcheid gegeben, wenn ſie an das Land ſtiegen nach ihrem Raube. „Ihr ſollt Waffen haben“ rief der König ihnen entgegen, wenn er ſie kommen ſah, dann ritt er auf ſie los mit ſeinen Rittern und ſchlug ſie mit den ſchweren Schwerdtern auf das Haupt. —

In dem königlichen Schloß ſaß die Königinn mit ihrem Knaben Edward und ihrer kleinen Tochter Wiga in Sorgen um den König, der an der Gränze umher mit ſeinem guten Schwerte die wilden Normänner auf das Haupt ſchlug, ſie fürchteten, daß ihm wohl einmal ein Leids geſchehen könnte. Und oft ward es Abend und der König kam nicht heim und mußte die Nacht über Wache halten gegen die Feinde. Dann ging die Königinn hinaus vor das Schloß und ſtieg hinauf auf den Hügel, oder führte die Kleinen auf die Zinnen

und den Altan des Thurmes, oder an das Ufer des Meeres, wo sie weit hinaus über Felder und Wälder schauen konnten und warteten auf ein Zeichen aus der Ferne von dem Gemahl. Wenn er dreimal mit dem schweren Schwerte an das große Schild schlug, schallte und hallte es über das ganze Eiland und sie wußten, daß dem Könige kein Schaden geschehen. Auch warteten sie seiner Rückkehr oft auf der Höhe und wenn sie den Vater heimkehren sahen, winkten sie mit den kleinen Händchen und mit weißen Tüchern. Größer aber ward die Sorge der Mutter, wenn der König den fliehenden Feinden nachjagte auf dem Meere und ihre schnellen Schiffe verfolgte, denn die Königinn wußte wohl, wie die Gefahr, die von den Feinden komme, gering sey gegen Sturm und Wellen. Aus Feindes Hand mag wohl einer frei werden, wen aber einmal das Meer in seinen kalten Schoos aufgenommen, der kann nicht wieder erlöset werden. Und wenn zur Nachtzeit die Meereswellen an den Thurm schlugen und in wunderlichen Gestalten von dem fernen Meere heran nach dem Ufer zogen und zerschellten, da gab

die Furcht der Königinn oft seltsame Bilder ein und im trüben Mondlichte glaubte sie das zerschlagene Schiff und den Helm und den Harnisch des Königs an das Land geworfen zu sehen, und sah die eiserne Krone von den Wellen getragen mit dem hellen, funkelnden Demant; es war aber nur der Mondschein. Dann stieg sie hinab mit den Kleinen und ging am Ufer auf und nieder in ihrer Angst, die sie gern den Kindern verbarg und erzählte ihnen mancherlei Geschichten, bis sie selbst wieder ruhig ward. Edward und Wiga hatten oft gefragt, wo sie den Vater suchen sollten, wenn er nicht wieder heim käme? Da zeigte die Mutter den Kleinen hoch oben am Himmel die hellen Sterne und sagte: kömmt unser König nicht mehr zurück, dann suchet ihn da oben, gehet von einem Sterne zu dem andern und klopfet an die hellen Fenster an und fraget nach dem Könige von Thule, und rufet und singet:

Wir kommen von der Welt herauf,
Ihr Englein thut die Thüren auf,
Ihr Englein, rufet: herein! herein!
Wir wollen bei unserm lieb Vater seyn!

Und dann kommen die kleinen Engelein heraus, sagte die Mutter, mit den bunten Flügeln und den Lilien in der Hand und führen euch hin zu dem König von Thule. So erzählte die Mutter den Kleinen und vergaß darüber den Kummer — und unerwartet hörte sie mit einmal den nahen Ruderschlag der Schiffer und das große Schild des Königs erklang von den drei Schlägen des Schwertes und er stieg wohlbehalten und freudig an das Land. —

Einesmals war der Vater wiederum fortgefahren zu Schiffe den Feinden nach, die er vom Lande vertrieben, drei Abende waren vergangen, und er war noch nicht heimgekehrt, die Mutter saß in Thränen und barg ihr Gesicht in den weißen Schleier, mit dem sie am Morgen und am Abend vergeblich auf die hohe See hinaus gewinkt hatte, und war kein Schlaf ihr in die Augen gekommen. Da ward ihr das Herz und das Haupt so schwer und am vierten Abende sank sie nieder auf das Lager und schlief ein. So viel Sorge hatten Edward und Wiga nicht, denn die Mutter hatte ihnen ge-

ſagt, wo ſie den Vater wiederfänden, und daß ſie nur an die hellen Himmelsfenſter dürften anklopfen, wo die Englein mit den bunten Flügeln und den Lilien ſie führen würden. Sie gingen von der Mutter, die mit dem müden Haupte auf das Lager geſunken war, hinab an das Ufer und die Mutter hörte ſie nicht gehen, denn ſie ſchlief feſt, da ſie ſchon drei Nächte hindurch gewacht hatte.

Weißt du auch, ſagte Wiga zu Edward, wo wir den Vater finden? Bei den Sternen, ſagte Edward, da müſſen wir an die hellen Fenſter klopfen, da kommen die Englein heraus mit den bunten Flügeln und den Lilien und führen uns zu ihm. Wir wollen ihn ſuchen, ſprach Wiga, und ihm ſagen, wie die Mutter betrübt iſt und wollen ihn wieder heim führen.

Siehſt du! es iſt nicht weit in den Himmel, es liegen der Mond und die Sterne zu unſern Füſſen, und es iſt ein leichter Weg von einem zu dem andern. Sie zog den Bruder nach mit der einen Hand, mit der andern nahm ſie das Kleidchen auf, das es nicht naß werden ſollte. Von dem grünen Ufer herein in

das mondhelle, ruhige Meer schritten die Kleinen und sahen immer hinab zu den Sternen, die im Wiederscheine da lagen auf dem Spiegel des Wassers. Tiefer und immer tiefer ward die Fluth, sie schlug ihnen schon an das Herz, die Kinder sahen nur nach den Sternen und dachten an die Freude, den Vater zu finden und sangen:

Wir kommen von der Welt herauf,
Ihr Englein thut die Thüren auf,
Ihr Englein, rufet: herein! herein!
Wir wollen bei unserm lieb Vater seyn.

Das hörte die Königinn hoch oben auf dem Thurm, denn die Stimme der Kinder weckte sie aus dem tiefsten Schlafe. — Sie trat auf den Altan und sah die Kleinen Hand in Hand in den weißen Kleidern, wie schon die Wellen sie auf und nieder tauchten, daß sie nicht weiter sangen und sanken in das Meer.

Wie ward der Schmerz der Königinn so groß, denn sie klagte sich selber darüber an, daß sie den Kindern das Lied gesungen von den Englein und den Sternen und ihnen erzählt, wo sie den Vater suchen sollten.

Sie ging hin zu dem feſtverſchloſſenen Schrein und nahm den goldenen Becher heraus und grub mit einer ſcharfen Nadel rings um den Rand dies Brieflein für den König ein:

Leb wohl! leb wohl! zu tauſendmal!
Ich grüße Dich heut zum letztenmal,
Die Kindlein beide ſind nicht mehr wach,
Sie ſangen und ſanken und ziehen mich nach!

Den Becher füllte die Königinn mit Wein und ſtellte ihn dahin, wo der König zu ruhen pflegte, wenn er heim kam von ſeinem Kriegszuge und wo ſie oft ſchon ihm den Becher gereicht hatte zur Labung. Sie trat hinaus auf den Altan und meinte vor Schmerz zu vergehen und weinte blutige Thränen.

Und wie ſie die Augen aufhob und dahin ſah, wo die Kleinen ihr Ende gefunden, war es ihr, als ſäh ſie die lieben Kinder wiederum heraufſteigen aus den Fluthen, aber die blonden Locken waren grün gefärbt und die weißen Kleider dazu auch grün, doch an den freundlichen Augen erkannte ſie die Kinder und ſie winkten ihr mit den kleinen Händchen und nickten ihr zu und kamen immer näher heran zu

ihr und die Königinn bog ſich weit hinaus über den Rand des Altans nnd ſank von der Höhe hinab ins Meer, ſanft getragen von dem Schleier, der von ihren Thränen feucht um ſie her wie ein Segeltuch ſich breitete und ſie ſank mit den Kindern auf den kriſtallnen Grund des blauen Meeres. — Wunderbar ſind die Hallen und Grotten des Meeres, und über der Erde hat keiner noch ſo was Schönes geſehn. Wer aber alles erzählen und beſchreiben wollte, der würde kein Ende finden und ich will euch nur von der Grotte erzählen, in der die Königinn wohnte mit Wiga ihrer Tochter und Edward ihrem Sohne.

Helle Kieſel und reine Kriſtalle lagen feſtgefügt auf dem Fußboden umher und die Waſſerwände, die das hohe Gewölbe bildeten, waren ſo durchſcheinend, daß von der tiefſten Tiefe die Kleinen den Himmel ſahen und alle Sterne, als ob ſie dicht über ihrem Haupte leuchteten. Rothe Korallenbäume ſtanden zu beiden Seiten und griffen von oben her mit ihren zackigen Zweigen in einander, unter ihnen lagen locker aufgeſchüttelt und weich die

zarteſten Schwämme, darauf die Kleinen ruhen konnten und der Thron der Königinn ſtand auf ſmaragdenen Säulen, getäfelt war er mit ſchimmernden Schildkrötenſchaalen, und von den buntfarbigſten Muſcheln, ſtanden die Gefäße umher. Grüne Stauden und Gräſer und Schilfe mit den ſchönſten Blumen, rankten und ſchlangen ſich an dem Thronhimmel herauf. Ein Wagen ſtand von Meerſchaume künſtlich geformt für die Kleinen bereit, den zwei Seelöwen zogen, die gezähmt waren und leicht zu lenken. Wollten ſie aber ſchneller die Waſſer durcheilen, ſo nahm ein freundlicher Delphin ſie auf den Rücken, der Bruder ſaß vorn und lenkte den Zügel, die Schweſter ſaß dahinter und umfaßte Edward feſt mit beiden Armen.

Sie fuhren und ritten aber alle Tage aus, denn im Meer da regnet's nicht und iſt alle Tage gut Wetter. Am liebſten aber waren ſie da, wo die Ströme und Bäche und Flüſſe von der Erde ſich herabſtürzen in das Meer und den Meergöttern den Raub bringen, den ſie von oben geholt haben. Da ſchütteten die Einen den feinſten Goldſand aus, den ſie

aus festem Granitgebirge gewaschen hatten. Andere brachten von Smaragden, Granaten, Rubinen und Amethisten, Sapphiren und Türkisen, die schönsten die sie in Felsen und Höhlen gefunden und schichteten sie auf in hohen Haufen. Andere brachten von den Reichthümern und schönen Geräthen der Menschen, was sie bei hoher Fluth mit fortgenommen aus den reichen Hallen und Gemächern, oder was sonst unversehends einem entfallen war. Da brachten sie Ringe und Halsgeschmeide und schöne Waffen und Becher und goldene Nadeln und Ketten und Spangen. Denn sie nehmen das Schlechte nicht mit, fällt ein Schleier, ein Tuch, ein hölzernes Geräth in ihr Bett, sie lassen es oben ruhig schwimmen, aber das Edle ziehen sie gleich hinab und wer einen Ring fallen läßt, wie geschwind er darnach greifen mag, sie ziehen ihn schnell auf den Grund. Ein jeder Fluß, wie er ankam, mußte dem Alten auf den Grunde berichten, von wannen er käme, und was er auf der Reise erfahren und die Kinder hörten gern zu und erfuhren viel Neues und Schönes. So hörten sie eines Tages den Alten rufen:

Herein ihr Flüsse vom deutschen Land,
Nun sage du erster wie bist du genannt?

Da stürzte mit vollem breiten Strome der Rhein herab und sprach:

Ich komme vom Gotthard und heisse der Rhein,
An meinem Ufer wächst guter Wein,
Ich bringe der Nibelungen Hort,
Du wahre das Gold an sicherm Ort.

Der Alte rief wieder:

Herein du andrer und sage mir an,
Woher des Landes? was hast du gethan?

Da kam die Weser an und sprach:

Fulda und Werra in einem Bett,
Also die Weser zum Meere geht,
Vom Thüringer Walde komm' ich frei,
Fand aber weder Gold noch Blei,
Drauf ging ich durch Westphalens Thor,
Da sucht ich die alten Waffen hervor,
Das Römervolk hat sie getragen,
Held Hermann hat alle todtgeschlagen.

Nun rief der Alte zum drittenmale:

Herein du dritter und sage mir an,
Woher des Landes? was hast du gethan?

Die Elbe fiel herab und sprach:

Ich komme von Schlesien her in Ehren
Lies mir den Weg durch Sachsen nicht wehren,
Ich bringe Rubin und böhmische Stein
Und werde dir wohl willkommen seyn.

Zum viertenmal rief der Alte:

Herein du vierter und sag mir an,
Woher des Landes? was hast du gethan?

Da sprach die Oder:

In Mähren liegt meine Quelle,
Hoch auf den Bergen helle,
Zu Frankfurt an der Oder besucht ich die Messen.
Hab aber meinen Namen vergessen,
Die kleine Katzbach schickt dir heut
Ein neu französisch Marschallkleid.

So fragte der Alte noch viele viele mal, und da kamen aus allen Landen und Enden die schönsten Güter und viel neue Mähr, und Wiga und der kline Edward hörten fleißig auf, ob nicht auch ankäme der kleine Bach Silberhell, an dem sie oft gespielt hatten und kleine Mühlen gebaut, damit sie doch Nachricht erfuhren, wie es daheim zugehe auf dem Eiland Thule. Sie hatten ja gehört, daß kein Bach ausbleiben dürfe, so klein er auch sey, sondern

ſie müßten alle zum Meervater kommen. Und als ſie eines Tages lange wiederum zugehört hatten, wie der Alte die Gewäſſer hereinrief und immer nur die Großen ankamen, da hatten ſie große Freude, als der Alte einmal rief:

Nun heut, ihr Bächlein, herein, herein!
Der erſte ſoll mir der liebſte ſeyn.

Und die Kinder hatten lange gewartet und hatten viele kleine Bächlein luſtig hereinſpringen und geſehen, wie ſie die kleinen Körbchen ausleerten mit geringen, doch ſchönen Gaben, da kam ganz zuletzt noch, als der Alte ſchon rief:

Herein, herein! ich geh zur Ruh,
Iſt wer noch drauſſen? ich ſchlieſſe zu!

da kam der kleine Bach Silberhell an von dem Eiland Thule, aber ſie kannten ihn nicht, bis er ſprach:

Ich komme von Thule, heiſſ Silberhell,
Sonſt war ich ein Bächlein klar und hell,
Nun bin ich ſo ganz von Thränen trüb,
Mir fehlen zwei Kinder, die hatt' ich ſo lieb.

Mir fehlt meine holde Königinn,
Und ach! mein König iſt auch dahin! —

Darüber bekümmerten die Kleinen ſich ſehr und ſtiegen ſchnell in ihren Wagen und fuhren heim zur Mutter, die ſeit vielen Jahren, ſeit ſie den kriſtallnen Thron im Meere beſtiegen, niemalen aus der glänzenden Halle gegangen war, ſondern in ſtummem Schmerze da ſaß, und hatte weder geſprochen noch geſeufzet, noch eine Thräne zu ihrer Linderung vergoſſen und hatte keine Freude. Wie ſchön es da unten ſich wohnen mag, für uns iſt es nicht gut da und das warme Herzblut wird kalt, was man doch auch an jedem Fiſchlein und wenns noch ſo luſtig wäre, immer findet; ſie haben kaltes, kaltes Blut.

Wiga und Edward wollten der Mutter die Trauerbotſchaft bringen, wie ſie von dem Bächlein Silberhell erfahren, daß nun auch ihr königlicher Vater, der König von Thule dahin ſey. Aber die Mutter wußte ſchon alles und hielt in der Hand den goldenen Becher, den ſie noch mit Wein gefüllt hatte für den König, als ſie zum Tode ging. — Sie

wußte wohl, daß der König ihn nicht würde von sich lassen vor seinem Ende. Ihr Schmerz ward nun gelinder, da sie Gewißheit erhielt, daß der König in der einsamen Burg sich nicht mehr um sie gräme und die mildere Betrübniß lößte den Kummer ihrer Seele auf in Thränen. Die fielen klingend in den Becher und waren Perlen. Die Kleinen sammelten die Perlen in glänzende Schaalen und streuten sie im Meere umher, und wer die Perlen findet, und trägt, der soll bedenken: Perlen bedeuten Thränen.

Von dem aber, was dem König von Thule begegnet, und wie sein Becher in das Meer gekommen, hat Wolfgang Göthe von Frankfurt am Main, der am 28sten August 1819 seinen siebenzigsten Geburtstag feierte uns dieses schöne Lied gesungen:

Es war ein König in Thule
Gar treu bis in das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldenen Becher gab.

* * *

Es ging ihm nichts darüber
Er leert ihn jeden Schmaus,
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

* * *

Und als er kam zu sterben
Zählt er seine Städt' im Reich,
Gönnt alles seinen Erben
Den Becher nicht zugleich.

* * *

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

* * *

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher,
Hinunter in die Fluth.

* * *

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken in das Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken
Trank nie einen Tropfen mehr.

V.

Torquato Taſſo.

Von

F. E. Weidmann.

Anmerkung. Als Fortſetzung der in der Wiener Zeitſchrift mit Milton und Camoens begonnenen Gallerie berühmter Dichter. Der Herr Verfaſſer gibt uns die ſchöne Hoffnung, daß wir die kommenden Bände mit Biographien gleich berühmter Männer werden ſchmücken können.

A. d. R.

»Und was hat mehr das Recht Jahrhunderte
Zu leben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut!«

Göthe im Tasso.

Italien hatte sein goldenes Zeitalter gesehen: Seit dem Sturze der alten Roma vermag kein Volk, kein Reich, bis auf unsere Tage herab einen ähnlichen Sternenkranz unsterblicher Künstlernamen im Ringe dreier Jahrhunderte aufzuzeigen, als Italien am Schluße des sechszehnten Jahrhunderts: Die Künste des Gesanges, des Meißels und Pinsels hatten an Dante, Petrarca, Boccaccio, Arioſt, Michael Angelo, Raphael, Giulio Romano und Titian, Heroen gefunden, die die alte Classicität des italischen Bodens im reinsten Glanze bewährten.

Ein würdiger Zweig in diesem Kranze glorreicher Namen ward den 11ten März 1544 zu Sorrento im Neapolitanischen, Torquato Taſſo, geboren.

Das erlauchte Blut der Torregglani, de-

ren Scepter einſt über viele lombardiſche Städte reichte, floß in ſeinen Adern. Der Wohlſtand ſeiner Altvordern, welche von den Viscontis vertrieben, ſich nach und nach bis in ihre feſten Schlöſſer im Gebirge Taſſo, von welchem ſie ſodann den Namen annahmen, zurückziehen mußten, ſank von Luſtrum zu Luſtrum, und der Vater unſeres Torquato, Bernardo Taſſo, ſtand als Secretair in Dienſten des Fürſten von Salerno, Ferrante Sanſeverino.

Bernardo Taſſo war ein tapferer, gebildeter Mann. Er hatte die Schlacht von Pavia und den Feldzug Karls V. gegen Barbaroſſa mitgekämpft. Als Dichter iſt er dem Publikum durch ſeine romantiſche Epopäe Amadis rühmlichſt bekannt; dieſe Eigenſchaften, ſein alter Adel und ſeine körperlichen Vorzüge verſchafften ihm in Neapel Achtung und Ehre, und endlich die Hand Portia's da Roſſi, aus einem der edelſten Geſchlechter des Landes. Die dritte Frucht dieſer glücklichen Ehe war Torquato.

Er verrieth frühzeitig die außerordentlichſten Gaben des Geiſtes und Körpers; ſein Bio-

graph und treuer Freund, der Marchese Manso berichtet uns, Torquato habe mit sechs Monaten schon deutlich und verständlich gesprochen. Mit drei Jahren schrieb und las er vollkommen. Mit vier Jahren besuchte er bereits die Lehranstalt der Jesuiten, und stand oft vor Tages auf, den Wissenschaften obzuliegen. Im fünften Jahre hielt er lateinische Reden, las im sechsten die Schriften der Griechen in der Ursprache, machte im siebenten die ersten Verse, hatte im zwölften das Studium der schönen Wissenschaften geendigt, und ging im dreizehnten nach Padua, um sich ganz den ernstern Disciplinen der Philosophie, Jurisprudenz und Theologie zu weihen. Auch hier erprobte er seinen Fleiß, und seine außerordentlichen Talente. Nach vier Jahren, von allen drei Facultäten mit dem Lorbeerkranz promovirt, hatte er im achtzehnten Jahre eine seltne Laufbahn vollendet; trotz der frühen Reife seines Geistes, und seiner außerordentlichen Anstrengungen, blühte auch sein Körper herrlich auf, und Tasso war einer der blühendsten Jünglinge seiner Zeit.

Sein häusliches Schicksal war indessen

sehr ernst geworden: Der Vizekönig von Neapel, Don Pedro da Toledo hatte, um die möglichen Fortschritte des Lutherthums zu hemmen, in Neapel die Inquisition einführen wollen. Das Volk widersetzte sich dieser Anstalt, und sandte den Fürsten von Salerno an den Kaiser deßhalb Gegenvorstellungen zu thun, Bernardo Tasso begleitete und unterstützte den Fürsten. Dadurch ward der Vizekönig ihm unversöhnlicher Feind, und wußte endlich durch Ränke den Fürsten zu stürzen. Dieser mußte sein Vaterland verlassen und ging nach Frankreich, Bernardo Tasso folgte seinem Gebiether, ließ aber unsern Torquato, welcher damals neun Jahre zählte, in Rom unter der Obhut seines gelehrten Freundes Cataneo zurück, unter welchem Torquato das Studium der schönen Wissenschaften vollendete. Bald darauf wurden der Fürst und alle die ihm gefolgt waren, sogar namentlich der neunjährige Torquato aus dem Königreich Neapel auf ewig verbannt und für Rebellen erklärt. Der Fürst starb in Frankreich, Bernardo Tasso kehrte nach Italien zurück, und wählte Mantua zum Aufenthalte,

allwo er Secretair des Herzogs Gonzaga ward. Seine Gattinn Portia war indeß gestorben, Torquato's älteste Schwester zu Sorrento mit Martio Sersale glücklich vermählt.

Des Vaters Absicht mit Torquato ging dahin, einen tüchtigen Rechtsgelehrten aus ihm zu bilden. Schon wähnte er sich am Ziele, als der Genius der Poesie, der des Jünglings Brust durchwehte, seine Schranken zerbrach, und Torquato auf jene Bahn riß, worauf er zwar einem kummervollen Leben, aber auch der Unsterblichkeit entgegeneilte.

Der unwiderstehlichste Drang zur Dichtkunst hatte den Jüngling in den Nebenstunden seiner Studien zu Verfertigung eines epischen Gedichtes in zwölf Gesängen, Namens Rinaldo getrieben. Es war vollendet und erschien, als der Dichter sein achtzehntes Jahr erreicht hatte.

Italien nahm die Erstlinge des Sängers mit besonderm Wohlgefallen auf. Von allen Seiten strömten Lobeserhebungen auf den hoffnungsvollen Jüngling, und diese Aufnahme entschied den Beruf seines Lebens. Er widmete sich, des ausdrücklichen Verbothes und der

Ermahnungen seines Vaters ungeachtet gänzlich der Dichtkunst. Um diese Zeit, als er nach einem kurzen Aufenthalt zu Bologna nach Padua zurückgekehrt war, ward er Mitglied der dasigen Akademie dei Eterei (der Himmlischen) unter dem Namen Pentito (der Reuige) nach damaliger Sitte symbolisch anzudeuten, wie er bereue, nicht schon sein ganzes Leben der Poesie geweiht zu haben.

Trotz des sonderbaren, für die Sittlichkeit unübersetzbaren Ausrufes des Cardinals von Este, als Ariost ihm den Orlando überreichte, *) waren die Prinzen dieses Hauses unter die ersten Mäcene der Kunst in Italien zu zählen. Auch Tasso trat unter die Zahl ihrer Clienten, da er seinen Rinaldo dem Cardinal Lodovico von Este zugeeignet hatte. Schon dieses erste, mit so vielem Enthusiasm in Italien aufgenommene Gedicht, hatte die Blicke des Geschlechtes Este auf den Dichter gezogen, der die Erstlinge seiner Lyra unter ihre fürst-

*) Per dio, Signor Lodovico, donde avete pigliato tante Coglionerie!

liche Ägide gelegt hatte; und als man erfuhr, er habe bereits ein anderes großes Gedicht angefangen (er hatte in Bologna sein befreites Jerusalem begonnen) welches ein ewiges Denkmal von Este's Ruhm werden sollte, so trugen ihm der Cardinal und dessen Bruder, der regierende Fürst Alfonso einen geschäfts- und sorgenfreien Aufenthalt in Ferrara mit zuvorkommender Güte an. Er nahm den Vorschlag an, und zog im October 1565 im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters, nach der Stadt und dem Hofe, der die Quelle all seiner Leiden werden sollte.

Ferrara war damals die Stadt des Vergnügens und der Freude. Ein kunstsinniger Hof, zahlreicher Adel, reizende Damen und reiche Bürger, gaben ihr einen Glanz, der den Aufenthalt zu einem immerwährenden Fest machte. Tasso, geehrt vom Hofe, geliebt von den Damen, gefeiert von Adel und Volk, beneidet noch von Wenigen, lebte die ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes in den angenehmsten Verhältnissen. Seine herrliche Jünglingsgestalt, der Adel seiner Züge, das Feuer seiner

Blicke, seine Heiterkeit, Kenntnisse und sein Muth, machten ihn zum Abgott von ganz Ferrara, und selbst der Herzog erkannte ihn für die Zierde seines Hofes. Solche allgemeine Huldigung mußte natürlich endlich Neider erwecken. Der vorzüglichste unter diesen Insekten war Battista Pigna, Secretair des Fürsten. Dieser Mann schmiedete auch zuweilen Verse; aber nach Tasso's Ankunft und einigen Gelegenheitsgedichten desselben, mußte er seine Erbärmlichkeit fühlen und ward aus diesem Grunde Tasso's bitterster Feind.

Dieser, welcher es wohl wußte, verachtete ihn viel zu sehr, sich darüber zu bekümmern, und nur, als der kleinliche Mensch, zu den kleinlichsten Kabalen seine Zuflucht nahm den gehaßten Tasso zu stürzen, an dessen Unschuld und offner Redlichkeit sie jedoch alle zu Schanden wurden, erlaubte er sich, über jede andre Rache erhaben, ihn in seinem befreiten Jerusalem, unter dem Namen Alete, in seiner ganzen Blöße der Nachwelt darzustellen. Er singt von ihm:

„Alete è l'un, che da principio indegno
Tra le brutture de la Plebe è sorto;
Ma l'innalzaro a i primi onor del Regno
Parlar facondo, e lusinghiero e scorto,
Pieghevoli costumi, e vario ingegno,
Al finger pronto, a l'ingannare accorto;
Gran fabbro di calunnie adorne in modi
Novi che sono accuse, e pajon lodi.“

C. 2. St. 58.

Alet ist Einer (der Gesandten nähmlich)
aus dem Volk entsprungen,
Von niedrer Abkunft und geringem Glück.
Zum ersten Rang hat er sich aufgeschwungen
Durch List, Beredsamkeit und schlauen Blick.
Gewandte Sitten, feine Huldigungen,
Verstellung, Trug, erhoben sein Geschick.
Verläumden kann er auf so feine Weise,
Daß er verklagt, indem man glaubt, er preise!

Gries. Bef. Jerusalem 2. Ges. 58. St.

Das sichtbare Streben des Neides ihm die Huld der fürstlichen Personen zu entziehen, war wie gewöhnlich für dieselben ein Impuls mehr ihn in derselben zu befestigen. Der Fürst, dessen Bruder und beide Schwestern Lucretia

und Leonore hingen leidenſchaftlich an Taſſo. Er las ihnen vor, beſuchte mit ihnen ihre Villen, hauptſächlich das durch Goethes Meiſterhand verewigte Belriguardo, und lebte bloß dem Vergnügen und der Arbeit an ſeinem Epos; die Prinzeſſinn Leonore machte ſogleich tiefen Eindruck auf ihn, doch wußte er dieſe aufkeimende Leidenſchaft noch zu beherrſchen.

Im Jahre 1569 reiſte er zu ſeinem Vater, welcher tödtlich erkrankt war und auch in ſeinen Armen ſtarb. Ein heftiges Fieber warf ihn ſelbſt darnieder, doch er genas, und wir finden ihn 1570 ſchon wieder in Ferrara. In dieſem Jahre vermählte ſich Prinzeſſinn Lucretia mit dem Prinzen von Urbino, und verlies mit demſelben Ferrara. Der geſellſchaftliche, vertraute Umgang mit der Prinzeſſinn Leonore, mit welcher er ſich nun oft tagelang allein befand, nährte ſeine Leidenſchaft zu dieſer Fürſtinn, welche die Natur mit Allem geſchmückt hatte, was das reizende Geſchlecht unwiderſtehlich macht, bis zu einem Grade, daß er ſie nicht mehr verbergen konnte.

Es iſt oft und vielerlei über Taſſo's Liebe

zur Prinzessinn gesprochen und geschrieben worden: ob sie blos eine ritterliche, dem Zeitgeist angemessene Huldigung, eine platonische oder sinnliche Sehnsucht gewesen sey, und besonders, ob er glücklich oder unglücklich geliebt habe. Alle Schriftsteller von Manso angefangen, bis auf den Verfasser der biographischen Skizze Tasso's im Conversationslexicon, widersprechen sich in diesen Gegenständen. Zu so vielen Meinungen füge ich denn auch hier die Meinige.

Ich glaube, daß Tasso wiedergeliebt und erhört ward. Er war einer der schönsten Männer seines Jahrhunderts. Er liebte mit aller Gluth seines Landes und seines kräftigen unverdorbenen Gemüthes. Die Prinzessin war jung, gebildet, gefühlvoll, konnte sie bei der Huldigung eines solchen Mannes, der sie bis zur Anbethung verehrte, kalt bleiben? Von den Alpen bis an die Calabresischen Gebirge hallte Tasso's Name gefeiert durch Italien, das weibliche Geschlecht Ferrara's sah mit Liebe und Sehnsucht nach dem blühenden Mann; dieser Mann, mit allen Reizen des Körpers und Geistes geschmückt, lag Liebe flehend zu ihren Füs-

ſen und weihte ſein Leben ihrer Huld, welche ihres Geſchlechtes hätte wohl hier widerſtanden? War es ein Wunder, daß die Liebe den trennenden Kronenring der fürſtlichen Würde zerſprengte, und die Herzen ſich verſtanden?

Ich werde im Verlaufe dieſes Aufſatzes noch mehrere Gründe für meine Meinung am gehörigen Orte andeuten, jetzt nehme ich den biographiſchen Faden wieder auf.

Papſt Gregor XIII. ſandte im Jahre 1572 den Cardinal Lodovico als Legaten nach Frankreich, Taſſo begleitete ihn auf ſein Verlangen. Die ſechs erſten Geſänge ſeines befreiten Jeruſalems waren vollendet. Auf dieſer Reiſe entſtanden die vier folgenden. In Frankreich, am laſterhaften Hofe Karls IX. und der Katharina von Medicis, konnte es, trotz aller Huldigungen, die Taſſo empfing, einem ſo reinen Gemüthe nicht behagen. Die Üppigkeit des Hofes, die Gräuel der Partheiwuth, welche Frankreich zerfleiſchten, und wovon die Schrecken der Bartholomäusnacht, welche drei Wochen vor Taſſo's Ankunft Paris erfüllt hatten, die tiefſten Schattenſeiten des furchtbaren Gemähldes

waren, machten Frankreich jedem unverdorbenen Herzen verhaßt. Die Regierung eines grausamen Knaben, und einer wollüstigen Frau, erstickten alle edleren Blüthen des Lebens im Herzen des unglücklichen Landes, und Laster aller Art befleckten den Thron der Lilien. Tasso'n bewahrte „das Gedächtniß einer edlen Liebe" rein in diesem Strudel der Verderbniß: das Sternenbild seiner geliebten Fürstinn umschwebte ihn leuchtend bei den Angriffen niederer Lüste der üppigen Weiber des Pariser Hofes, und er kehrte unverdorben, wie er die Alpen überschritten hatte, im Jahre 1573 wieder nach Ferrara zurück.

Diesen Winter erschien sein Schäferspiel: Aminta, das erste dieser Art, welches mit ungeheurem Beifall aufgenommen ward. Seine Stärke in lyrischer Poesie zeigte sich glänzend in diesem Gedichte, welches bisher nur von Guarini übertroffen ward. Um seine Leidenschaft für die Prinzessinn desto mehr zu verbergen, brachte er drei Damen am Hofe, welche alle drei den Namen Leonore führten, in seinen Gedichten Huldigungen dar; dieß waren

außer der Prinzessinn, die Marchese Sanvitale und ein Hoffräulein der Prinzessinn. So gelang es ihm die Auflaurer seiner Feinde, so wie den ganzen Hof über den eigentlichen Gegenstand seiner Flamme in Ungewißheit zu erhalten, indeß jene Leonore, die der Genius seiner Lieder war, sie wohl zu würdigen wußte.

Sein Glück hatte ungestörten Fortgang, er besuchte auf ihr Verlangen die Prinzessinn Lucretie, welche durch den ihr so lieb gewordenen Sänger selbst den Aminta hören wollte, in ihrer Residenz Pesaro, verlebte mit dieser gütigen Fürstinn und ihrem Gemahle, der den gefeierten Dichter Italiens mit Auszeichnung empfing auf ihrer reizenden Villa Castel Durante heitere Tage, besuchte mit dem Fürsten Alfonso Venedig, machte eine Lustreise nach Rom, wohnte dem dortigen großen Jubiläum bei, und kehrte dann wieder nach Ferrara zurück. Hier war er wieder bald in der Stadt, bald in Belriguardo der stete Begleiter des Fürsten und Leonorens, aber nun hatte er auch den Culminationspunkt seines Glückes erreicht.

Sein Feind Pigna war gestorben, dessen

Nachfolger Antonio Montecatino erbte mit dem Secretariate auch Pignas glühenden Haß gegen Taſſo. Dieſer hatte im Jahre 1575 nach dreizehnjähriger Arbeit, durch die Begierde geſpornt, Camoens, deſſen Luſiade erſchienen war, und den er für ſeinen einzigen würdigen Nebenbuhler hielt, zu beſiegen, ſein unſterbliches Gedicht vollendet.

Man hatte gewußt, eine Abſchrift davon zu entwenden und es erſchien ohne des Dichters Vorwiſſen zu Venedig im Drucke.

War irgend etwas fähig, die Begeiſterung des italiſchen Volkes für den Sänger Rinaldo's und Aminta's zu erhöhen, ſo war es dieſes herrliche Gedicht. Nie ward ein poetiſches Product mit ſolchem Entzücken aufgenommen, als dieſe melodiſchen Stanzen. Man ward nicht müde ſie zu loben, den Dichter zu vergöttern und ſein Gedicht in alle Sprachen, ſogar in die arabiſche zu überſetzen; dieſe Huldigungen reitzten die Wuth ſeiner Feinde nur immer heftiger auf, und es gelang ihnen endlich auf die ſchändlichſte Weiſe, ihren Zweck zu erreichen, und den Dichter zu ſtürzen.

Einer der schlauesten Höflinge, eine Kreatur Montecatinos, wußte durch Gewandtheit und Schein der Anhänglichkeit und Biederkeit Tasso's Zuneigung und vertrauten Umgang zu erringen. Tasso war bieder und offen, der arglose Mann dachte sich nicht überall von Feinden umgeben; er achtete sein Schreibpult für ein Heiligthum, und ahnete in seinem reinen Gemüthe nicht, daß er eine Schlange an seinem Busen nähre, welche in seiner Abwesenheit seine Rosen benage. Nur zu bald hatte diese Schlange aus den poetischen Blüthen, welche Tasso's Pult barg, in deren mancher sich seine glühende Liebe nur zu deutlich aussprach, genug Gift gesogen und eilte nun, es im hämischsten Gebrauche gegen den arglosen Mann zu verspritzen.

Man wußte dem Fürsten die gemachten Entdeckungen auf die eingreifendste Weise beizubringen, er ward auf das höchste aufgebracht. Glücklicherweise hatte sich nichts gefunden, was die Prinzessinn compromittiren konnte, aber Tasso's kühne Leidenschaft lag am Tage. Tasso fühlte natürlich zuerst die Kälte und veränderte

Gesinnung seines Fürsten, welcher ihn kurz zuvor zum Historiographen des Hofes erhoben hatte. Er ahnete aber noch so wenig die Zerstörung seines ganzen Glückes, welche so nahe war, daß er im Gefühle seines Glückes ein Sonett dichtete, welches ich für einen der stärksten Belege halte, daß er nicht unglücklich liebte. Das Sonett ist der Ruf eines Schäfers an Phyllis (die Prinzessinn) des donnernden Zevs (des Fürsten) in den nächtlichen Entzückungen ihrer Liebe nicht zu achten: Es beginnt: Odi Filli che tuona! und die angeführte Stelle lautet:

Godiam' amando! e un dolce ardento Zelo
Queste Gioje notturne in noi rinnove. —

O laß uns lieben! und ein glüh'nder Eifer
Erneue stets das nächtliche Entzücken!

Indeß hatte er noch Freunde genug am Hofe, welche ihm den Urheber und die Ursache dieser für ihn so peinlichen Spannung, und wie übel seine Angelegenheiten ständen, entdeckten: Tasso war außer sich vor Schmerz und Zorn über den heuchlerischen Freund. Der Zufall führte ihm denselben gerade zur Stunde

entgegen, und Taſſo mißhandelte ihn in den Hallen des fürſtlichen Pallaſtes. Der Elende, die Heiligkeit des Ortes vorſchützend, weigerte ſich das Schwert zu ziehen, und Taſſo erhielt ſofort eine Ausforderung vor das Thor San Leonardo von ihm. Er ſäumte nicht, ſich allda einzufinden, der Höfling erſchien, das Gefecht begann, und plötzlich ward Taſſo von den drei Brüdern des Höflings mit blanken Schwertern angefallen; doch Taſſo war nicht bloß Meiſter des Geſanges, ſondern auch der Klinge. Seine Geſchicklichkeit, verbunden mit einer rieſenmäßigen Stärke ſetzte ihn in den Stand, dieſem Banditenanfall unerſchrocken zu begegnen. Ein kräftiger Stoß durchbohrte den verrätheriſchen Höfling, ein zweiter lähmte den Arm ſeines älteſten Bruders, und die feige Rotte nahm die Flucht.

Von nun an wird Taſſo's Biographie ein düſteres Gemählde von Unglück und Leiden. Der Fürſt ward immer kälter und geſpannter gegen ihn, und Leonore mußte, ihrer Verhältniſſe wegen, ſich gleichfalls immer mehr und mehr zurückziehen. Dieſe Lage mußte ein ſo

feuriges Gemüth, als Taſſo nothwendig auf das Höchſte exaltiren. Er fiel in eine Art Schwermuth, ward äußerſt reizbar für die Eindrücke des Zornes, und zog endlich in einem ſolchen heftigen Augenblick den Degen im Vorzimmer des Fürſten gegen einen ihm hohnſprechenden Höfling. Er ward hierauf verhaftet, die Einſamkeit ſeines Gefängniſſes wirkte äußerſt nachtheilig auf die Schwermuth ſeines Geiſtes, und er ward ſo krank, daß er ſich ärztlicher Hülfe bedienen mußte. Indeß genas er bald, und begehrte nun dringend ſeine Freiheit. Als er ſie nach halbjährigem Flehen durchaus nicht erhalten konnte, wußte er Mittel zu finden, aus dem Franciskanerkloſter, wohin man ihn hatte bringen laſſen, nach Turin zu entwiſchen (am 20ſten Juli 1577). Er hatte zehn Monate gefangen geſeſſen. Er hielt ſich eine Zeitlang zu Turin und Rom auf und ging endlich zu ſeiner Schweſter Cornelia nach Sorrente; dort lebte er, da der Bann, der auf ſeiner Familie lag, im Neapolitaniſchen noch nicht aufgehoben war, unter fremdem Namen und unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit ſeiner geliebten

Prinzessinn, der seine Sehnsucht nach ihr immer nährte, und endlich so anfachte, daß er beschloß, sich dem Fürsten Alfonso zu Füssen zu werfen, und wieder nach Ferrara zurückzukehren, wo die Sonne seines Lebens leuchtete, ohne welche sein ganzes Dasein leer und dunkel war. Er reiste über Rom, und traf daselbst den Gesandten Ferrara's, Cavaliere Guarenga, welcher ihn nach Ferrara geleitete, und dem Fürsten vorstellte.

Alfonso und Leonore empfingen ihn freundlich, doch scheint letztere ernstlichen Befehl erhalten zu haben, sich in gewisser Entfernung von ihm zu halten, wenigstens ist keine Spur des vorigen vertrauten Umganges mit den fürstlichen Personen zu finden.

Tasso bat sogleich nach seiner Ankunft um seine zurückgelassenen Bücher und Schriften; er wollte die letztern durchgehen und verbessern, und dasjenige, was die Kritik, welche, als sie erfahren hatte, der Sonnenschein der fürstlichen Huld habe sich von dem Sänger gewendet, sehr bitter über das anfangs vergötterte Werk hergefallen war, als tadelhaft erkannt habe, zu

verändern. Man verweigerte ihm dieſe ſo gerechte Bitte unter dem Vorwande, er ſey noch ſo kränklich, daß zu fürchten ſey, er kürze ſich bei ſeinen Büchern das Leben ab. Er möchte ſich alſo noch vor der Hand pflegen um gänzlich zu geneſen; der Arme hatte gut verſichern, er ſey vollkommen geſund, es half nichts, er ſollte und mußte krank ſeyn.

Da ſein Streben die vorigen vertrauten Verhältniſſe mit der Prinzeſſinn wieder anzuknüpfen nur allzu ſichtbar ward, ſo griff der Fürſt zu einem ganz verkehrten Mittel, ihn hiervon abzubringen; er wollte ſeine Sinnlichkeit zu reizen ſuchen, und ihn ſo auf Abwegen von ſeinem Ziele leiten. Wie wenig kannten dieſe Menſchen Taſſo'n und die Stärke ſeiner Liebe.

Einige unterrichtete Höflinge ſpazierten eines Abends mit ihm nach dem Orangenwäldchen bei Ferrara. Dort verlieſſen ſie ihn unter mancherlei Vorwänden, und er ſah ſich plötzlich allein. Der heiterſte Abend ruhte ſtill und klar auf der Flur, freundlich glänzte der italiſche Himmel und die laue Luft wogte ſäuſelnd

in den Orangenzweigen, alles athmete Frieden und Liebe; Taſſo genoß die Feier des Abends in ſtillen ſehnſüchtigen Gedanken an das theure Weſen, dem das All ſeines Seyns geweiht war, an die Herrinn ſeiner Lieder und ſeine ganze Seele flog zu ihr — da ertönten plötzlich harmoniſche Lautenklänge und die bezaubernden Stanzen ſeines Aminta's: Allor tra fiori, etc. etc. von melodiſcher Mädchenſtimme geſungen, ſchwollen durch den ſtillen Hain, die Sängerinn erſchien: eine der reizendſten Hetären Ferrara's, im verführeriſchen leichten Gewande; alle Künſte aufbiethend, den Sänger in ihr Netz zu ziehen, umſonſt! ſeine Seele trug nur das Sternenbild ſeiner geliebten Fürſtinn in ihren Tiefen. Mit Verachtung entfloh er der unwürdigen Verſuchung, und wohl erkennend, es ſey Plan geweſen, dieſe Scene mit ihm zu ſpielen, äußerte er des andern Morgens: „Man ſuche vergebens, ihn vom Parnaſſe in die Gärten Epikurs zu locken.“ Die Folge dieſes mislungenen Verſuches, ihn von ſeinem nur allzuſichtbaren Streben abzuziehen, war ein Verboth des Fürſten an

die Prinzessinn, ferner noch Tasso's Besuche anzunehmen.

Von nun an lebte er das Leben des Tantalus. Seine niegestillte Sehnsucht begann wieder auf seine Gesundheit zu wirken. Er ward wieder tiefsinnig, menschenscheu und verdrossen, und als dieser Zustand zunahm und er befürchtete, man möchte seine Kränklichkeit zu neuem Vorwand für Gewaltthätigkeiten an seiner Person nehmen, so entfloh er zum zweitenmal aus Ferrara, und irrte eine Zeitlang wirklich kränklich an Geist und Körper in Oberitalien umher; das Bild seiner angebethe" ten Fürstinn folgte dem Ruhelosen überall, vergebens suchte man ihn zu zerstreuen. Nach der Abwesenheit eines halben Jahres zog ihn die Gewalt der Liebe wieder unwiderstehlich nach Ferrara zurück. Er war entschlossen, alles zu wagen, sein Glück wieder herzustellen, oder sich zu überzeugen, es sey unwiderbringlich verloren. Im Februar 1579 traf er wieder in Ferrara ein. —

Seine Aufnahme konnte ihn sogleich überzeugen, daß nichts mehr für ihn zu hoffen sey.

Der Fürst ließ ihn nicht vor sich, und die Prinzessinn, von Argusaugen belauert, mußte ihm gleichfalls bedeuten lassen, sie verbäthe sich seinen Anblick. So viele Schläge des Schicksals steigerten endlich seine Ungeduld bis zur Raserei. Er brach in laute Schmähungen gegen Alfonso und den Hof aus; darauf hatte man nur gewartet, sogleich bemächtigte man sich seiner, und brachte ihn am 5ten März 1579 in das Gefängniß des St. Annenhospitals, wo er sieben Jahre gefangen saß; sein Schicksal war wirklich bedauernswerth. Die Ärzte mußten ihn als einen Wahnsinnigen behandeln; wie wenig er es war, beweisen seine Veglie di Tasso (Tasso's wache Nächte) jener reiche Kranz lyrischer Poesie, den die Muse ihm in den kalten Wänden seines Kerkers flocht, und in welchen sein herrlicher Geist ganz in seiner klassischen Reife erscheint. Diese Klagelieder athmen so viel Wohllaut und Poesie, daß unser Geist mit der innigsten Wehmuth und Theilnahme für den unglücklichen Sänger erfüllt wird, der, indeß seine Stanzen vom Comersee bis an den Faro di Messina

von den entzückten Italienern gesungen wurden, in solcher Entbehrung des Nöthigsten lebte, daß er die leuchtenden Augen einer Katze besang, deren Feuerglanz ihm statt eines Lichtes dienen mußte, welches man ihm hartnäckig versagte.

Endlich erhielt er am 6ten Julius 1586 auf Fürbitte des Fürsten Gonzaga seine Freiheit wieder. Tief gebeugt an Körper und Geist verlies er die düstern Mauern, in denen er die schönste Zeit seines Lebens (von 35sten bis in das 42ste Jahr) zugebracht hatte. Hier sah er seine geliebte Prinzessinn zum letztenmale, sah die Thränen in ihren Blicken, welche ihn begleiteten, und mit dieser schmerzlichen Erinnerung, deren Eindruck ihn nie mehr verlies, schied er auf ewig aus Ferrara. Die übrigen neun Jahre seines Lebens sind ein stetes Umherirren in den Provinzen Italiens. Er zog von Mantua nach Rom, von Rom nach Neapel (sein Bann war aufgehoben worden), von da ging er wieder nach Florenz und dann wieder nach Rom und Neapel zurück; sein Leben war ruhelos, freudenleer und dü-

ſter. Nie mehr ſah man ihn lächeln, oft litt er die bitterſte Dürftigkeit und verlebte ſogar aus Noth zwei Monate im Spitale der Bergamasken zu Rom. Sein ernſtes Schickſal hatte alle Kraft aus ſeiner Seele gebannt; er war ſchwach und willenlos geworden wie ein Kind. Seine Werke aus dieſer letzten Zeit ſeines Lebens: das Trauerſpiel Torismond, die Umarbeitung des befreiten Jeruſalems in das eroberte Jeruſalem und ſein Gedicht von den ſieben Schöpfungstagen ſind traurige Beweiſe ſeiner durch Kummer und Leiden erſchöpften poetiſchen Produktionskraft. Sein Ruhm lebte indeß, während er ſelbſt dem Grabe zuſiechte, lebendig im Volke fort. Hierher gehört die Anekdote, wie einſt, als er in großer Geſellſchaft reiſte, die Reiſenden plötzlich von einer Räuberhorde umzingelt wurden, welche bereits Anſtalt zur Plünderung machte, und der Anführer der Räuber Sciarra, als er vernahm, Taſſo ſey unter der Geſellſchaft, ſie aus Achtung für dieſen gefeierten Namen unangetaſtet weiter ziehen ließ.

Indeß hatte Clemens VIII. (Hypolit Al-

dobrandini) St. Peters Thron beſtiegen; Taſſo feierte dieſes Ereigniß durch ein Gedicht, in welchem die letzten Strahlen ſeines Geiſtes herrlich aufflammten; dieſes Gedicht und die perſönliche Zuneigung des Hauſes Aldobrandini für ihn bewogen es, ihm die Ehre der feierlichen Krönung mit dem Lorbeer auf dem Kapitole anzubieten; die höchſte Würdigung des Talentes damaliger Zeit. Der Neffe des Pabſtes Cynthio Aldobrandini lud ihn daher nach Rom ein: freudig eilte Taſſo nach der Stadt der ſieben Hügel, dort einen Triumph zu feiern, der ſelbſt auf ſein zertretenes Gemüth noch reizend wirkte; doch auch dieſe letzte Freude, den kargen Lohn aller Anſtrengungen ſeines Lebens verſagte ihm ſein ernſtes Geſchick! er traf im November 1594 in Rom ein; der rauhe Winter zwang ſeine Gönner, die Feier der Krönung zum Frühling zu verſchieben, aber das Ziel ſeines Lebens war geſteckt, er ward täglich ſchwächer. Kummer, Noth und die glühende Sehnſucht einer unglücklichen Liebe hatten ſeine Kraft untergraben. Er fühlte ſein nahes Ende, ließ ſich nach dem Kloſter St. Onuphrio

bringen, und hauchte dort am Vorabend des zu seiner Krönung bestimmten Tages am 25sten April 1595, seine Seele aus.

Er hatte kaum sein 52stes Jahr angetreten. Sanft, ruhig und mit Ergebung schied er aus diesem Leben. Er ruht in dem Kloster, wo er starb. Ein Denkmal ziert die Stelle, worin der Ruhelose endlich Ruhe fand. Friede seiner Asche! —

Tasso hatte einen schönen üppigen Bau, er war stark und zu allen Leibesübungen geschickt, seine Gesichtsfarbe war wegen des vielen Studirens und seiner ausgestandenen Leiden etwas blaß, sein Blick feurig, seine Locken geringelt. Er sprach langsam und widerhohlte gern die letzten Worte. Sein Verstand war aufgeklärt, rein und schön sein Gemüth Sein Herz voll Güte und Sanftmuth. Er liebte nur einmal, aber mit der ganzen Innigkeit seines Wesens, unbefleckte Treue nahm er mit in das Grab. Alle, denen seine unsterblichen Gesänge frohe Stunden verschafften, müssen das Andenken der Prinzessinn Leonore segnen, denn der Geist der Liebe hauchte sein schönstes Blüthen-

gold auf seine Saiten. Um den weiten Umfang seiner Kenntnisse zu würdigen, ist ein flüchtiger Blick in seine Werke hinlänglich. Er war bescheiden, fromm, und ehe sein ernstes Geschick ihn für die Freuden der Gesellschaft fühllos machte, der liebenswürdigste Gesellschafter; nie war er stolz auf seine Werke, selbst dann nicht, als ganz Italien ihm als seinem ersten Sänger huldigte, doch fühlte er seinen Werth, ohne anmassend zu seyn; er war einer der unglücklichsten, aber einer der edelsten Menschen.

Ich gehe nun zu seinem befreiten Jerusalem über, denn nur von diesem kann in diesem Aufsatz, welcher Tasso'n als epischen Dichter bespricht, die Rede seyn.

Das befreite Jerusalem ward, als sich das allgemeine Entzücken bei seinem Erscheinen gelegt hatte, sogleich kritisch besprochen. Camillo Pellegrini hatte 1584 eine Abhandlung geschrieben, worin er Tasso über Ariost erhob. Sogleich traten Salviati und Rossi auf und bemühten sich, Tasso so tief herabzuwürdigen, als ihn Pellegrini erhoben hatte. Dieser Kampf der Meinungen dauerte durch Jahrhunderte

fort. Alle Nationen hatten getheilte Ansichten über das Gedicht, und alle fehlten darin, daß die eine Parthei selbst das Tadelhafte, die andere selbst das Gute nicht beachtete.

In Frankreich äußerte sich Balzac, Virgil sey Ursache, daß Tasso nicht der erste Dichter sey, und Tasso habe gemacht, daß Virgil nicht einzig sey. Despreaux hingegen vergleicht Tasso gegen Virgil mit dem Flittergold gegen das Ächte. Unter den Deutschen hat unstreitig der geistreiche Fr. Schlegel in seiner Geschichte der alten und neuen Literatur das gründlichste Urtheil über ihn ausgesprochen, die Mängel seines Epos wegen der Fesseln der Virgilschen Form, und die Vorzüge seines regen poetischen Gefühles gehörig gewürdigt, obschon ich in dem einen Punkte, daß er Petrarcas Gesänge kunstreich, aber kalt nennt, nicht mit ihm einverstanden bin.

Tasso beginnt wie gewöhnlich sein Gedicht mit der Erklärung dessen, was er singen wolle:

Canto l' Arme pietose e 'l Capitano
Che 'l gran Sepolcro liberò di Christo.
Molto egli oprò col senno, e con la mano

Molto soffrì nel glorioso acquisto:
E in van' l' inferno a lui s'oppose, e invano
S'armò d' Asia, e di Libia il popol' misto,
Che 'l ciel gli diè favore e sotto ai santi
Segni, ridusse i suoi compagni erranti.

C. I. St. I.

Den Feldherrn sing' ich und der frommen Waffen
So des Erlösers hohes Grab befreit.
Durch Geist und Arm vermocht er viel zu schaffen
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf, und Lybien kampfbereit,
Denn Gott vergönnt ihm, die verirrten Seinen
Bei dem Panier des Heiles zu vereinen.

Gries bef. Jer. 1. Ges. 1. St.

Die Wendung, welche Tasso seinem Stoffe zu geben wußte, verräth den Meister. Er nützt wie Milton einen glücklichen Vortheil, uns für die Handlung zu gewinnen. Zu seiner Zeit, wo der gewaltige Kampf des Islams mit dem Christianism noch loderte, mußte dieser Stoff nothwendig doppelt ansprechen. Die Krieger sind keine Abentheurer mehr, welche, wie in der Lusiade und Araucana *), auf gut Glück

*) Ein spanischer Epos des Don Ercilla.

nach Beute ausziehen; es sind Helden, welche eine heilige Erde von Ungläubigen reinigen. Vortrefflich ist seine Charakter-Zeichnung; alles athmet Leben, und seine Helden sind Meistergebilde seiner Poesie. In der Sprache zeigt er bewundernswürdige Vollendung, er bildet sie zu seinen Zwecken wie mit Zauberhand. So wird zum Beispiel im vierten Gesang, der in dieser Hinsicht überhaupt musterhafte Beispiele enthält, bei Pluto's Zusammenberufung seiner Getreuen die weiche italische Sprache fest, nervigt, und männlich: z. B.

Chiama gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba:
Treman, le spazioſe atre caverne
E l'aer cieco a quel rumor ribomba.

C. 4. St. 3.

Der höllischen Trompete wildes Schmettern
Erfüllt mit rauhem Lärm die düstre Gruft,
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erbebt des Orkus graufe Kluft.

Gries, bef. Jer. 4. Ges. 3. St.

Die Beschreibung von Armidens Pallast ist herrlich, unübertrefflich jene Stanzen, in denen Rinaldo mitten in den Wonnen der Liebe

seine Waffen erblickt, Ubaldo hat den Schimmer des Demantschildes auf ihn gewendet. Rinaldo sieht sich, und erkennt sich nicht mehr, so hat ihn die Weichlichkeit entstellt. Sein Zusichkommen, sein Ermannen, die Lehren Ubaldo's, alles athmet Meisterschaft; diese Stanzen sind nach meiner Meinung das Herrlichste des Gedichtes.

Wir wollen nun auch einen flüchtigen Blick auf die Mißgriffe dieses Gedichtes machen; daß Tasso über die Theorie des Heldengedichtes viel und ernstlich dachte, beweisen seine über diesen Gegenstand geschriebenen Dialoge, um so mehr zu wundern sind die Fehler, die er selbst in der Anordnung der epischen Maschinen beging. Die chaotische Vermengung der fabelhaften Götter und der Christuslehre führt ihn zu den sonderbarsten Dingen, die Zauberer spielen Hauptrollen; einer davon aber, der im 14. Gesange erscheint, ist sogar ein guter Christ, und spricht wie ein Kanzelredner, daneben zaubert er aber frischweg. Pluto erscheint und berathet sich mit seinen Dämonen (lauter griechische Teufeln) über die Zerstörung des Christen-

thums. Die Engel thun auch gute Dienste, sie sind Boten und Wundärzte; auch die Helden selbst verrichten alle Kirchendienste, sie taufen und begraben. Als z. B. im 12. Gesang Tankred Clori den erstieht, bekehrt sie Tasso durch einen Meisterstreich, sie legt geschwind in einigen Versen ihr Glaubensbekenntniß ab, verzeiht ihrem Feind, und fordert von ihm die Taufe; es hält ihn auch nichts ab, sie kunstmäßig zu verrichten. Man muß es Tasso's Helden nachrühmen, daß sie zugleich wackere Krieger und vortreffliche Pfarrer sind.

Auch die Nachahmung Virgils ist an Tasso zu tadeln. Der 16. Gesang hauptsächlich ist die oben erwähnte Meisterstelle abgerechnet, fast gänzlich Virgil nachgebildet. Aber welch' ein Unterschied zwischen der Episode der Dido und jener der Armida. Dido reißt uns zum Mitleid hin, wir wünschten ihr Aeneas Besitz zum Lohn ihrer Liebe; Armida erregt nur unsern Unwillen, von ihrem Oheim, dem Zauberer Jsmen aufgerufen, (sie hat nämlich die Ehre, eine Hexe zu seyn,) Rinaldo zu verführen, erscheint sie uns als gemeine Buhlerinn,

und wir freuen uns, daß Rinaldo ſeine ſchmählichen Feſſeln zerreißt. Kurz die Nachahmung Virgils verunglückte Taſſo ganz. Daß ſie nun dieſes iſt, geht ſchon daraus hervor, daß Taſſo zuweilen ſich gar nicht ſcheute, Virgil ganz zu überſetzen: z. B. Armida ruft:

Nè te Sofia produſse, e non sei nato
Dall' Azzio sangue tu: te l'onda inſana
Dell mar produſse, e 'l Caucaſo gelato,
E le mamme allatar di tigre Ircana;
Che diſsimulo io più? l'uomo spietato
Pur un segno non diè di mente umana
Forſe cambiò dolor? forse al mio duolo
Bagnò almen gliocchi o sparse un soſpir solo!

C. 16. St. 57.

O nimmer hat in zärtlicher Erwarmung
Aus Azzos Blut, Sophia dich gezeugt!
Nein, nur des Meeres und Caucaſus Umarmung,
Dich hat Hyrkaniens Tiegerinn geſäugt!
Was beht' ich noch! hat menſchlicher Erbarmung
Das Ungeheur den wilden Sinn gebeugt?
Entfärbt er ſich? Entlockten meine Schmerzen
Dem Auge Thränen? Seufzer nur dem Herzen?

Gries beſ. Jer. 16. Geſ. 57. St.

Und Virgil läßt Dido ſagen:

Nec tibi Diva parens, generis, nec Dardanus auctor
Perfide: sed duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanaeque admonunt ubera Tigres;
Nam quid dissimulo? aut quae me ad majora reservo,
Num flectu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrymas victus dedit? aut miseratus amantem est?

Auch der Spuck wegen des Holzfällens im Walde ist ein unglücklicher Gebrauch des Wunderbaren.

Dieser flüchtige Überblick der Fehler des befreiten Jerusalems wird zeigen, wie gering sie gegen die überwiegenden Schönheiten des Gedichtes zu achten sind. Dieses herrliche Werk verdient die Bewunderung, welche es sich bei allen gebildeten Völkern durch drei Jahrhunderte zu erhalten wußte in vollem Maße. Auch die kommenden Geschlechter werden ihm die gebührende Huldigung nicht versagen, und seine hinreissenden Schönheiten verbürgen seinen unsterblichen Ruhm. —

Univ. Bibl.
München

Friedrich Kind

VI.

Gedichte.

Streiflichter.

Wie ſich dort den fernen Büſchen,
Wie ſich dort der Hügelkronen
Maiengrüne Saaten miſchen,
Sonn'ger Strahlen Gold dazwiſchen!
Dort, welch ein beglücktes Wohnen!
Dort, wie muß der Anblick lohnen,
Sich erweitern Herz und Sinn!

Und ich wandle durch die Felder,
Wo nur matt die Blumen blühen;
Dunkel zeigen ſich die Wälder,
Nur die fernen Berge glühen,
Locken mich, hinauf zu ziehen —
Doch die goldnen Strahlen fliehen
Immer weiter vor mir hin.

Jetzt — die Strahlen bleichen, schwinden,
Zieh'n gen Himmel von der Erde — —
Ist das Licht nur stets zu finden
Dort, wohin ich kommen werde,
Immer Schatten, wo ich bin?

Fr. Kind.

Die Götter des Hauses an die rückkehrende Besitzerinn.

Sey willkommen lieblichste der Frauen
Sey willkommen hier am trauten Herd
Wo wir Dich mit stiller Freude schauen,
Wo das Herz des Herzens Stimme ehrt —

Doch Du wendest Deine holden Blicke
Nach der Fremde fernen schönen Land,
Noch mit leiser Sehnsucht Schmerz zurücke,
Weil Dein Geist dort süßre Labung fand.

Dorthin schaust Du, wo auf Berges Höhen
Dich der Freiheit holder Gruß beglückt,

Wo der Erde ew'ge Pfeiler ſtehen
Und der Menſch dem Himmel näher rückt.

Dorthin, wo um klarer Seen Flächen
Sich das Paradies der Unſchuld zieht,
Und am Bord von hellen, muntern Bächen,
Manches Kind der Alpenflora blüht. —

Dorthin, wo der Ton des Hirtenreigen,
Wehmuthsvoll von Höhen zu Höhn klingt
Und wenn längſt die ſüßen Töne ſchweigen
Tief ins Herz mit der Erinn'rung dringt. —

Oder dorthin, wo in reinern Lüften
Dich des Südens milder Hauch umweht
Und in des Orangenhaines Düften
Die Begeiſt'rung Dir zur Seite geht.

Dort, wo in der ſchönſten Fluthen Spiegel *)
Sich der Borromäer Herrlichkeit
Still beſchauet, und der Geiſt das Siegel
Löſt vom Munde längſt vergang'ner Zeit.

---

*) Die Borromäiſchen Inſeln im Lago maggiore.

Dort, wo in geweihter Dome Hallen,
Eine heitre Wunderwelt uns lebt,
Dann vom Chor der Andacht Stimmen wallen,
Auf der Geiſt in alle Himmel ſtrebt.

Oder dort wo aus Neptunus Reichen
Aufſteigt jenes Wunderſtaates Pracht,
Der den Oſten ſich ihm einſt ſah neigen,
Vor ihm zittern der Osmanen Macht.

Dort, wo in bewunderten Muſeen
Man der edlern Hella's Herrlichkeit
Fühlt in Götterbildern ſich umwehen,
Der Verehrung jedes Volks geweiht —

Und nun hier in dieſem ſtillen Raume,
Wo kein Schatten jenes Glanzes ſchwebt,
Wo Erinn'rung nur in wachem Traume
Dir des Fernen ſüße Bilder webt.

Wirſt Du hier ſo leicht Dich heimiſch finden?
Wird ſich uns Dein zart empfindend Herz
Wiederum in Lieb' und Luſt verbinden,
Unverkümmert durch der Sehnſucht Schmerz.

Ja! wir hoffen's, denn Du weißt das Leben
Blüht nur dem, der was die Stunde beut
Freudig faßt, und mag es ihm entſchweben,
Still im ſtillen Nachgenuß erneut. —

Methuſ. Müller.

Theodor Körner an Viktoria.

Ich weiß es wohl, Du haſt um mich geweint,
Es geht die Welt nichts an, Du kennſt mich gut,
Wie du mich kennſt, ſo hab ich es gemeint,
Mit Dir dem Vaterland und meinem Blut.
In Lebensluſt hab ich zur Kunſt geſtrebt,
Der kann nicht dichten, der nicht gerne lebt.

Du weißt es wohl, ich habe gern gelebt,
Ich war ſo jung, ſo fröhlich, ſo geſund,
Das Lied, das meiner Lyra Raum entſchwebt,
Trug an der Menſchen Herz Dein ſchöner Mund,
O ſelig Lied, dem Huld die Seele giebt,
Der kann nicht leben, der nicht gerne liebt.

Du weißt es wohl, ich habe Dich geliebt,
Verzeih' o Liebe, die den Kranz mir wand,
Daß andre Feier mir den Kranz auch giebt,
Den Eichenkranz das deutſche Vaterland,
Bei einer Eiche ſenkten ſie mich ein,
Der kann nicht lieben, der nicht frei will ſeyn.

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur ſeyn,
Mit meines Deutſchlands deutſcher Kunſt und Art,
Und ſetzte treu mein junges Leben ein,
Gleich Deutſchen Dichtern auf der Ritterfahrt,
Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
Der kann nicht frei ſeyn, der dem Tod erbebt.

Du weißt es wohl, daß gern den Tod ich ſtarb,
Ich ſah Viktoria Dich und ſtieg hinab,
Leg' nun die Kränze all, die ich erwarb,
Kunſt, Liebe, Leben, Freiheit auf mein Grab,
O Epheu, Lorbeer, Myrthe, Deutſche Eiche,
Singt der Viktoria, was ich verſchweige.

Clemens Brentano.

Seelenwanderung.

O ſchwerer Dienſt im Leib aus Erden
Der keinen Durſt der Seele ſtillt!
Könnt ich zum Silberglöckchen werden,
Das aus gefrornem Boden quillt.
Und hätt' geweckt mein Wonneleben
Der Biene Nahn, der Biene Wahl,
Dann könnt' mein zarter Geiſt entſchweben,
Zu beſſern Daſeyns Wonneſtrahl.

Verborgen halb vom Blättergrüne,
Hauch' er im Veilchen auf der Flur,
Erfüll' mit Duft die Waldesbühne,
Der reinen Lüfte Lichtazur.
Und kommt die Schaar der Schäferinnen,
Umſchmeichle ſie der Balſamgruß.
Sie ſtehn entzückt, ſie gehn von hinnen,
Das Veilchen küßt den ſchönſten Fuß.

In einer Roſenknoſpe Herzen
Beginn dann neues Lebensglück.

Die Knospe ſchwellt in ſüßen Schmerzen,
Die Roſe prangt im Sonnenblick.
O käm' die jüngſte dann der Muſen,
Und pflückte mich im Jugendroth,
Ich ſchmiegt mich an den zarten Buſen,
Stürb unnennbaren Wonnetod.

In einer Lilie Silberſchooße
Erwacht ich ernſt, nach kurzer Ruh.
Dem Himmel haucht im Weſtgekoſe
Den Ambra des Gebets ich zu.
Mein Leben würd' ein gläubig Sehnen.
Indeſſen weicht die Sommerzeit;
Dem welken Leib voll Thauesthränen
Entflieht der Geiſt — zur Seligkeit.

Und dort mag er als Zephir ſchwirren
Durchs morgenrothe Paradies,
Durch Amarantenlauben irren
Die nie der Unſchuld Reitz verließ.
Er mag in Engelslocken wühlen,
Der Engel Roſenflügel blähn,
Um ihre Jubelharfen ſpielen,
Und mit dem Ton verüberwehn.

Könnt er zuletzt zum Throne beben,
Des Schöpfers Athem in ſich ziehn,
Dann erdwärts zu den Lieben ſchweben,
Wenn ihre heißen Zähren glühn,
Und flüſtern: — „Still aus euern Thränen
Keimt, — trotz der Zweifler armen Spott, —
Dort heit'rer Sieg. — Euch täuſcht kein Wähnen,
Vergeltung lebt! — es lebt ein Gott!!“

Friedrich v. Heyden.

Reine Liebe.

Lieder erklingen im Wald,
Steigen mit Tones Gewalt,
Süßberauſchender Chor,
Hoch in die Wolken empor.
Lieblicher Klang! —
Wonnegeſang;
Regſt mir im tiefſten das Herz.
Ha wie es ſchwellt!
Thräne ſie fällt.
Wollüſtig löſender Schmerz!

Sagt mir was, wirbelnd beſchwingt,
Jubelndes Vögelein ſingt?
„Freut ſich, daß Lieb' es erfüllt.“
— Liebe, Du Wolkengebild,
Alles im May'n
Magſt Du erfreu'n,
Wandelſt vorüber bei mir.
Sehnende Bruſt,
Flieht Dich die Luſt,
Fliehſt Du voll Irrthums vor ihr'?

Roſige Wolken im Blau'n!
Flammen im Abend zu ſchau'n!
Golden die Ströme, die Höh'n!
Welt, o wie biſt Du ſo ſchön!!
Leuchtend und hehr;
Liebe Dich ſehr,
Preis' Dich mit jubelndem Schall.
Wonnen um mich!
Bräutigam ich,
Meine Geliebte — das All!

Friedrich v. Heyden.

Vergänglichkeit.

(Nach Scarron.)

Ihr Monumente, die des Menschen Stolz erkriegt,
Ihr prächt'gen Mausolee'n, Palläste, Pyramiden,
Der Erdengötter Werk und Aufenthalt hienieden,
Die selbst oft die Natur durch Menschenfleiß besiegt;
Ihr, wo der Römer Kunst das Ideal erfliegt,
Der Raub der halben Welt vergeudend ohne Frieden,
Du, Coliseum, dem vom Schicksal ward beschieden
Zu herrschen, wenn die Welt in feiger Knechtschaft liegt:
Ihr sanket vor der Last der grauen Jahre ein,
Umspielt jetzt und verlacht von schwacher Nachwelt Schwarme;
Kein Kitt hält je der Zeit und ihrem Nagen fest.
Besteht nun ihrer Macht sogar kein Marmelstein:
Was wundr' ich mich denn noch, daß hier am rechten Arme
Mein alter schwarzer Flaus das Futter sehen läßt?

C. J. S. Contessa d. Ä.

Liebesdauer, an ...

Wie lang ich treu bleib' unſerm Liebesbunde?
Das fragſt Du mich, o mein geliebtes Leben?
Doch kann ich drauf Dir keine Antwort geben,
Denn Niemand weiß ja ſeine Sterbeſtunde.

Ryno.

Génius.

Ich ſeh' entzückt auf der Begeiſt'rung Schwingen
Den Genius zum Sternenplane dringen;
Doch hemmt der Tod bald ſeinen Adlerflug.
Ich wein' auf ſeinen Aſchenkrug.
So dringt der Donnerkeil, ein Meteor,
Kühn aus dem ſchwarzen Element hervor.
Und fleugt umher in furchtbarſchöner Pracht,
Und plötzlich hüllt ihn tiefe Nacht.

Haug.

Blüthen aus türkiſchen Dichtern.*)

Von

Joſeph von Hammer.

I. Nedſchati. **)

Gaſelen.

1.

Der Roſe Knospenmund iſt liebeswund,
Es klagt die Nachtigall dem Wiederhall;
Die Roſ' und Nachtigallen zuſammenfallen
Einander zu erzählen der Lieb' Novellen.
Ob deines Maales Sehnen muß ich aufſtöhnen.

---

*) Die Fortſetzung erſcheint in den folgenden Bänden.

A. d. R.

**) Nedſchati iſt einer der größten osmaniſchen Dichter und nach dem Urtheile mehrerer Kunſtrichter der Größte aus Allen. S. die ſchönen Redekünſte der Osmanen in Eichhorns Geſchichte der Literatur S. 1570. Das Manuſkript, wovon dieſe Auszüge genommen ſind, befindet ſich auf der k. k. Hofbibliothek Nro. 193.

Es rinnen blut'ge Thränen durch alle meine Sehnen.
Schwingt ſich dein Mond empor zum Himmelsthor
So ſchließt der Tag das Thor aus Neid davor.
Wer ſagt: die Liebe ſey nur Kinderei
O Nedſchati! hat Recht; dein Wort iſt ächt.

4.

Der ſchlanke Wuchs iſt von dem Lebensgeiſt die Kunde
Das ſüße Wort iſt von dem Lebensquell die Kunde
Ich hörte nie von Edelſteinen wie die Lippen
Mein Herz mein Aug ſind von dem Meer, vom Schacht die Kunde.
Ein Arzt ſchloß einſt die Seel' in einen Becher ein,
Des Freundes Mund und Lippen ſind davon die Kunde.
Ich berge zwar die Lieb' doch wird ſie offenbar
Mein Stöhnen gibt von dem verborgnen Weh die Kunde
Das Lockenhaar das meinen Wahnſinn zeiget

Iſt mir ein Raub der vom Verborgenem bringet Kunde
Ich ſeh im Wein die Sonne und Engeln in den Schenken
Von Zeit und Raum gibt nur des Bechers Runde Kunde.
Sieh Redſchati brauſ't auf gleich Wieſennachtigallen
Vom Knospenmund gibt er und von Cypreſſen Kunde.

3.

Silberbecher zollen Gold o Schenke!
Wüſte Orte ſind nun Segensplätze.
Was du trankſt und aßeſt, iſt vergangen,
Sieh' die Welt, welch' ſonderbares Gaſthaus!
Wer Verminderung des Lebens wünſchet,
Und ſich nach dem Neumond ſehnt, iſt närriſch.
Reicher, ſey nicht ſtolz auf deine Schätze,
Aus Ruinen fliegen Eulen auf.
Redſchati iſt von Gaſellenaugen
Krank, und deßhalb ſpricht er irre Worte.
Klagſt im Paradieſe du, o Schenke?
Ans Bekannte mahnet dich das Fremde.

4.

Beim Wehn des Oſts die Roſenblätter fallen
Für Weiſe Becher dann zum Looſe fallen.
Kommſt du zum Feſt, ſo mache ein Getümmel
Nun iſt die Zeit, wo Freudenjubel fallen.
Dein Antlitz und das Haar, die Wangen ſind
Ein Quell, wo Hyacinth und Roſen fallen,
Mir ziemt nicht Trennung von der Wangen Roſen
Was ſoll ich thun! ich fühl mein Herz zerfallen,
Wenn Lieder Nedſchati's im Hain erſchallen
Von Roſen trunkne Nachtigallen fallen.

5.

Zum Herzen kommen Lilien und Jasminen
Dem Frommen ziemt Nichts als ein Leichentuch;
Die Seele will aus Schmerz der Trennung ſterben
Cypreß, Jasmin ſind Sarg und Leichentuch.
Sprech ich zu Ihrem Mund, ſo ſpricht er wieder;
Woher der Wiederhall, wo ich Nichts ſehe?
Mit deinem Schmerzen ſchlägt mich treulos das Geſchick
Ich glaub das Loos iſt auf die Stirn geſchrieben,
Wir neigen uns wie Nedſchati zur Reue
Allein ich fürcht der Frühling kehret wieder.

6.

Kein Menſch iſt ohne Schmerz, darum
Wer ſchmerzlos iſt, kein Menſch nicht iſt.
Bis daß nicht Herzen Thränen regnen
Der Liebe Wieſe grün nicht iſt.
Iſts Eingeweid nicht hart wie Stein
Der Bau der Liebe feſt nicht iſt.
An jenem die den Knospenmund
Gern küßeten kein Mangel iſt.
Des Abends kam und ſprach der Mond:
Bei meinem Tag kein Abend iſt.
Ich ſteh gerad wie die Cypreß,
Von deiner Schwell kein Weichen iſt.
Um dich zu ſtören Nedſchati *)
Des ſüßen Tons kein Ende iſt.

7.

Schön iſt's im Herz, den Traum vom Flaume
groß zu ziehn,
Das iſt im irdnem Topf Baſilikon zu ziehn.
O Herz! du opfre dem Rubin der Seele hin,

---

*) Von Wort zu Wort: ſie wollen deine Reim zerſtören Nedſchati darum verſtummen Roſen und Nachtigallen nicht auf der Flur.

Er bringt die Seelen derer um, die ſie erziehn.
Daß man der Lippen Teriak kaufe braucht es nicht,
Um deinen Hals der Haare Schlangen groß zu ziehn.
Wenn Redſchati tagtäglich Gram verhofft vom Freunde,
Iſt's Wunder nicht, weil ſo Sultanen Sklaven ziehn.

8.

Fürwahr die Welt iſt keine Ruheſtätte nicht,
Und Raſt gibt es für Liebeskarawanen nicht.
Für Weiſe iſt zwar wohl ein jedes Blatt ein Buch,
Für Thoren iſt die ganze Welt kein einz'ges Blatt.
Von Sommer bis zu Winteraufgang läuft die Bahn
Der Liebenden, getroſt denn Bagdad iſt nicht ferne.
Gib Wein, der du mit trunknen Augen Händel ſuchſt,
Der Wimpern Pfeile ſind für uns nicht Dolch noch Meſſer.

Es ſehnt ſich Redſchati nach deinem Paradieſe,
Wiewohl in dieſer Welt ihm dieſer Wunſch
nicht wird.

9.

Auf die Bäder von Bruſſa.

Ein Paradies, o Freunde, iſt um Baden,
Perienluſtgelag Verein der Seelen Baden
Perien wandeln dort wohl tauſend in der Frühe,
Das Siegel Salomons man findet es in Baden.
Ein Strom Verliebter folgt den Schönen reißend nach.
Es fachet Liebesgluth der heiße Quell von Baden,
Die Gäſte würden nicht den Weg in Schaaren decken,
Wenn ſie gaſtfreundlich nicht wie Abraham es webten.
Für jeden, der ſich naht vom menſchlichen Geſchlechte,
Für jeden Schmerz beut, Gott ſey Dank! ein Mittel Baden.

Du bleibeſt unter Städten ſtets ein Schönheitshorn,
Obwohl zur Lockung dich die Weiſen brauchen Baden!
Den armen Redſchati erfreu' mit Freundes Anblick,
Das Schwere ſelbſt wird leicht in deinen Mauer Baden.

Lied des Lebens.

Lieblich ſpringt des Lebens Quelle
Aus der Kindheit Duftgefild,
Wie des Bächleins Silberwelle
Aus dem Schooß der Erde quillt.
Heiter glänzt des Lebens Morgen,
Und der Freude Roſen glüh'n
Freundlich, ohne Gram und Sorgen,
Wie im zarten Frühlingsgrün.

Wie zum Waldſtrom angeſchwollen,
Eich der Bach in Jugendkraft

Selbſt in wilden dornenvollen
Gründen einen Ausweg ſchafft;
Wie der Sonne Strahlenfeuer
Durch die düſtern Wolken dringt,
Kämpft der Jüngling, — bis er freier
Sich hinauf zum Ziele ſchwingt.

Hehr und groß in Männerwürde
Fühlt er ſeines Lebens Glück,
Muthig trägt er ſeine Bürde,
Trägt des Lebens Mißgeſchick.
Seines Fleißes Früchte reifen,
Seines Lebens Strom entfließt,
Ruhig, wie von Purpurſtreifen,
Sanft am Abend überglüht.

Wie am Abend blaß und bläſſer
Wird der Wieſe Blumengold,
Langſam nun des Stroms Gewäſſer
Hin zu öden Meeren rollt;
Wie am hallenden Geſtade
Nun der letzte Strahl verglüht,
Geht der Greis des Todes Pfade
Zu der Ewigkeit Gebiet.

Trinke denn des Lebens Freuden
Aus der Kindheit Silberquell!
Trotze muthig jedem Leiden,
Jüngling! eile kuhn und ſchnell
Aus der Leidenſchaft Gewühle,
Bis auch dir die Palme glänzt,
Die dem Mann und Greiſ' am Ziele
Strahlend einſt die Schläfe kränzt!

H. Burdach.

Alte innhaltſchwere Sinnſprüche.

All Kunſt und Witz iſt eitel Gift,
Wenn Gottesfurcht das Herz nicht trifft.

Am jüngſten Tage Jeder ſchaut,
Was er für Bier allhier gebraut.

Beten hilft mehr, als Arzeneyen.

Haug.

Die Stufen der Bildung. *)

Ein Gedicht in drei Gesängen.

Erster Gesang.

Die Vorwelt.

O wundervoller Helle
Entzückendes Gesicht!
Des Zeitenstromes Welle
Umstrahlt dein Himmelslicht.

Im All der Ewigkeiten
Seh ich der Schöpfung Glanz
Der Gottheit Schoos entgleiten;
Der ird'schen Bildung Kranz,
Vom zarten Blüthenleben
Zum freien Selbstgefühl,

*) Wir glauben bei den geehrten Lesern hinreichende Entschuldigung zu finden, daß wir dieses geistvolle Gedicht Stückweise aufnehmen — da wir mit dem Herrn Verfasser die Fortsetzung in den folgenden Bänden zu liefern — mit Gewißheit versprechen können.

A. d. R.

Durch geiſt'ge Kraft ſich weben;
Zu höherm Bildungsziel,
Belehrt von Gottesſtimmen
Die allen Völkern nahn,
Empor die Menſchheit klimmen;
Und unbegränzte Bahn,
Zu ew'gem Vorwärtsſchreiten,
In überird'ſchem Seyn,
Auf ſel'gen Himmelsweiten,
Den Vater ihr verleihn.

Ihr, die mit heiterm Lichte
Der Bildung Tag beglückt,
Die ihr der Wahrheit Früchte
In ihren Hainen pflückt;
Lauſcht freundlich meiner Leier,
Die ihren Wettlauf ſingt
Und zu des Sieges Feier
Ihr heil'ge Palmen bringt.

Und du, der fromme Gluthen
Dem Sohn des Staubes ſchenkſt,
Und liebevoll zum Guten
Sein irres Streben lenkſt,

Laß, Vater aller Sphären,
Von deinem Geiſt umweht,
Den ew'gen Pfad mich lehren
Den deine Weisheit geht.

Von Himmelshöhen ſandteſt
Du früh der Menſchheit ſchon
Der Bildung Keim, und wandteſt
Ihr Aug zu deinem Thron.
Die reifern Früchte wieſeſt
Allmähliger uns du,
Und freierm Streben lieſſeſt
Du ihr Erringen zu.

Des Meeres Erdumwogen,
Der Horen Wechſelkreis,
Am nahen Himmelsbogen
Der Sonne Tagesgleis;
Beſchränkten einſt die Bahnen
Der kühnen Phantaſie,
Der wundervolles Ahnen
Des Geiſtes Licht verlieh.

Auf ird'ſche Schöpfungstage,
Auf unſ'rer Sonne Schein

Schränkt dunkelheil'ge Sage
Das Werk der Allmacht ein;
Auf eines Stamms Geſchichte
Der ew'gen Weisheit Rath;
Durch Bilder, durch Gedichte,
Dem rohern Sinn genaht.

Entwacht dem langen Traume,
Vom Sinnentrug befreit,
Sehn wir im Sphärenraume
Des Alls Unendlichkeit,
Der Sonnen ew'ge Höhen,
Der Schwerkraft Weltenzug,
Der Erden ſchnelles Drehen
Auf weitem Ätherflug.

Sahn Sonnen ſich entzünden
Und im azurnen Hain
Planetenkränze winden,
Zu brüderlichen Reih'n. (1)

Sahn daß der Strahl der Sterne
Aus höchſter Sphärenflur,
Zu uns, durch Nebelferne,
Äonen Jahre fuhr.

Sehn aus der Vorwelt Trümmern,
Im tiefen Berggeſtein,
Verſchwundnes Leben ſchimmern
Und frühern Palmenhain.

Der Zeiten myſt'ſches Siegel
Erbrach der Forſchung Hand;
Des Geiſtes Ätherflügel
Zerriß der Kindheit Band.
Des Wiſſens Triebe ſtillte
Nur heit'rer Wahrheit Schau'n,
Und die Natur enthüllte,
Auf Erd'- und Sphärenau'n,
Des Schöpfers Vatergüte,
Deß liebevoller Ruf
Der Welten ew'ge Blüthe
Durch ew'ge Wunder ſchuf.

Doch ach! der heil'ge Glaube
Der uns die Gottheit naht,
Der uns, im Erdenſtaube,
Der geiſt'gen Bildung Pfad
Aus Himmelshöhn verkündend,
Der Wildheit uns enthob,

Und, ew'ge Hoffnung gründend,
Der Sitten Bande wob;
Ist mancher Brust entflohen,
Die fromm nach Wahrheit rang,
Und zu zerreissen drohen
Die Bande die er schlang.

Verschönt sie neu zu schlingen
Schwebt auf der Wahrheit Bahn,
Mit kühnern Geistesschwingen
Zum Quell des Lichts hinan.
Auch geist'ger Kräfte Walten,
Die Menschheit zu erziehn
Und neu sie zu gestalten,
Ergründet, heilig kühn,
Nach der Vernunft Gesetzen,
Wer rein für Wahrheit glüht
Und sich den Doppeltnetzen
Des Vorurtheils entzieht.

In früher Vorwelt Sage
Erkennt den Dämmerschein,
Den hell'rer Bildung Tage
In vollerm Glanz erneun.

In Gottes Weltgeſchichte,
Die nicht nach Jahren zählt,
Bringt Großes ew'ge Früchte,
Von Seinem Geiſt beſeelt.

Der Irrthum, den zum Guten
Der Menſchheit Schwäche miſcht,
Wird von der Zeiten Fluthen
Ergriffen und verwiſcht.

Den größern Vater lehrte
Der Sohn uns, den ſein Geiſt
Zum Führer uns gewährte,
Der uns ſein Licht verheißt.

Der Kenntniß Flug beſchränkte
Durch kein Gebot der Macht
Die Lehre die er ſchenkte
In dunkler Vorwelt Nacht.

„In geiſt'gem Herzerheben
In Wahrheit naht euch Gott,“
Sprach er, „der Geiſt gibt Leben
Das Wort erzeugt den Tod.“

Und ward auch seine Kunde
Im Erdenstaub entstellt,
So spricht zum Christenbunde
Er noch aus höh'rer Welt:

„Die Menschheit zu befreien,
Durch heil'ger Wahrheit Licht
Der Tugend sie zu weihen
Und durch der Liebe Pflicht
Der Gottheit Reich zu stiften,
Trug ich der Erde Wehn;
Durft ich, von euern Triften,
Zu schönern Ätherhöhn
Von ihm verklärt entsteigen
Der durch die Sterne flammt;
Der Geist soll euch bezeugen
Was Gottes Geist entstammt."

Verjährtes Glaubenswähnen
Zeugt nur des Zweifels Qual;
Dem freien Wahrheitssehnen
Glänzt neuer Himmelsstrahl,
Und führt uns, durch der Worte
Verblichnen Dämmerschein,

Zur heitern Lebenspforte
Des geiſt'gen Tempels ein,
An deſſen Feſtaltare,
In wundervollem Glühn,
Den Sehern vor'ger Jahre
Der Gottheit Ruf erſchien.

Der ird'ſchen Kenntniß gatten
Muß ſich das heil'ge Licht
Das aus der Vorwelt Schatten
Mit bläſſerm Schimmer bricht;
Um, von des Wiſſens Kranze
Umſchlungen, unſern Höhn
In neuem Morgenglanze
Beglückend aufzugehn.

So ſtrahlt mit ſchönerm Feuer
Der Berge Diamant,
Wenn ihn, zur Krönungsfeier
Der Fürſten, Künſtlershand,
Den königlichen Binden
Geſchmackvoll angepaßt,
Die Schläfe zu umwinden,
In Silberkränze faßt.

Erhaben tönt die Sage,
Die Moſis Buch bewahrt;
„Gott ſprach am erſten Tage,
Es werde Licht! — Es ward.“

Doch Strömen ew'ger Zeiten
Ohn' ird'ſches Maß entſchwand,
Seit in der Himmel Weiten
Das erſte Licht entſtand,
Bis zu dem feſtern Werden
Als neuer Schöpferruf
Der Sonnen und der Erden
Vereinte Kreiſe ſchuf.

Allmählig war das Bilden
Der Erden, vom Geſtein
In Waſſern, zu Gefilden
Des Lichts, zum Blüthenhain.

Nur in allmähl'gem Steigen
Auf oft geſtörter Bahn
Schritt lebendes Erzeugen
Zum menſchlichen voran.

Der Erde Kunden dringen
Tief in verlorne Zeit;

Und daß der Horen Schwingen
Sich öfters ſchon erneut,
Beweiſt, im Nachtgefilde
Der nord'ſchen Bergesſchacht
Das ſüdliche Gebilde
Verlorner Schöpfungspracht.

Durch unerforſchte Tiefen
Steigt der Geſchichte Lauf
Dem freien Wahrheitsprüfen
Zur Menſchenſchöpfung auf.

Nur mit allmähl'gen Schritten
Vermochte die Gewalt
Der Zeit, die Sprachen, Sitten,
Die Farben, die Geſtalt,
Der Menſchheit, die das Leben
Aus einem Hauch empfing,
Und die der Fluthen Heben,
Getrennt auf Höh'n, entging
Zu ſcheiden, und wir klagen,
Als eiteln Fabelwahn
Mit Unrecht tauſend Sagen,
Die es bezeugen an.

Jahrtauſende durchſtrahlen
Aus jedem Heiligthum
Der frühern Weltannalen;
Und hohes Alterthum
Beweiſt die weite Ferne,
In der, ſo früh getrennt,
Der Erde Bildungsſterne
Die Weltgeſchichte kennt;
Die wir, in Morgenhelle
Auf Atlas Himmelshöh'n,
An heil'ger Gangeswelle
Und Nil geſpiegelt ſeh'n.

Auch von der Fluthen Grauen,
Von anderm Erdenſchwung,
Von alter Bildungsauen
Sturz und von Wanderung,
Derſelben Götterkunde
Durch viele Zonen ſpricht,
Der Völker Mund, im Bunde
Mit neuer Forſchung Licht;
Das unſrer Berge Kronen
Von Fluthen oft umwühlt,
Das, wo des Indus Zonen

Des Aufgangs Meer beſpühlt,
Und wo ſich unſerm Norden
Die Abendſonne neigt,
Durchſtreift von wilden Horden
Dieſelbe Sprache zeigt.

Selbſt was, mit dunkler Hülle
Umwunden, Moſes lehrt,
Wird von der Sagen Fülle
Ergänzt und aufgeklärt.

Die Paradieſesfluren
Die uns ſein Sehergeiſt,
Durch räthſelhafte Spuren
Nur leis bezeichnet, weißt;
Erforſcht an ihrer Ströme
Entlegenem Entſteh'n
Mit ſtrauchelndem Syſteme,
Vergeblich unſer Späh'n.

Fern außerhalb der Gränzen
Der jetz'gen Erde ſchien
Ihr früh verſchwundnes Glänzen
Schon vor'ger Zeit zu blüh'n; (z)

Und unſre Weiſen leſen
Im tiefen Steingeklüft,
Daß einſt kein menſchlich Weſen
Die jetz'ge Bildungstrift
Betrat; die nur Gebeine
Von Thieren fremder Art,
Gewürm und Palmenhaine
In ihrem Schooß bewahrt.

Nach Saïs Tempelkunden
War in des Weſtens Raum
Ein Himmelsreich verſchwunden,
Von deſſen Schlangenbaum
Und goldnen Wunderfrüchten
Die der Alcide brach,
In myſt'ſchen Weihgedichten
Der Völker Sage ſprach. (3)

Noch zeugen jener Wiege
Verſunkener Kultur,
Der Sterne Flammenzüge;
Und auf erneuter Flur
Belehrten Atlastöchter,
In heil'gem Götterſchaun,

Pelasgiſche Geſchlechter
Und Samothrakes Au'n. (4)

In jugendlicher Schöne
Entſtieg dann Majas Sohn
Den Höhen von Cyllene;
Doch glänzte früher ſchon
Dem ältern Bildungsſtrande
Er als der Weisheit Wort
Und blieb dem Abendlande
Der höchſte Himmelshort.

Noch jetzt erhebt ſein Ahne
Sich in des Weſtens Glut
Als mächtiger Titane,
Auf dem der Himmel ruht.

Und als durch ſeine Blitze
(So ſchildert der Geſang,
Den Sturm der Bildungsſitze
Der frühern Welt verſchlang)
Vom alten Götterthrone
Die Rieſen Zeus verſtieß,
Blieb noch die ferne Zone
Der Dichtung Paradies.

Das ſtets mit lauen Weſten
Der Ocean umfing,
Und wo, an Strauch und Äſten
Der Blüthen Goldglanz hing.

Das Seelen der Heroen
In Freuden ohne Müh',
Vereint mit ewig Hohen,
Der Kämpfe Lohn verlieh.

Auch wo auf nord'ſchen Fluren
Cimmêr'ſches Dunkel lag,
Erglänzen heil'ge Spuren
Vom frühern Bildungstag.

Den lichten Gott der Seher
Des Pfeils, der Sonnenbahn,
Rief als Hyperboräer
Der Griechen Feſtlied an;
Und daß im Nordgefilde,
An ferner Weſtwelt Rand,
Von Kunſt und Himmelsmilde
Umblüht, ſein Tempel ſtand;
Verbürgt der Muſen Reigen
Aus alter Sagen Mund,

Bewährt von Felſenzeugen
Auf abendländ'ſchem Grund. (5)

Doch auferſtanden glühte,
Mit neuer Schöpfungskraft,
Der Oſtwelt frühe Blüthe
Und heil'ge Wiſſenſchaft.

Vor Moſis Schöpfungstage
Seht, auf Armen'ſchen Höh'n
Geſammter Vorwelt Sage
Der Götterlehr' Entſtehn,
Die in des Lichts Verehren
Des Tugendkampfes Pfand,
In Ariman'ſchen Heeren
Des Unheils Stifter fand. (6)

Jahrtauſende ſchon lachte,
Vom Lichtgott einſt verliehn,
Der ſie aus Weſten brachte,
Der Bildung Segensblühn
Den Indiſchen Geſtaden;
Als Alexanders Zug,
Auf Bacchus Siegerpfaden,
Des Epheus Kränze trug.

Als spätester Gebieter
Kam als Osiris er,
Dem Nilstrom heil'ger Hüter,
Von Nysas Gipfeln her;
Und Thebens Flur erzählte,
Daß zweimal Titan schon
Sich andern Aufgang wählte
Und andern Abendthron,
Seit ihre Weltgeschichte,
In Tempeln aufgestellt,
Mit der Annalen Lichte
Der Zeiten Lauf erhellt. (7)

Zwar bricht nur matter Schimmer
Aus vor'ger alter Gruft,
Und selbst der Sagen Trümmer
Umhüllt ein Nebelduft;
Doch auch die Trümmer deuten,
Verworren zwar, doch groß,
Auf Wechsellauf der Zeiten
Der ihren Bau umfloß.

So zeugt, auf Bergeszinnen
Aus Felsgeröll gethürmt,

Und von der Waſſer Rinnen
Zerriſſen und durchſtürmt,
Die räthſelhafte Klippe,
Von dunkler Chaosgluth,
Von Kronos alter Hippe
Und von erneuter Fluth.

Auch bei getrennten Brüdern
Tönt Einer Sage Wort,
In tauſend Fabelliedern
Durch ferne Thäler fort,
Und zeigt, in bunter Fülle,
Den tief verborgnen Plan,
In oft verſchiedner Hülle,
Vereinten Urſprung an.

So weiſt, in Himmelsferne
Die lang dem Aug entwich,
Die Bahn verwandter Sterne,
Die nun zerſplittert' ſich,
In nachbarlichen Schlingen,
Doch mit getrenntem Gleis,
Um Titans Spindel ſchwingen,
Auf einſt verbundnen Kreis.

Auf Bergeshöhn erhielten,
Bewahrt vor Untergang
Als Fluten ſie umſpühlten,
Im heiligen Geſang,
Die Muſen ew'ge Kunden;
Und ſo erzählt ihr Lied,
Wie, dreimal ſchon verſchwunden,
Der Bildung Tag geblüht.

Es ſang, auf kühner Leier,
Was Großes je geſchah
Und was des Geiſtes Feuer
In heil'gen Gluthen ſah.

Wie ſich zum erſten — Werde!
In Gluth und Chaosgiſcht,
Der Himmel mit der Erde
Gegattet und vermiſcht,

Von der Titanen Kämpfen,
Wie Typhon, aufgedeckt,
Mit Brand und Bergesdämpfen
Des Himmels Höhn geſchreckt.

Wie Göttermacht ſich trennte;
Der Gott der ew'gen Zeit

Im Kampf der Elemente
Als Vater ſich erneut.

Der freche Rieſen beugte
Und mit der Herrſchermacht
Die Vaterhuld bezeugte,
Durch neuer Schöpfung Pracht.

Wie ſich der Berge Spitze,
Der Hügel ſanfter Hang,
Zum holden Götterſitze
Den Fluten neu entrang.

Wie dann ſich, ſchaumentſproſſen
Der Fluren Schönheit wob;
Die Göttinn, liebumfloſſen,
Den Waſſern ſich enthob.

Wie ſich aus tauſend Zweigen
Der Kranz des Lebens wand;
Durch wundervolles Zeugen
Der Jrd'ſchen Stamm entſtand.

Mit des Olymps Genoſſen
Derſelben Vaterhand,

Der liebenden, entſproſſen;
An Körper, an Verſtand,
Der Weſen von dort oben,
Der Ätherſöhne Bild;
Nur leicht den Stoff verwoben,
Mit reinerm Thon umhüllt.

Der, jeder Müh entbunden,
Die Blüthenflur durchzog;
Im Tod, vom Schlaf umwunden,
Auf, zu den Göttern, flog.

Bis, nun verſunknen Triften
Enthoben, er verſchwand
Und in des Äthers Lüften
Ein ſchön'res Daſeyn fand.

Wie hohe Götterſöhne
Und Weſen geiſt'ger Art,
In überird'ſcher Schöne
Dem Blick geoffenbart,
Sich zu der Bildung Siege,
Mit Unterricht und Rath
Noch oft der Menſchheit Wiege
Und reiferm Sinn genaht. —

Mit Mosis Wort vereinen
Laßt uns den Hochgesang,
Der in Hellen'schen Hainen
Von zarter Leier klang.

Doch höher als der Musen,
Der kindlichen, Gedicht,
Erhellt des Christen Busen
Der heil'gen Ahnung Licht. —

Eh noch die Welten waren,
Schuf Gottes Vatermacht
Der reinen Geister Schaaren,
In überird'scher Pracht.

Die Mächte der Äonen,
Der Ätherfürsten Reich
Und ihre Strahlenthronen,
Dem Glanz der Sonnen gleich.

Sie wogten durch die Sphären,
Gleich der Cometen Ziehn;
Es stieg, in Jubelchören
Zu Gott ihr dankend Glühn.

Als dann der Sonnen Heere,
Die noch, im duft'gem Kreis
Der weiten Lichtesmeere,
Der Töchtererden Gleis
Und der Cometen Bahnen
Umfaßten, Gottes Ruf,
Mit hohen Bildungsplanen
Beglückter Wesen schuf;
Da theilte sich das Streben
Der Boten seiner Macht,
In preisendem Erheben
Zu reg'rer Kraft erwacht.

Hin zu den Sonnen wallten
Die Einen, ihren Glanz
Zu Erden zu gestalten
Und zu des Lebens Kranz.

Zu lieblichen Gefilden
Für Wesen höhern Ziels,
Die Chaosflur zu bilden;
Das Reich des wilden Spiels.

In seligerm Beschauen
Umschlang der Andern Schaar,

Auf lichten Sphärenauen,
Des Vaters Weltaltar.

Bald klang in ihren Liedern
Der Preis der Schöpfungspracht,
Bald halfen ſie den Brüdern
Mit leiſer Geiſtermacht.

Sie nahten ſich den Sonnen,
Mit frommer Liebesluſt
Und goſſen heil'ge Wonnen
In ihrer Söhne Bruſt.

Sie ſchwebten zu den Fluren
Der jungen Erden hin
Und zeigten Gottes Spuren
Der Weiſen reinem Sinn.

Hier ſegensvoll, dort rächend,
Erglänzt' ihr Ätherſchein,
Des Wahnes Bande brechend,
Das Gute zu erneun.

Ihr ſtilles Lenken waltet
Noch immer unerſchlafft;

Wo Schönes ſich geſtaltet,
Wo Tugend Großes ſchafft.

Wenn Sphären ſich zerſchellen,
Ihr Himmelsband zerfließt,
Ihr Staub, in Chaoswellen,
Sich durch die Räume gießt;
Geleiten ſie die Söhne,
Die ihrem Sturz entfliehn,
In ew'ger, geiſt'ger Schöne,
Zu neuen Welten hin.

So wirken, mächt'gen Strebens,
Sie durch Äonen fort;
Durch ſie, des Herrn des Lebens,
Des Ew'gen, Schöpfungswort.

Anmerkungen.

(1) Nach einer kühnen, aber auf ſehr beſtimmte Berechnungen gegründeten, Hypotheſe des großen Aſtronomen Laplace, ſcheinen die Planetenſyſteme aus Expanſionen der Sonnenatmoſphären entſtanden zu ſeyn; und der außerordentliche Glanz, mit welchem man im Jahre 1572 eine Zeitlang einen Fixſtern

im Sternbilde der Caſſiopeia leuchten ſah, dürfte ein Beiſpiel einer ſolchen Entſtehung geweſen ſeyn.

Die in der folgenden Strophe enthaltene Andeutung iſt auf die Berechnungen Herſchels gegründet, nach welchen die Lichtſtrahlen der entfernteſten Nebelſterne ſogar eine Million Jahre brauchen, um bis zu uns zu gelangen. Wären ſie alſo auch erſt werdende Welten, ſo hätte dieſes Werden wenigſtens ſchon vor dieſer langen Zeit begonnen; und vor dieſem einzelnen Werden kann eine allgemeine Lichterpanſion durch das Univerſum gedacht werden, woraus ſich alsdann die Planetenſyſteme und die Fixſterne gleichſam zuſammen geballt hätten.

(2) Dieſe Meinung hatten die gelehrteſten Chriſten und Kirchenväter der erſten Jahrhunderte; ſie iſt beſonders von dem Indienſchiffer Cosmas entwickelt worden, aus deſſen, freilich auf irrige Anſichten vom Weltſyſtem gegründeten und mit manchem fabelhaften vermiſchten, Darſtellung derſelben, Mannert, in der Einleitung zu ſeiner alten Geographie, einen intereſſanten Auszug geliefert hat. Nach den neueſten Unterſuchungen, beſonders Herrn Cuviers über die verſteinerten Gebeine der Urwelt iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die Menſchheit zuerſt in jetzt ganz verſunkenen Gegenden unſrer Erde gelebt hat.

(3) Bekanntlich war die, von Plato zu einem politiſchen Roman benutzte Sage von einer verlornen Atlantis, deren Eroberungen ſich einſt bis zu dem Lande der Etruſker ausgedehnt haben ſollen, durch Solon aus Sais, alſo beinahe aus derſelben Gegend Ägyptens gebracht worden, wo einſt das iſraelitiſche Volk wohnte.

Diodor von Sicilien ſpricht (B. III. K. 55) nach andern alten Sagen, von einem, einſt ſehr glücklichen, abendländiſchen und ſich weit gegen Norden erſtreckenden Reiche des Atlantiſchen Königs Uranus, der zuerſt den Menſchen den Gebrauch nährender Baum- und Erdfrüchte, ſo wie auch die Kenntniß

der Geſtirne lehrte, und deſſen Name der des Himmels wurde. Von andern wird die Erfindung der Aſtronomie dem Atlas ſelbſt zugeſchrieben, der, nach der Fabel, auch dem Herkules, einem urſprünglich tyriſchen und überhaupt nach der Lehre der Ägypter uralten, morgenländiſchen Gott, und zwar auf einer Reiſe durch das Land der Hyperboräer, den Weg zu den geheimnißvollen, von der Schlange gehüteten, goldnen Aepfeln wies, oder nach andern, ſie ihm ſelbſt reichte. Auf einem, unter andern in Millins galerie mythologique (Taf. CXIV. Fig. 444.) dargeſtellten myſtiſchen alten Vaſengemälde, pflückt eine Frau, die Hermeſa (die Deuterinn) heißt, einen Apfel von den mit der Schlange umwundenen Baume, um ihn dem Herkules anzubieten, während eine andre Heſperidinn, Kalypſo (die Verhüllerinn) die Schlange mit einer Schale tränkt.

Sollte ſich nicht in dieſen verſchiedenen, ſo ſichtbar mit Allegorie vermiſchten, aber wahrſcheinlicherweiſe, zum Theil auf einem uralten hiſtoriſchen Grunde beruhenden Andeutungen, ein gewiſſer Zuſammenhang — wenigſtens ahnen laſſen?

(4) Man ſehe unter andern, was Diodor von Sicilien im 47. Kapitel des V. Buchs von den Samothragiſchen Weihen erzählt. Auch hier, und bei der, in der folgenden Strophe erwähnten Erzeugung Merkurs durch eine Tochter des Atlas, deſſen Stamm die Griechen nach Arkadien verſetzten, dürfte eine dunkle Sage von, aus einer verlornen atlantiſchen Vorwelt geretteten und ſpäter wieder hergeſtellten, heiligen Kenntniſſen, den allegoriſchen Darſtellungen der gewöhnlichen Mythologie zum Grunde liegen.

Daß Merkur im Abendlande und beſonders bei den Celten der höchſte Gott war, iſt durch das einſtimmige Zeugniß der alten Schriftſteller und durch viele, zum Theil noch jetzt beſtehende, Denkmäler bewährt.

Wir leiten, von dem Anſehen einer einzigen, vielleicht miſsverſtandnen, Erzählung hingeriſſen; (denn

alle andern Beweiſe würden ohne dieſe vorgefaßte Meinung als ſehr ſchwach erſcheinen) alles aus Aſien her. Die Alten, denen die Tempelſagen einer ganzen, für uns verlornen, Vorwelt offen ſtanden, wiſſen von dieſer Anſicht wenig oder gar nichts, ſondern geben ziemlich allgemein mehrere Gegenden Afrikas, als die älteſten, ihnen näher bekannten, Culturſitze an; und deuten öfters, (außer den ſchon geſagten namentlich in den mythiſchen Amazonen- und Herkules Zügen) auf alte Völker- und Culturwanderungen, die ſich, aus dem Weſten jenes Welttheils, in das einſt mit demſelben zuſammen hängende Europa gezogen hätten. Ein Culturweg, der ſchon an ſich ſo natürlich iſt, daß wir ihn denn doch wenigſtens neben dem aus Aſien herkommenden, nicht ganz unbeachtet laſſen ſollten.

(5) Derſelbe, zwar nicht ſehr kritiſche, aber vielleicht oft zu weit herunter geſetzte Sagenſammler Diodor, erzählt (B. II. Kap. 47.) nach Hecataeus und andern Mythographen, die darin wahrſcheinlicherweiſe ältern Liedern und Tempelſagen gefolgt waren, von einem Zirkelrund hyperboräiſchen Apollstempel, um welchen muſikaliſche Künſte und aſtronomiſche Kenntniſſe blühten, die ſich in einer dem Celtenlande gegenüber liegenden großen Inſel, worin Britannien nicht zu verkennen iſt, befunden haben ſoll. Der gelehrte Paine Knight glaubt in den Ruinen des gigantiſchen, dieſe Figur habenden und im einzelnen aſtronomiſch orientirten Felſentempel Stonehenge, die Trümmer jenes Tempels, und in den, im Norden überhaupt ſo häufigen, uralten, rohen Obelisken, Überreſte des Sonnencultus zu erkennen. In dieſer Sage wird jene Inſel ausdrücklich als von ausgezeichneter Himmelsmilde und zweimal des Jahrs Früchte tragend geſchildert; was ſich um ſo mehr auf einen andern Naturzuſtand zu beziehen ſcheint, da die Alten ſich ſonſt ohnehin übertriebne Begriffe von der Unwirthbarkeit der nördlichen Gegenden zu machen pflegten.

Dieſer letztere Umſtand, mit einer genauern Erwägung und Vergleichung der ſo häufigen Stellen der Alten über das Glück der Hyperboräer überhaupt verbunden, läßt mir dieſes Glück nicht ſowohl, wie gewöhnlich geglaubt wird, als ein erdichtetes, ſondern vielmehr als ein verlornes erſcheinen. Die Atlantis war das frühere verlorne Paradies der Profanwelt, das Hyperboräerland ein ſpäteres, und beide ſind, wie zum Theil ſchon vorhin angedeutet worden iſt, in der Sagengeſchichte, ſo wie vielleicht in der Natur die Cataſtrophen, die dieſen Naturzuſtand veränderten, nicht ohne Verbindung. Phyſiſche Andeutungen eines, in früher Urzeit blühendern Naturzuſtandes im Norden, laſſen ſich in ziemlicher Anzahl nachweiſen, und von einer großen Cataſtrophe, die denſelben betroffen hat, ſind die, unter ſibiriſchem Eiſe noch befleiſcht gefunden wordenen Mammuths, gleichſam noch jetzt, lebende und ſprechende Zeugen. Sogar die Volksſage jener Gegenden ſpricht noch von einem großen Feuerregen, der ſie einſt betroffen haben ſoll. Der klaſſiſchen Sage nach kamen noch in ſpäterer Zeit die Muſen und Orpheus auf nördlichen Wegen nach Griechenland, und die Apollstempel erhielten Geſchenke von hyperboräiſchen Völkern, die ihnen, als Griechenland noch barbariſch genug war, dieſe zu tödten, Geſandte und Sänger zugeſchickt hatten.

(6) Die meiſten alten Schriftſteller ſetzen, in der That, die erſte Entſtehung der Zoroaſtriſchen Religion, worin, wenigſtens in ihrer ſpätern Form, der Sündenfall und andre mit den Moſaiſchen verwandte Lehren vorkommen, in dieſe frühe Zeit; die ſogar bis 6000 Jahre vor den Trojaniſchen Krieg hinaufgerückt wird.

Als eben ſo frühzeitig ſchilderten die Indier, nach Arrian (Indica cap. 9. und Plinius (H. N. B. VI. Cap. 17. den Gefährten Alexanders, den ſogenannten Bacchuszug, der ihnen die erſte Cultur gebracht haben ſoll; daß neuere Forſcher den Indiſchen

Bacchus in dem Feuergott Shiva, der zugleich als zerstörender Kronos erscheint, zu erkennen glauben, ist bekannt. Weitere Untersuchungen dürften den Zeitgott Kronos überhaupt, mit dem Licht- und Sonnengott, denn die Sonne ist ja der irdische Gott der Zeit, der im Abendlande Grannus hieß, identifiziren, und die Verwandtschaft des Bacchus mit beiden, noch tiefer nachweisen als bisher geschehen ist. Weniger beachtet blieb eine höchstwichtige Stelle in Colebrooke's Notiz über die indischen Sprachen, (im VIII. Band der Asiatischen Untersuchungen p. 499 der Londner Quartausgabe) worin versichert wird, daß die Ursprachen, die sich in den Indischen Gebirgen erhalten haben, von dem Samskrit gänzlich verschieden sind. Da nun dieses letztere die Cultur- und Religionssprache jener Gegenden ist; so ist, durch diese einfache, aber folgenreiche Thatsache, von der Colebrook sehr wohl unterrichtet seyn konnte, hinlänglich bewiesen, daß die Indische Cultur nicht, wie so häufig als ausgemacht angenommen wird, einheimisch und die Quelle aller Bildung und Religion war, sondern daß sie, in der That, wie, nach den vorhin erwähnten alten Schriftstellern, die Indier selbst bezeugten, von anderwärts nach Indien gekommen sey. Die nahe Verwandtschaft des Samskrit mit der Zendsprache und manche andre Umstände, dürften auf eine Verbindung dieser Religionswanderung mit der Stiftung der Lichtreligion hindeuten, deren merkwürdige Verknüpfung mit mehrern Hauptlehren unsrer heiligen Bücher in der folgenden Anmerkung noch weiter nachgewiesen werden soll. Ja vielleicht bezeichnen die, sich unter einander so nahe gerückten und schon von den alten Übersetzern so verschiedentlich berechneten Mosaischen Epochen der Weltentstehung, des Sündenfalls und der darauf folgenden Strafen und Wanderungen, zum Theil, nur die Zeit einer oder mehrerer großen Catastrophen, und jener neuen moralischen Weltschöpfung und Culturwanderung. Vorher hätte die Cultur

in einer verlornen, als paradieſiſch gedachten, Urwelt geblüht, zu der, wie gezeigt worden iſt, nach den Sagen der Profanwelt, auch der Weſten wenigſtens mit gehörte.

(7) Dieſe, zum Theil, weil ſie auf eine unſern Anſichten fremde Weiſe ausgedrückt iſt, zu wenig beachtete, uns von Herodot (B. II. Kap. 142.) erhaltene Sage, gewinnt, durch ihre Zuſammenſtellung mit der allgemeinen Anſicht der Vorwelt von vier Weltaltern, den nichts weniger als unvernünftigen Sinn, von mehrern großen Naturcataſtrophen, wodurch dieſe verſchiednen Zeitalter veranlaßt, die wiederhohlte Entartung der Menſchheit beſtraft und die Cultur zu Wanderungen gezwungen wurde, die nach und nach jede Gegend der Erde zu dem groſſen Gemeingut der Bildung das ihrige beizutragen veranlaßten, und nur die Unwürdigen in Wildheit zurückließen oder zurückwarfen.

Daß die Ägypter dieſe Cataſtrophen einem ſo ganz verſchiedenen Laufe der Sonne, oder, wie wir ſagen würden, der Erde, zuſchrieben und hinzu ſetzten, daß ihr Land nichts davon gelitten habe, iſt wohl beides ſehr übertrieben; aber demohngeachtet könnte dieſes alte Volk über die Urſachen und die Folgen ſolcher welthiſtoriſcher Vorfälle einige uns ſonſt unbekannte Nachrichten gerettet und uns aufbewahrt haben.

Sehr merkwürdig ſcheint mir die Zuſammenſtellung der uns von Herodotus in derſelben Stelle mitgetheilten Ägyptiſchen Chronologie, die von 11340, ſeit dem erſten menſchlichen König bis auf den König Sethon verfloſſenen, Jahren, während welchen jene Cataſtrophen vorgefallen ſeyn ſollen, ſprach, mit den Zoroaſtriſchen, vielleicht auf einige dieſer Naturepochen gegründeten Berechnung, von einem, in vier groſſe Religionsperioden eingetheilten, Zeitraume von 12000 Jahren, nach welchem dem Menſchengeſchlechte ein beſſerer Zuſtand reifen ſoll. Da, wenn wir jene

Chronologie, nach den ganz gewöhnlichen Angaben der Zeit, worin Sethon lebte, bis auf die Geburt Christi fortsetzen, zu welcher, nach unsern heiligen Schriften, gerade die Magier, das heißt, die Schüler der Zoroastrischen Religion, in der unter andern auch der Glaube an einen Mittler ausdrücklich enthalten war, und in der, nach Plinius (H. N. B. XXX. Kap. 1.) schon Moses, Jahrtausende nach ihrer Gründung, als Stifter einer neuen Gestalt derselben aufgetreten wäre, vom Wundersterne geleitet, aus der Ferne herbeizogen; bis auf eine unbedeutende Überzahl, von etwa 30 Jahren, welche diese ungefähre Berechnung noch genauer mit dem Antritte des Lehramts Christi in Verbindung setzt, gerade diese 11000 Jahre herauskommen.

Freilich gibt Herodot seine Berechnung nur als eine Auflösung der Angabe nach Menschenaltern in Jahren an, doch scheint auch diese Auflösung, nach der bestimmten Art, wie er sich darüber ausdrückt, selbst wiederum auf Ägyptischen, oder den Griechen mit den Ägyptern gemeinschaftlichen Grundsätzen zu beruhen. Sonst wäre freilich die Genauigkeit der Übereinstimmung ein bloßes Ungefähr, die Zusammenstellung selbst aber darum noch nicht zu verwerfen.

Nach dieser, hier freilich in aller Kürze und mit Weglassung mancher Umstände, die sie noch interessanter machen würden, angedeutenden Ansicht aber, wäre die, so lang und so allgemein vorhergesagte und erwartete, ja schon in der frühen Urzeit der jugendlichen Erde, von der Vorsehung, durch gewaltsamer strafende und bessernde Naturbegebenheiten vorbereitete, Erscheinung eines, die reifere Menschheit sanfter belehrenden Messias, eine noch weit größere, und in dem Glauben mehrerer Völker begründete, Epoche der Weltgeschichte, als nach allen bisherigen Darstellungen.

J. G. Schweighäuser.

Hymenäen.

Seht ihr gleich dem Meteore
Dort den Glanz am Himmels-Zelt,
Wo die jüngste schönste Hore
Niederschwebet zu der Welt,
Wo des Morgens früh Aurore
Lieblicher den Tag erhellt,
Und wie in der Vorzeit Träumen,
Blumen rings die Gegend säumen?

Hymen ist's! der Fackel Funken
Glänzen durch des Himmels Blau,
Seinem sanften Aug' entsunken
Ist der Freuden-Thränen Thau,
Und in süßer Wehmuth trunken
Weh'n die Lüfte mild und lau;
Bei des Gottes Niedersteigen
Rings umher ein heil'ges Schweigen.

Denn das Herz, so weich, so bange,
Fühlt des Gottes Nahesein,

Nur mit Thränen auf der Wange,
Kann es dieſe Stunden weih'n,
Solchem unnennbaren Drange,
Kann kein Mund die Worte leih'n,
Und mit wolluſtvollen Schmerzen
Neigen Herzen ſich an Herzen.

Aber plötzlich ringen Laute
Hohen Glück's ſich von der Bruſt,
Denn der Menſch, der Gott vertraute
Wird ſich Götterkraft bewußt,
Muthig ſchwimmt der Argonaute
Auf dem Wogen-Meer der Luſt,
Denn ſein Ziel mit ſtolzem Beben
Sieht er näher, näher ſchweben.

Ach! wer möcht' es nicht erringen,
Nicht mit ſeinem Arm umfah'n!
Sollt' er auch durch Wüſten dringen
Brechen ſich durch Felſen Bahn,
Über Alpen weg ſich ſchwingen
Schwimmen durch den Ocean,
Und mit Orpheus Zauberweiſen
Es der Hölle ſelbſt entreiſſen.

Ach! wer möchte nicht ſich fühlen,
Doppelt frei im engſten Bund,
Seiner Wünſche Flammen kühlen
Auf der Liebe Roſen-Mund!
Daß von himmliſchen Gefühlen
Ihm das Höchſte werde kund,
Und wornach er kühn gerungen,
Er nun halte feſt umſchlungen.

Ach! wer möchte nicht umfangen
Die Geliebte feſt und heiß,
Nicht an ihrem Halſe hangen
Wie am Gatten-Stamm das Reis,
Daß dem heiligſten Verlangen
Werde nun der ſchönſte Preis,
Daß der Keim der frohſten Tage,
Hoch hinauf den Wipfel trage.

Hymen iſt's, er ſenkt ſich nieder,
Auf die Erde ſchwebt er nun,
Glückliche! die im Gefieder
Seines ſanften Fittigs ruhn;
Nicht vermögen es die Lieder
Euer Glück Euch kund zu thun,

Nimmer ſchmücken ſchwache Worte,
Des Triumph-Zugs Himmels-Pforte.

Und er ſchwebt in unſ're Kreiſe,
Und er hält den Kranz der Braut,
Und das Sehnen, ſonſt nur leiſe,
Und die Wünſche werden laut,
Die ſonſt thaten ſpröd' und weiſe,
Lispeln zärtlich und vertraut,
Und der Kranz, der Glückbelaubte,
Ruht auf unſrer Freunde Haupt.

Th. Hell.

Der Heilquell. *)

Pallas Athene verweilt' einſt ruhend im ſchattigten Thale,
Dort wo ein heilender Quell ſprudelt von Felſen umringt;

---

*) Mit Beziehung auf Karlsbad in Böhmen.

Schön hier iſt es! So ſprach ſie: Es werden einſt ſpät're Geſchlechter
Heilung trinken am Quell, welcher Hygeia bewacht.
Dann wird mein Geiſt ſie umweh'n und das edle Gefallen an Wiſſen
Und an der Künſte Verein füllen die müßige Zeit.
Alſo die Göttinn, und ſchwieg. — Da führte das waltende Schickſal,
Welches auch Göttern gebeut, Eros, den flüchtigen, her.
Weit umher geflattert, er war es, durch Länder und Meere;
— Denn über Länder und Meer übt er die Herrſchergewalt. —
Darum fühlt' er auch matt die ätheriſchen Flügel, und ſetzte
Auszuruh'n, ſich einmal friedſam ans Ufer des Quells,
Tief aufathmend, als hätt' er der Nutzenbringenden Arbeit
Viel verrichtet, und ernſt ſenkend den ſchelmiſchen Blick;

Neben ſich legt er ſein ſchnelles Geſchoß; die entzündende Fackel
Steckt' er, am Rande des Quells, ſorgſam in ſandigen Grund.
Alſo erblickt' ihn verwundert die hellblauäugigte Pallas,
Sie, die im hohen Olymp einzig nicht Eros bezwang;
Artemis ſelbſt ja beſiegte der kleine Gebieter der Herzen
Als ſie Endymions Reitz ſchaute von mondlicher Höh'.
Pallas nur blieb unverletzt; ſie ſchützte der ſtrahlende Lichtſchild.
Jetzt nun, zum Guten erſah ſchnell ſie die günſtige Zeit;
Und ſo ſprach ſie, die ernſte, zur Weisheit weckende Göttinn:
Seh' ich dich endlich einmal müd', und erreichbar dem Wort?
Kleiner Unheilſtifter! ermüdet das ewige Flattern?
O ſo vernimm ihn, des Worts wahren bedeutenden Sinn!

Ziemt es wohl Göttern, so Frevles zu thun? in der sterblichen Menschen
Wie in der Götter Gemüth, zündend verderbliche Gluth!
Wie viel Thränen entlocktest du schon aus der sittsamen Jungfrau'n
Holden Augen! Mit Schmerz füllend die zärtliche Brust.
Wie oft bleichtest du schon die Wange des edelsten Jünglings,
Trübtest den strahlenden Blick, hemmtest die strebende Kraft!
Und den ambrosischen Schlaf, den erquickenden, raubtest du Beiden.
Ziemt es wohl göttlicher Huld, also an Qual sich zu freu'n?
Darum werde doch weis', und halt' den verderblichen Flug an!
Und die zerstörende Gluth mildre zu segnendem Licht!
Also Athene. Da war es, als horche der Kleine mit Andacht
Auf das ermahnende Wort; duldend vernahm er's und still,

Stützte das Lockenköpfchen, das liebliche, sorglich aufs kleine
Händchen, den schelmischen Blick hob er mit denkendem Ernst
Senkt' ihn dann wieder zur Erd', als sänn' er des Großen Entscheidung.
Auf dann sprang er und rief: Göttinn, du hast mich besiegt!
Ja, viel Unrecht that ich, das fühl' ich, den Göttern und Menschen!
Weil zu gewaltig die Gluth flammte, der Fackel umher,
Darum tauch' ich sie hier in des Quells heilbringende Fluthen!
Daß sich ein wenig hier kühl' ihre zu heftige Gluth.
Sprach's, und tauchte die Fackel, die lodernde schnell in die Fluth ein.
Wehe! verderblich da ward, Pallas dein göttliches Wort!
Denn nicht löschten die Wellen die Gluth; — die Quelle dagegen
Schäumte dampfend, und heiß sprudelt seitdem sie hervor.

Daher kömmt es, daß nun die Kranken so oft
mit der Heilung
Hier am Brunnen zugleich trinken die liebliche
Gluth.

Louise Brachmann.

Der Spielmann und der Teufel.

Es zog ein Spielmann durch das Land
Wohl hin und her,
Und überall er Stätte fand,
Kannt kein Beschwer',
Sang Gott zu Ehr aus voller Brust
Und jedermänniglich zu Lust.

Der Teufel, so seit langer Zeit
Herum vagirt,
Rekruten werbend weit und breit,
Den Spielmann spürt.
„Was singst für Schnack und Narrenthei,
Dein Liedlein los' und locker sey!"

Drauf unſer Spielmann ganz mit Ruh:
„Herr Satanas,
Die Liedlein, ſo ich ſingen thu,
Behagen das!
Halt Er, gehn ſie Ihm nicht zu Sinn,
Die Ohren nach was Anderm hin!“

Zieht ſeine Straße fürbas dann,
Der Teufel mit
Und reizt und lockt den Sängersmann
Auf Tritt und Schritt,
Und will, daß Wort und Melodei,
Juſt ſo, wie er's begehre, ſey!

Dieweil nun Jener feſt verbleibt,
Schließt ihm ſein Ohr,
Und wie er auch ſein Weſen treibt,
Singt nach wie vor:
So wird der Schwarze wild und droht,
Zu gehn mit ihm bis in den Tod!

Und ſpringt als Zwerg ganz unſcheinbar
Auf ſeinen Kopf,
Macht eine Straße ſich im Haar
Bis unter'n Zopf,

Da ſitzt er feſt und gut verſteckt,
Daß er den Spielmann narrt und neckt.

Als dieſer nun das Haar mit Haſt,
Schneid't glatt und klein,
Hängt ſich der unverſchämte Gaſt
An Härlein fein,
Und zerrt und zupft und rupft daran,
Will ſtets ſein Zöpflein wieder ha'n.

Nun wird's dem Sänger doch zu arg
„Solch Macht haſt du,
Daß du mich plageſt bis zum Sarg
Ohn' Raſt und Ruh —
Iſt dein Geſpött mein Lebenslauf?“
Da ſpricht der Teufel: „Häng' dich auf!“

Er thut's; doch aus der Schlinge ſchnell
Zieht er den Kopf,
Und ſieh! da hängt an ſeiner Stell,
Der ſchwarze Tropf.
Der hängt und würgt und ſchindet ſich,
Und grimaſſirt elendiglich.

Und drauf das Glück die Straße kam,
Als holde Maid:

„Wohin, Geſell, wir gehn mitſamm,
Bin dein Geleit.
Wer Böſem widerſteht mit Muth,
Von dem auch Gott nicht laſſen thut.“

C. Loepfer.

An die Liebe.

Muſe, von des Pindus Höhen,
Wo die Dichtung ſinnend ruht,
Laß in meine Seele wehen
Der Begeiſtrung heil'ge Gluth!
Zeig' in hohen Seherträumen
Mir die allmachtvolle Hand,
Die in allen Weltenräumen
Leben ſchuf und Eintracht band.

Tief im Abgrund, leer und grauend,
Rollten Ewigkeiten hin.
Einſam, nur ſich ſelbſt beſchauend,
Wohnte Gott im Urbeginn,

Bis aus ſeinem Glanz und Weſen
Wunderbar die Liebe ging,
Und, zur Schöpferinn erleſen,
Preis und Macht von ihm empfing.

Dann mit Jugendkraft verlaſſen
Hatte ſie den Vater kaum,
Sieh, da regten ſich die Maſſen
In dem leblos finſtern Raum.
Auf die öde Tiefe ſchwebte
Allbefruchtend ſie herab,
Und durch ihren Hauch belebte
Sich das ungeheure Grab.

Zwar in ungemeſſnen Weiten,
Wo das Chaos harrend ſchwieg,
Schlug ſich erſt nach allen Seiten
Roher Kräfte wilder Krieg;
Doch ſobald der Zwiſt geſchlichtet
Durch ihr ſtilles Wirken war,
Stellte, göttlich aufgerichtet,
Schönheit ſich und Ordnung dar.

Denn die Elemente theilten
Ihre ſtrengbegränzte Macht;

Durch des Lichtes Strahl enteilten
Alle Graun der alten Nacht.
Seine stolze Fluth bewegte
Frei und fesſellos das Meer,
Um den schweren Erdkreis legte
Sich die Luft zerfließend her.

In des Himmels tiefſten Fernen
Zündeten ſich Sonnen an,
Und ein Heer von Wandelſternen
Flocht um ſie die Strahlenbahn.
Wie ſich nun in ſichern Weiten
Stät und gleich ihr Lauf erhält,
Bilden Jahre ſich und Zeiten
In dem ganzen All der Welt.

Doch an Werth und Würde höher
Schuf ſie noch ein Geiſterreich,
Ihrem eignen Herzen näher,
Ihrem eignen Weſen gleich,
Wo ſie, ewig, unvergänglich,
Innern Sinnen ſich enthüllt,
Und mit Freuden überſchwenglich
Jeden treuen Dienſt vergilt.

Wo der Wille, frei und kräftig,
Über jeden Zwang ſich hebt,
Wo im eignen Kreis geſchäftig
Der Gedanke lebt und webt,
Mit der Sympathie Gefühle
Leitend die Vernunft ſich paart,
Und zu einem höchſten Ziele
Jede Kraft ſich übt und ſpart.

Aber auch den Ball der Erde
Hat ſie ſich zum Preis erwählt,
Daß der Menſch entſteh' und werde,
Ihren Hauch dem Staub vermählt,
Hat nach einem Götterbilde
Hoch und hehr den Mann erbaut,
Und die irdiſchen Gefilde
Seiner Herrſchaft anvertraut.

Doch, ſich ſelber darzuſtellen,
Schuf ſie freudevoll das Weib,
Und der Schönheit ſanfte Wellen
Floſſen um den zarten Leib.
Ihre Hoheit, ihre Milde,
Ihren reinen Himmelſinn,

Gab sie mit dem eignen Bilde
Der geliebten Tochter hin.

Und dem wonnevollen Gatten
Brachte sie das theure Pfand;
Unter stillen Myrtenschatten
Knüpfte sie das erste Band.
Starke Söhne, zarte Töchter
Füllten bald das neue Haus,
Und es breiten Nachgeschlechter
Sich in allen Zonen aus.

Und noch immer wohnt und waltet
Unter ihren Kindern sie.
Ewig wirkt und unveraltet
Das Gesetz der Harmonie,
Wirkt im zarten Blüthenkeime,
Wie am fernen Sonnenrand;
Denn durch alle Weltenräume
Schlinget sich ihr großes Band.

Sie belebt mit ihrem Hauche
Alle Reiche der Natur.
Rosen glüh'n am Dornenstrauche,
Palmen blüh'n auf sand'ger Flur.

Und durch reger Kräfte weben
Stirbt kein Wurm, kein fallend Laub;
Neue Bildung, neues Leben
Schwingt ſich aus dem Todtenſtaub.

Sie durchdringt die flücht'gen Lüfte,
Und den ſeelenloſen Stein,
Senkt ſich in verfallne Grüfte,
Spielt im hellen Mittagsſchein,
Fließt im Saft der ſtolzen Zeder,
Deren Haupt in Wolken prunkt,
Zirkelt in des Laubs Geäder,
Wie im tiefſten Weltenpunkt.

Sie verknüpft in Eine Kette
Alle Weſen nah und fern,
Wolken mit des Stromes Bette,
Mit dem Teich den Abendſtern,
Und am großen Ätherbogen
Zieh'n in ſtetem Wechſellauf,
Sympathetiſch angezogen,
Sonnen unter, Sonnen auf.

Sie erhält mit weiſem Walten,
Sie beſchirmet, was ſie ſchuf;

Saamen müſſen ſich entfalten,
Früchte reifen ihrem Ruf.
In verkerkernde Geſtade
Bannt ſie das empörte Meer,
Führt das Licht durch Ätherpfade
Ungeſchwächt dem Auge her.

In der Winde leiſem Säuſeln,
Wie im Sturm, der Fichten beugt,
An dem Bach, den Weſte kräuſeln,
Wie am See, der drohend ſteigt,
In des Mondes ſanftem Schimmer,
Auf des Morgens rother Bahn,
Rings und überall und immer
Weht ihr Lebensgeiſt uns an.

Ihrer Muttertreue Spuren
Zeigt die ganze Menſchenwelt,
Sie bebaute wüſte Fluren,
Sie vertheilte Land und Feld,
Legte zu der erſten Hütte
Selbſt des Grundes feſten Stein,
Führte Recht und Volksſitte
Bei den dankbar'n Kindern ein.

Auf die glatte Bahn der Wellen
Setzte sie den ersten Kahn,
Gründete geweihte Schwellen,
Flammte selbst das Opfer an,
Zündete das heil'ge Feuer
An dem gastlichtrauten Herd,
Und erfand die süße Leier,
Die des Lebens Wonne mehrt.

In dem lauten Freudensaale
Schmückt mit Rosen sie das Haar;
Beut des Trostes Labeschaale
Mitleidsvoll dem Dulder dar;
Winkt dem Pilger von der Irre
Auf den sichern Heimathspfad,
Und erscheint im Angstgewirre
Zagenden mit Rath und That.

Aber ihren Eingeweihten
Gibt sie Kraft in Sturm und Noth,
Gleichmuth bei der Flucht der Zeiten.
Freundestreu in Gram und Tod,
Helden stehen auf und fechten
Kühn für Gott und Vaterland,

Und den Kranz des Ruhmes flechten
Enkel noch mit später Hand.

Endlich nimmt dem Lebensſatten
Sie des Staubes Feſſeln ab,
Bettet ſanft im Fliederſchatten,
Pflanzt ein frommes Kreuz aufs Grab,
Bringt aus Nacht zu reiner Helle,
Schenkt der Ruh' erſehntes Glück,
Leitet zu der Lebensquelle
Den entbundnen Geiſt zurück.

Reuffer.

Minnelied.

Nachtigall, ich neide nicht
Deine Zaubertöne;
Durch ein herzliches Gedicht
Rühr' ich meine Schöne.

Täubchen, ich beneide nicht
Deine raſchen Flüge:
Liebesbriefchen, klein und ſchlicht,
Fliegen zur Genüge.

Schmetterling, ich neide nicht
Dein verbuhltes Wandern:
Was mein Herz zur Einer ſpricht,
Gelte keiner Andern.

Bienen, ich beneide nicht
Eure Honigwaben,
Wenn mich nur im Dämmerlicht
Liebchens Küſſe laben.

Erde, nie beneid' ich dir
Gold und Schmuck und Kronen:
Meine Huldinn will ja mir
Lieb' und Treue lohnen.

Himmel ich beneide nicht
Droben deine Wonnen:
Wenn mein Arm ſie traut umflicht,
Haſt du hier begonnen.

Doch zuſammen wollen wir
Einſt hinüber ſchweben:
Droben laß mich Gott und dir
Ewigliebend leben!

Haug.

Vergebung!

(An Marien.)

Wenn der Himmel zürnend Flammen
Sprühte auf die Erd' herab
Weil ſie irgend einem Böſen
Zufluchtsort und Nahrung gab,

Wenn er losließ ſeine Stürme
Und ſie hüllt' in ſchwarze Nacht
Wenn er viele Thränen weinte,
Donnernd ſie in Furcht gebracht,

Dann — dann lächelt er auch wieder
Sie mit blauem Auge an

Schaut vergebend auf ſie nieder,
Weil er lang nicht zürnen kann.

Du, Geliebte! biſt mein Himmel,
Fürchterlich haſt du und ſchwer
So wie er auf mich gezürnet,
Lächle nun auch ſo wie er! —

J. S. Caſtelli.

Sängers Rückkehr.

Der Sänger zog von Land zu Land
Mit ſeiner Harfe in der Hand
Er ſchiffte auf den Wogen
Wohl weit hinein ins wilde Meer;
Doch fand der Sänger nimmermehr
Ein Liebchen ihm gewogen.

Er ſah der Auen friſches Grün
Inmitten d'rin die Blumen blüh'n,
Er ſah die Sterne blinken
Durch das ſmaragdne Blüthendach

Der Bäume; doch war Sehnsucht wach,
Ihr an die Bruſt zu ſinken.

Er klomm auf ſteiler Felſenbahn
Kühn zu des Aares Horſt hinan,
Er eilte abwärts wieder
Mit neuem Muth ins ſtille Thal,
Und hauchte ſeine Liebesqual
In ſanft erklungne Lieder.

Er ſtand am ſilberklaren Bach
Und ſah dem Wogenſpiele nach,
Und ruft, — dürft' ich euch klagen,
Ihr Wellen, was mein Herz erſeh'nt
Ihr Wellen, wenn ihr Leiden kennt,
Wollt hin zu ihr mich tragen. —

So zog er hin von Land zu Land
Mit ſeiner Harfe in der Hand,
Und ſang und klagte immer:
»Ich finde nirgends Troſt und Ruh« —
Da lispelt ihm ein Engel zu —
»Wohl in der Ferne nimmer.« —

Und er erſchaut im Lichtgewand
Vor ihm der Heimath friedlich Land

Dem Nebelflor entſteigen. —
„Sey mir gegrüſſet, Vaterland,
Das ich ſo herrlich wieder fand,
Dir ſoll mein Lied nicht ſchweigen.“

Drauf zu ihm tritt in Morgenſchein
Wie eine Heil'ge ſtill und rein
In zarten Frühlingsprangen
Die Jungfrau fromm und ſittig hin
Und lohnet ſeinen treuen Sinn,
Sein liebendes Verlangen.

Und frei und froh war ſeine Bruſt,
Die Harfe klang zur Liebesluſt
Mit froh gegriffner Saite.
Was fern geſucht er nah ſich fand,
Und nimmer zog's vom Vaterland
Ihn wie trügend in die Weite.

Ph. Millauer.

Wie Amor ſein Verſprechen gelößt.

Ein kleiner Schalk, ein loſer Dieb,
Doch ach! ſo freundlich, hell und lieb,
Ward neulich eingefangen:
Das Angeſicht aufblüh'nde Ros',
Die goldnen Locken feſſellos,
Ein Thränchen auf den Wangen.

„Jetzt" — Jung und Alt rief es ihm zu —
„Jetzt, ſchlimmer Räuber, büße du
Für manche loſe Streiche,
Das Köpfchen ſenk' demüthiglich,
Dein Thränlein weine ſtill für dich,
Nichts iſt, was uns erweiche!"

„Ihr Herren aus Thüringerland, *)
Mir insgeſammt recht wohl bekannt,

*) Zum Verſtändniß dieſes und der folgenden Verſe wird bemerkt, daß die Dame, der dies Gedicht an ihrem Hochzeittage überreicht wurde, ihrem Gemahle nach Thüringen in die ſogenannte goldne Aue folgte.

Laßt meine Bande fallen!
Die Ketten drücken mich so sehr,
Ich bin schon wund, ja, blickt nur her! —
„Nichts da!“ so hört man's schallen.

Er hebt die Händchen flehend auf,
Er läßt den Thränen freien Lauf:
„Ihr Herren, laßt euch erbitten!
Gebt ihr mich frei, so führ' ich gleich
Die Schönste aus der Schönen Reich
Zum Lohn in eure Mitten.

Die soll als holde junge Frau
Die Königinn der goldnen Au',
Der Schönheit Thron besteigen,
Und herrschend weit als Zauberinn
Der Frauen Mild' und Engelssinn
Verklärt im Bilde zeigen.“

Die Kette sinkt, der Schalk läuft fort —
Und hielt der Kleine wohl sein Wort?
Sieh' da! aus Dresdens Thoren,
Was schwebet in des Morgens Glanz
Geschmücket mit der Myrte Kranz
Von treuer Lieb' erkoren?

Von süßer Bräutlichkeit umwallt,
Der Jungfrau blühende Gestalt
In Freud' und Schmerz getheilet;
Noch an der Elbe sonn'gem Strand,
Noch auf der Heimath Blüthenland
Ihr feuchtes Auge weilet.

Und wer mit leichtem kecken Schritt
Geht ihr ein kleiner Führer mit?
Es ist der lose Knabe.
Der Dresdner ruft: „was willst du mir?
Die schöne Blume laß uns hier,
Nimm andre, andre Gabe!"

Der Kleine dreht sich schalkhaft um:
„Mein guter Mann, sey er nicht dumm!
Wenn sich zwei Seelen lieben,
So folgen sie dem heil'gen Zug,
Das steht schon in Nasonis Buch,
Im Herzen selbst geschrieben."

K. Gehe.

Bibel-Sprüche.

Hört, ihr Fürsten, ihr Männer im Rath und ihr Männer im Volke,
Was die Weisheit in Gott ihren Geweihten vertraut;
Wie es in goldnen Sprüchen die heiligen Blätter bewahren,
Wie es im hehren Psalm David zum Saitenspiel sang,
Wie es sein weiser Sohn und Jesus Sirach gesammelt, —
Wie es im Gottanschau'n göttlich der Heiland gelehrt!

Ruf der Weisheit.

Rufet die Weisheit nicht mit lauter, vernehmlicher Stimme?
Öffentlich stehet sie da, redet zum Volke mit Ernst:

„O ihr Männer, ich ſpreche zu euch, und rufe den Leuten.
Merkt, ihr Einfältigen, auf — nimm es zu Herzen du, Thor!
Höret; denn ich will reden, was fürſtlich, — lehren, was recht iſt;
Wahrheit verkündet mein Mund, Lüge verdammt mein Herz.
Ich bin von Gott, und ſein Wort iſt der Brunnen des ewigen Lebens
Sein Geſetz iſt der Quell alles erdenklichen Heils.
Ehe die Sonnen und Erden durch ihrer Unendlichkeit Räume
Flogen den himmliſchen Tanz, war ich bei Gott und in Gott;
War Werkmeiſter bei ihm und hatte wohl meine Luſt täglich,
Und mein Saitenſpiel klang täglich in Wonne vor ihm, —
Und ich ſpielte ſo täglich auf ſeiner lieblichen Erde,
Und die Menſchheit war meine ergötzlichſte Luſt. —

So gehorchet mir nun, ihr Menschenkinder; vertrauet
Meiner bildenden Zucht; laßt euch belehren von mir.
Weisheit ist mehr, als Gold, und mehr, als der Mensch nur mag wünschen;
Gibt zum Rathe Verstand, Kraft und Gewalt auch zur That;
Gibt auch Ehren und Würden, die köstlichsten Güter in Fülle; —
Alle berathe ich wohl, wandelnd mit ihnen im Licht.
Durch mich herrschen die Fürsten zum Segen der Völker auf Erden,
Setzen die Räthe das Recht, wandeln auf richtiger Bahn.
Die mich suchen, die führ' ich zur hellen Erkenntniß des Höchsten;
Die mich lieben, die liebt so kein Erschaffer wie ich.
Die mich besitzen, die haben das wahre lebendige Leben;
Die mich verfolgen mit Haß, leiden den ewigen Tod.

Was ist Weisheit?

Aller Weisheit Anfang ist Ehrfurcht vor Gott,
dem Allheil'gen,
Dessen Allmachtwort Welten ins Daseyn ge-
ruft.
Weisheit ist klare Erkenntniß des ewigen Sit-
tengesetzes,
Das mit Flammenschrift Gott uns geschrie-
ben ins Herz.
Aber gottinnige Liebe — das ist das Höchste
der Weisheit,
Das ihr köstlichster Schmuck, schöner als Per-
len und Gold.
Strebst du mit Ehrfurcht, Gott zu erkennen
und innig zu lieben,
Und sein heil'ges Gesetz, freudigen Ernst's,
zu verstehn;
O dann schliessen sich dir der Unendlichkeit dun-
kelste Tiefen,
Alle Wunder der Welt, leuchtend im Son-
nenglanz, auf.

Denn Gott ausgestattet mit Weisheit all seine Werke;
Der sie mit Liebe erfaßt, dem macht sie fröhlich das Herz.
O die gottinnige Lieb' ist der wahre, der einzige Gottdienst;
Sie behütet und macht fromm das erweichte Gemüth: —
Sie gibt Freuden und Wonnen und Segen, wenn es Trostes,
Hoffnung und Kindvertraun, wenn es Erbarmung bedarf —
Führt zur vernünftigen Klugheit, bewahrt das Herz vor der Sünde.
Neiget zur Demuth den Sinn, leitet mit Ehren zum Ziel.
Aber dem Thoren — dem bleiben die Schätze der Weisheit verborgen,
Und vor Gottes Gesetz schaudert die sündige Brust.
Suche doch ja beim Volke nicht Ruhm durch geheuchelte Frommheit;
Wirf dich selber nicht auf, daß du nicht fallest in Schmach.

Und Gott offenbare dein tückisches Thun und
dich stürze —
Weil du, Scheinheiliger, ihm frevelnd mit
Falschheit gedient.

Schenkert.

Das Ideal eines Liebchens.

Ein Liebchen wünsch' ich, frei von Grillen,
Von Eitelkeit und Unbestand,
Das mich nur liebt um meinetwillen,
Gern von der Hauptstadt zieht aufs Land,
Sich überzeugen läßt durch Gründe,
Stets wandelt auf der Tugend Bahn,
Jung, reitzend, schuldlos, gleich dem Kinde,
Bescheiden, weise, trotz dem Mann —
Beglückt, wenn ich es finden kann!
Beglückter, wenn ich's niemal finde!

Haug.

Erinnerungen aus Italien. *)

1. Beim Anblicke von Venedig.

Schlägst du mit deinen Wogen,
Altes, zürnendes Meer,
Gegen die herrlichen Ufer her?
Bäumst du dich wüthend
Gegen die wogengetragene Stadt,
Die dir trotzend des Menschen Kraft,
Wie auch dein Sturm entgegengeklafft,
Auf den Rücken gebauet hat? —
Schlage zu, bäume dich zu,
Vom Ufer sieht, vom mächtigen Thurm
Der Bildende hinaus in den Sturm
Mit sichrer Ruh. — —
Aber nein, spotte nicht
Des alten Gottes gigantischer Macht —
Wie Berge thürmt er die Wogen auf,
Und umhüllet sich rings mit schauriger Nacht —

*) Diese Sammlung wird in den folgenden Bänden fortgesetzt.

A. d. R.

Und dort, ach, kämpfet und ſchwanket und ringt,
Daß es die Tiefe nicht zürnend verſchlingt,
Ein Schiff
Um einen vernichtenden Felſenriff,
Voll Angſt gequälter, auf die
Eine liebende Braut,
Ein zärtlicher Vater mit Sehnſucht harrt,
Eine arme, ferne Mutter vertraut,
Auf die ſich im Schooße der Sicherheit
Ein Kreis von Brüdern und Freunden freut —
Spotte des alten Giganten nicht,
Daß nicht herein über ſie
Seine allmächtige Rache bricht! — —
Und ſieh', es trägt die beſänftigte Welle
Die Ringenden nach der erſehnten Stelle,
Und ruhig auf ſeinem Rücken fühlt
Der alte Gott das Schiff und die Stadt;
Und wie der Menſch von des Genius Macht,
Der ihm im innerſten Buſen wacht,
Sich gern bezwungen fühlt und gelenkt,
Trägt er des Menſchen gewaltige Kraft,
Fühlt er ſich gern und mit Luſt beſchränkt:
Er winket dem Sturm
Zurück von der luftigen Bahn,

Und staunet die Fessel des Menschen an. — —
Die Welle wird sanfter —
Durch's spielende Meer,
Königlich segelt das Schiff daher —
Land! Land!
Schallt es entgegen dem herrlichen Strand —
Und ein Freundeskuß oder Hochgefühl
Macht laut jedes Herz, jede Zunge still. —

---

5. Der Marktplatz.

Wohnen hier Götter?
Oder haben hier Götter gebaut
Für ein schwächlicheres Geschlecht?
Ha! Menschen bewohnen den Ort,
Der dir ein Werk der Götter scheint —
Menschen schufen das Werk,
Das du bestimmt für Götter wähnst! — —
Wie schön, wie groß — wie wundervoll!
Mich umweht, mich umwehet
Jener Geister hellrauschender Fittig,
Welche den hehren Gottestempel
Gedacht in Begeisterung
Und in Begeisterung hergestellt! —

Göttliches hier — Menſchenwerk —
Derſelbe Geiſt, der wild und zerſtörend
Fuhr durch Athenä's Götterhallen,
Über die Größe Roma's
Mit der Vernichtung Fackel ſtürzte,
Derſelbe Geiſt, wie dort in ſeiner verwüſtenden,
Hier in ſeiner ſchaffenden Allgewalt
Bis ins Unendliche ſchauerlich groß,
Bildete aus dem leblosen Stein
Hier eine Sprache der Ewigkeit! —
Ewigkeit? —
Auf euch weilt mein Blick,
Trümmer Athens und deiner, Rom. —
Wer euch ſchuf, der zerſtörte euch —
Wer ſchwingt einſt über dich
Seine vernichtende Fackel hin?
Ins unendliche Meer hinaus
Schweift vom Thurm der entzückte Blick;
Die unendliche Zeit
Mißt ſein Hammer mit ernſtem Schlag;
Ein unendlicher Geiſt
Schuf hier und wehet noch —
Wie um dich das Meer,
Wie die Zeit,

Wie der Geiſt, der dich ſchuf,
Sey unendlich auch du, fernen Jahrhunderten
Zier und Luſt und der reinſten Freude
Wie der himmliſchen Andacht Tempel! —

F. G. v. Hermann.

Der Cyperwein.

Was glänzt' im gold'nen Scheine,
Was duftet im Pokal?
Das iſt der Fürſt der Weine
Von Cyprus Wonnethal.
Du Kind der beſſern Sonnen
Cytherens Gaſtgeſchenk,
Wir grüßen dich mit Wonnen
Der alten Zeit gedenk.

Der Zeit als vor Altären
Des Hymnus Jubel klang,
Die Göttinn zu verehren
Die hold dem Schaum entſprang.

Als ſich mit Weltbezwingern
Der Hirtinn weicher Sinn,
Bei Kunſt- und Wahrheitsringern
Gebeugt der Königinn.

Die Myrthenwälder hauchten
An Cyprus Blumenſtrand;
Der Opfer Düfte rauchten
Balſamiſch durch das Land.
Um Venus Tempel ſchlangen
Sich Reih'n im Feiertanz,
Der Dichter Leiern klangen
In ew'ger Feſte Glanz.

Und als die Götter alle
Begabt Cytherens Reich,
Kam beim Crotalenſchalle
Auch Bacchus zart und weich.
Aus ſeinem Thyrſusſtabe,
Dem Boden eingedrückt,
Quoll ſüße Traubengabe
Wie nie ſie ward erblickt.

Da jauchzten die Thyaden
Ihr brauſend Evoë!

Die Spenderinn der Gnaden
Stieg von beſternter Höh',
Im Kreis der Amorinen.
Den Trauben naht ihr Fuß;
Sie küßt ſie, — zündet ihnen
Die Süßigkeit im Kuß.

Und in dem Naß der Reben
Auf Cyprus Höh'n geſchwellt,
Trinkt doppelt Götterleben
Nun die beglückte Welt,
Des Liber reinſtes Feuer,
Den Kuß der Cypria.
Der Zecher fühlt ſich freier
Den hohen Gebern nah.

O Cyprus! Schmuck der Meere,
Dein gold'ner Tempel fiel,
Und deiner Myrrthen Ehre
Ward roher Horden Spiel.
Doch deiner Fürſtinn Sonne
Wärmt Herz und Sinn noch heut;
Noch lodert Götterwonne
Wo ſich dein Nectar beut.

Drum hebet die Pokale.
Ein Tempel ſey das Haus.
Zum frohen Opfermahle
Erhebe ſich der Schmaus.
Verſtrömter Wein er gebe
Den Spendern Dankesgruß,
Lyäen für die Rebe
Cytheren für den Kuß.

Friedrich v. Heyden.

Der Mond.

(In Anakreons Manier.)

So düſter blickt der Vollmond
Vom blauen Himmel nieder.
Er hüllet ſich in Wolken,
Und ſchwimmt im leichten Nebel.
Wer ſagt mir's: warum ziehet
Sich ſeine Stirn in Falten?
Was iſt's? Er trinket Waſſer!
Gewiß, er kennt den Wein nicht;

Er ließe ſonſt die Wolken,
Er ließe ſonſt die Nebel,
Und kränzte ſich mit Weinlaub,
Und tränke ſüßen Nektar:
So würd' er wieder freundlich!

Burdach.

Der Sängerinn Nachtlied.

Die Sterne funkeln am Himmelsdom,
Und ſpiegeln ſich freundlich im Waſſerſtrom,
Sie künden dir wechſelnd ſo Schmerzen als Luſt
Und bringen auch Tröſtung der blutenden Bruſt.

Was klingt ſo leiſe wie Harfenklang,
Was ſäuſelt ſo mild wie Engelgeſang
Nach oben zum deutenden Lebensbild,
Nach oben zum ſtrahlenden Demantgefild.

Das Mädchen, die Harfe in der Hand
Singt aufwärts den Blick zum Sonnenland —
„O wehe, wie iſt's in der Bruſt mir ſo kalt!“
Und greift in die Saiten mit Geiſtergewalt:

„Ihr schimmernden Sterne blinkt heiter herab,
Und ziehet mit Ruhe über mein Grab,
D'raus, wenn es zerfällt, das Leben erglüht,
Aus Staub die Blume der Liebe erblüht.

Wo weilet mein trauter Liebesgesell,
Das Roth seiner Wange erblaßte so schnell,
Er stieß mich von sich — der Vater ruft,
So stöhnt er, und stieg in die finstre Gruft.

Wo weilst du mein holder Lebensgesell? —
Er weilet dein harrend am Liebesquell,
So spricht mir der Vater, und zeigt mir das Zelt,
Das wölbend sich beuget über die Welt. —

Wie Morgenschimmer entglimmt es der Nacht,
Die Sterne erbleichen ob solcher Pracht,
Es sprosset der Liebe Blum' aus dem Grab,
Der Himmel, er neigt sich zu mir herab.“ —

Da reissen die Saiten der Sängerinn,
Und lächelnd wirft sie die Harfe hin,
Zu eilen ins kühlende Brautgemach,
Zu finden der Heimath schirmendes Dach.

Wo treibet sie hin die Liebesgewalt,
Die bleiche sehnende Geistergestalt. —
Sie treibet sie hin, wo von Sonnen umkränzt
Der Liebe heiliger Stern erglänzt.

Ph. Millauer.

Der letzte Kuß.

Markverzehrend glühe nicht an meinen Lippen,
Oder laß in deiner Gluth mich untergeh'n,
Daß verklärt ich mich der Flamm' entwinde,
Daß mir Kühlung Himmelslüfte weh'n.

Sterben und in Todeskälte Leben hauchen,
Kannst du Weib der Liebe höchstes Glück,
In ein Meer von Seligkeit mich tauchen,
Laß mich mit dir sterben, um zu leben, Weib.

Nein — ich darf's nicht — denn des Schicksals finsters Walten
Faßt mit seiner starren Grabeshand mich an,
Nieder — nieder Todes'-ligkeiten.
Traum ist's, was ihr heuchelt — leerer Wahn.

Wogen rauſchen — heulen Trennung aus der Tiefe
Trennung Weib von dir, o daß die wilde Fluth
Frieden bringend tief hinab mich riefe,
Weib mit dir hinab mich in die dunkle Nacht.

Markverzehrend glüh' nicht länger an den Lippen,
Oder gieb des erſten Kuſſes Himmel mir zurück
Schleudre grauſam dann in ſchroffe Klippen
Meines Lebens Nachen zürnend hin:

Laß ſie los die wilden heiſſen Lippen,
Weib den Göttern nur gebühret Hochgenuß,
Laß mich lps es paaren Schmerz und Wonne
Himmel mir und Hölle ſich im letzten Kuß.

Ph. Millauer.

Sappho in Elysium.

Zwei Schatten saßen in der Stille
Beisammen in Elysium,
Im Herzen Klarheit, Lust und Fülle,
Und Götterruh, ihr Eigenthum.
Zwei Palmen schlangen Riesenblätter
Mit weißen Blumen um ihr Haupt
Und in der Nähe gingen Götter
Auch sie, von Kränzen schön umlaubt.

„Wie mochten doch in Hellas Räumen
Als dort mein Leben noch geblüht,"
Sprach Einer: „und von kleinen Träumen
Mein Busen menschlich dort geglüht;
Wie mochten doch des Lebens Zügel
Im lauten Fluge schön und hoch
So wild umschnüren meine Flügel
Daß endlich er zur Erde bog!"

„Zum schönen Land von schönen Horen
Geleitet auf des Lebens Pfad,

Als eben aus des Himmels Thoren
Der erſte Erdenfrühling trat;
Als Hellas ſich mit Liebesarmen
Weit um des Aufgangs Sonne ſchlang
Und Schönheit wieder im Erwarmen
Auf ewig in das Herz ihr drang;“

„Als von den Göttern von den Hohen
Dort oben Mancher Abſchied nahm,
Und dann im Kleide der Heroen
Herab zu meinem Lande kam;
Als Dichtung ihrer Fackel Gluthen
Ausſtreute leuchtend immerdar
Und bald das Schöne mit dem Guten
Der Morgengruß der Menſchen war;“

„Da war in Hellas Jugendſchöne
Ich ſelber meines Landes Bild,
In meiner Hand die Macht der Töne
Mein Herz ein feſter Pallasſchild,
An dem des Lebens Pfeile brachen
Indeß mit leiſem Göttermund
Orakel aus den Tiefen ſprachen
Und ſich in Liedern thaten kund!“

„Das Leben ſelbſt in meinen Händen
Wenn ich entzückt die Saiten ſchlug
Ein Korb voll heil'ger Blumenſpenden
Den ich auf meinem Haupte trug;
Die Götter alle mir gewogen
In Schönheit, Würde, Hold und Macht
Und Liebe! — wie ein Irisbogen
Geſchlungen um der Erde Pracht!“

„Und doch zuletzt im Kranz der Sterne
Der meinen Scheitel hell umgab,
Das Herz — ſich drängend in die Ferne
Und ſchleudernd weit der Sehnſucht Stab;
Im Götterreigen aller Muſen
Das Auge weinend abgewandt
Und in dem hochgeweihten Buſen
Zuletzt nur kleiner Wünſche Brand!“

„Ach! meine trunkne ſtolze Seele
Zog Erdenwärts der Erde Luſt;
Mein Kranz bethaut von Freudenöle
Sank welkend auf die leere Bruſt
Und als die Götter nun verſchwunden
Und des Olympus goldner Schein

Da trat in meine leichten Stunden
Ein Erdgeborner kalt herein.“

„Und ich! in aller Gaben Glanze
In alles Segens hoher Zier
Die meine Hand mir selbst zum Kranze
Zum Eigenthum gewunden mir;
Ich suchte noch nach anderm Glücke
Als dies die Götter mir verliehn
Und wollt' in Einem Feuerblicke
Auch eigen Ihn ans Herz mir ziehn;“

„Das Auge, das mit Göttern spielte
Das Herz, das in der Freiheit Macht
In allen Saiten rauscht' und wühlte
Bis es das Höchste hargebracht,
Das sollte nicht auch das erringen
Das Glück nach meiner freien Wahl? —
Mein starker Arm nicht auch ihn zwingen,
Der Liebe freien Götterstrahl!“

„Zerrißen schon im tiefen Herzen
Als sich der Zweifel ein nur fand
Wie trafen erst die wilden Schmerzen
Als vor mir nun die Wahrheit stand,

Der Jüngling, dem mit warmen Händen
Ich bot zum Eigenthum mein Recht
Thät ſich zu einer Sklavinn wenden
Von Sappho, Phaon ſich, der Knecht;"

„Da ging mir auf das Menſchenleben,
Der wilde trübe Kampf und Streit;
Der dunkeln Zwietracht hingegeben
Das Glück und alle Würdigkeit;
Und nicht mehr konnt' ich das ertragen,
Ich, aller Kämpfe Siegerinn,
Und aus des Lebens heißen Tagen
Ging ich ins Land der Schatten hin."

"Wir lächeln hier der kleinen Thränen,
Wenn dort die ſchöne frohe Welt
Ein trüber Wunſch, ein leichtes Wähnen
Mit allen Göttern uns entſtellt;
Und dann als hätten dunkle Mächte
Sie nur verhüllt das Himmelslicht
Die Hand durch ihre eignen Nächte,
Mit kindiſch wildem Zorne bricht."

So ſprach in leiſer Töne Klange
Der Schatten in der Palmen Huth

Indeß des Andern Auge lange
Auf jeden Wort der Lippen ruht,
Der wußt' in seinem stillen Reiche
Von Sapphos Lust und Leiden schon
Es war der frohe Göttergleiche
Der herrliche Anacreon.

Der wider sprach: „das Erdenleben,
Das mich mit Lauben nur umgab,
Nur Blumen wand und süße Reben
Um meinen leichten Wanderstab;
Das hatte dich mit seinen Schlingen
Umschnürt zuletzt so wunderbar!
Doch, als die Augen untergingen,
Da ward das Herz dir wieder klar.

Fr. Kuhn.

Devise

zu meiner Gabe am Silvester-Abende 1800 im Lieder-Kreise.

1.

In finstrer Gruft von Geistern fest gebunden
Wo Berg' und Felsen auf die Brust ihm drücken,
Und Sonnenlicht die Augen nie erblicken,
Da liegt ein Kind der ersten Schöpfungsstunden;
Noch hat es nicht den Weg herauf gefunden,
Doch fühlen wir schon seine Pulse zücken,
Dem Norden zu die Brüdergeister rücken,
Und leise deuten nach dem Bruder unten;
Da reißt er mit den Armen auf die Erde,
Und springt empor in seiner Rüstung Klange,
Ein junger Halbgott zu den Sonnentagen;
Und er besteigt des Lebens goldnen Wagen
Und lenket ihn mit sicherer Geberde
Und Himmelsfarben spielen um die Wange;

2.

Und ſicher iſt die Arbeit ſeiner Hände,
Ob er die Garben ſpielend um ſich breitet;
Und Eichen ſpaltet, in die Felſen ſchneidet,
Und wieder fügt zum ſchönen Bau der Wände;
Ob er zum Trotz der ſchwächern Elemente
Durch Feuersgluth und durch die Wellen ſchreitet,
Im Blachfeld wild mit ſammt den Helden ſtreitet,
Und glorreich aushält bis zum Sieg am Ende;
Er wanket nicht in ſeiner Arbeit Proben
Und freudig hält, und ſpielend, der Heroe
Und ruhig noch bei wildem Sturmestoben,
Weit in die Wolken ſeines Armes Stärke
Und faßt die Blitze, faßt die wilde Lohe
Und wendet ſanft ſie von der Menſchen Werke.

3.

Denn er umfaßt mit Liebe die Geſchlechte
Der Menſchen, Er, ihr Bruder, die Genoſſen
In Licht und Luſt bis zu der Dunkeln Sproßen
Der Leiter abwärts in das Reich der Nächte;
Er ſtärket ſie, er ſtützt die matte Rechte,

Wenn faſt der Wein der Kraft iſt ausgegoſſen,
Und haben ſie ihr Innres aufgeſchloſſen,
So zieht er ein, als ob er Hülfe brächte;
Und es durchſtrömt der Menſchenpulſe Klopfen
Und ſeiner Bruſt demantenes Gewebe
Ein Äther nur wie frohe Zwillingsbrüder.
Und in der Fülle ſeiner Rieſenglieder
Gießt er, daß ſeine Kraft in uns auch lebe,
In uns des eignen Herzens Äthertropfen.

4.

So blutet er, dem Pelikan zu gleichen
In uns und um uns aus ſein ſtarkes Leben,
Und wie einmüthig war mit uns ſein Streben,
Erſt ähnlich auch der Löſung ſanftes Zeichen;
Wie Wärm' und Licht, weit aus der Sonnenreichen
Erſt freundlich uns mit ihrem Strahl umgeben
Denn feſter uns umſtricken und umweben,
Und ab nicht laſſen und nicht von uns weichen;
Als bis der Strahl, den wir einſt eingeſogen
Und der als Leben ſpielt im Sonnenkreiſe
Zum Urkorn wiederum iſt aufgeflogen

So zehren auch die goldnen Wellen leiſe
An deiner Bruſt, bis die zerfällt und
ſchwindet
Und nun der Funke die Atomen bindet.

Auflöſung.

5.

So weit das Lied! doch nun auch meine
Spende,
Die freilich nicht ſo dichtriſch iſt geſtaltet,
Doch was ſich dort in dunkle Bilder faltet,
Das greifen ganz gemächlich hier die Hände!
Das iſt nun ſo der Segen dieſer Wände,
Daß, was ihr nur erfaßt und leiblich haltet,
Wenn ihr mit Zauberſprüchen geiſtig ſchaltet,
Das alles wird zu Poeſie am Ende.
Drum braucht es wahrlich auch im Kreis der
Dichter,
Dem ich die Eiſenleuchter opfernd weihe
Um die ſich leicht Sonett und Reime weben!
Nicht weiter zum Verſtändniß noch der Lichter;
Und leider ſcheint das Eiſen an der Reihe
Des neuen Jahrs Verſtändniß anzugeben.

Fr. Kuhn.

Die Käsemalzeit
oder
der neue Typest.

Monolog.

(Behaglich.)

Gott segne das Limburger Land!
Sein Käse ist doch höchst pikant,
Und speist sich drum recht spärlich —
Mitunter wohl etwas gefährlich —
Wie leicht klebt das Papier ihm an,
Und — ach! wie eng' ist doch die Speisebahn. —

(Aengstlich.)

Mein Gott! — was zwängt so fürchterlich im Schlunde —
Gerechter Himmel! meine letzte Stunde —
Verdammter Appetit — ich armer Mann —
Ach! — nicht — mehr — schlingen — kann —

(Vergnügt.)

Doch ja — es geht — Gott Lob! — jetzt war's hinunter —
Nun, das ist wahr, die Angst thut oftmals Wunder.

(Neugierig.)

Ich muß doch seh'n, was für ein Blatt
Makulatur mich so geängstigt hat. — —

(Spöttisch.)

Gedichte — Hahaha! — die armen Verse-
macher —
Ihr Sing und Sang hat oft ein traurig Loos —
Der Krämerladen ist ihr stärkster Widersacher —
Kaltblütig nimmt er sie in seinen Schoos —
Träf' meine Werke solch ein hartes Loos,
Ich stürbe schier vor Angst und Schrecken —

(Außer sich.)

Mein Gott! — was seh' ich — „Sängers
Liebes-Pracht"
Hab' ich nicht selbst dies hohe Lied gemacht —
Dies also war's — das blieb im Schlund mir
stecken —
So wahr ich bin — bis auf den Titel: ist
das Lied hinab
Ins düstre Magengrab —

(In Verzweiflung.)

Verdammter Vers- und Käsebissen,
Den ich — ich unglückseel'ger Mann

Im beſten Appetit gethan —
Ha! wie entflieh' ich nun dem rächenden Gewiſſen,
Das ewig ſeinen Dolch zu meiner Strafe zuckt,
Wo find' ich nun ein ruhig Sterbekiſſen?
Mein eignes Kind hab' ich verſchluckt.

Richard Roos.

An Viktorien. *)

Als der Tod aus tauſend Feuerſchlünden
Den Tyrannen ſtreng Vergeltung wog,
Und der Freiheit goldnes Glück zu gründen,
Schaar auf Schaar zum heil'gen Kampfe zog,
Als mit Götterkraft ſie zu entzünden,
Die Begeiſtrung jede Bruſt durchflog,
Und des ernſten großen Wurfes harrend
Alles bebt in banger Furcht, erſtarrend! —

---

*) Sie ward' den 18. Oktober 1813 unter dem Donner der Schlacht geboren.

Sieh! da ſchwebt' auf roſigem Gefieder
Freudeſtrahlend, aber hehr und groß
Zu den Deinen ſanft ein Engel nieder,
Legte ſtill der Mutter dich im Schoos,
Und dann ſtieg er lächelnd aufwärts wieder
Segnend deiner fernſten Zukunft Loos;
Was gewonnen ward an jenen Tagen,
Sollt' uns ſtets dein ſchöner Name ſagen.

Und ſo knüpft an jener Tage Feier
Auch die Älternlieb' ein heitres Feſt,
Hebt die Bruſt des Deutſchen ſich nun freier,
Wann Erinn'rung neu erblühen läßt
Jene Zeit, wo ſchnell der trübe Schleier
Banger Furcht ſank mit der Feinde Reſt,
O! dann ſteht in dieſes Hauſes Mitte
Lieb' und Sieg bekränzt nach ſchöner Sitte.

Kind der Hoffnung, Pfand der ew'gen Liebe,
Himmelsbotinn freundlich uns geſandt,
Daß das Herz dem zugewendet bliebe,
Der der Freiheit Blüthenkranz uns wand.
Nimm die Huldigung der reinſten Triebe
Hier, wo Deutſchland ſeine Retter fand;

Denn ſo lang' die deutſchen Eichen grünen
War dem Volk kein ſolcher Tag erſchienen.

Wachſ' empor, Viktoria gleich der Blume,
Die des Lenzes ſanfter Kuß enthüllt,
Wachſ' empor, und ſtrahl' im Heiligthume
Der Natur der reinſten Anmuth Bild,
Daß in dir, zu deinem ſchönſten Ruhme
Sich der Ältern Hoffnung ganz erfüllt!
Gehe ſiegend nur durch Lieb' und Milde
Durch des Lebens dämmernde Gefilde.

Herzen werden dir entgegen ſchlagen,
Herzen, wie das Deine, ſanft und rein,
Liebe wird dich auf die Höhen tragen,
Wo in einer mildern Sonne Schein
Deines Lebens höchſte Wonnen tagen
Und des Weibes ſchönſter Pflicht dich weih'n.
Denke immer dann, daß deutſche Frauen
Den Geliebten nur im Edlen ſchauen.

K. L. Methuſ. Müller.

Rundgesang.

Wohl ziemt beim frohen Mahle
Sich froher Rundgesang,
Dann tönen die Pokale
Noch schönern, hellern Klang.
Bei süßen Melodieen
Fühlt man die Grillen fliehen,
Und Freud' und Wonne ziehen
In unser off'nes Herz.

Wir sind ein fröhlich Völkchen
Im köstlichen Verein,
Der Sorgen trübes Wölkchen
Verscheuchen wir durch Wein.
Nach raschen, muntern Tänzen
Läßt man sich fein credenzen,
Und reine Himmel glänzen
Im Nachbar-Auge uns.

Da geh'n uns helle Sterne
In heitern Blicken auf,

Und nicht aus weiter Ferne
Verfolgen wir den Lauf:
Denn ohne Tubus blicket,
Dem Sterne nah' gerücket,
Der himmliſch ihn entzücket,
Ein Jeder froh ihn an.

Von unſerm Plätzchen treibet
Uns keine fremde Macht,
Wo Jeder ſitzt, da bleibet
Er gern bis in die Nacht,
Um ſich zu arrondiren
Läßt man ſich bloß verführen,
Das Händchen zu berühren
Der ſchönen Nachbarſchaft.

Wir führen zwar auch Kriege,
Zu zeigen unſern Muth,
Doch koſten unſre Siege
Uns nichts — als Rebenblut;
Und ſchießt auch aus dem Becher
Der Bube mit dem Köcher
Nicht ſelten auf die Zecher,
So iſt der Schmerz doch ſüß.

Hier iſt das goldne Alter,
Hier ſtrömt der gute Wein,
Ein kärglicher Verwalter
Braucht keiner hier zu ſeyn;
Hier in der Freunde Mitte
Gilt es nur frohe Sitte,
Doch mit der ſechſten Bitte
Da hapert's dann und wann.

Laßt alle Götter leben,
Den Liederfreund Apoll,
Den braven Gott der Reben,
Und Venus wonnevoll!
Hier mag nur Momus ſchalten
Bis zu Aurorens Walten,
Und ſtatt der Sanduhr halten
Die Zeit — ein Becherglas.

Es lebe Freundſchaft, Liebe,
Und Freude dreimal hoch!
Wenn uns auch nichts mehr bliebe
Bleibt uns nur dieſes noch.

Die Becher angestoßen!
Heil allem Schönen, Großen!
Heil allen Freudenrosen!
Heil jedem unter uns!

Th. Heil.

Wehmuth im Lenze.

Der Frühling lebt in allen Zweigen,
In allen Gräsern sprießt der May,
Und tausend Blumenknospen zeigen
Wie nah der Wonnenkönig sey.
Bald wird er aus den Wolken schweben
Hernieder ganz auf Wald und Flur,
Vom Diadem die Stirn umgeben
Aus jungen Rosenknospen nur.

Die Blumen werden sich erschließen,
Ein Balsamstrom wird ziehn durchs Thal,
Wenn des azurnen Mantels Fließen
Er brämt mit siebenfarb'gem Strahl.

Die bunten Vögel in den Äſten
Sie ſehen ihn von ferne ſchon,
Und ſingen aus erneuten Neſten
Um des Gebieters Eichenthron.

Auch du ſollſt ihm entgegenſingen
Vom Lied einſt überfüllte Bruſt.
Das Lied erwacht, es regt die Schwingen,
Jedoch was hindert ſeine Luſt? —
Die Knabenzeit iſt ganz zerronnen,
Das Herz, vom ſtärkern Trieb geſchwellt,
Will ſich im höhern Lichte ſonnen,
Am Strahlenquell der ganzen Welt.

Kannſt du mirs holder Lenz verkünden,
Vertraut mit dem was ich gewähnt,
Wo ſoll ich wohl das Heil'ge finden
Nach dem der kühne Wunſch ſich ſehnt?
Die Schule nahm den heißen Knaben
Auf ihren mütterlichen Schooß,
Doch, ohne je das Herz zu laben,
Zog den Verſtand ſie froſtig groß.

Vom Kranz umblüht die weichen Locken,
Naht er dem Heiligthum der Kunſt.

Die Muſe winkt', — er, ſüß erſchrocken,
Empfand in ſich der Göttinn Gunſt;
Und, mit der Leier in den Händen,
Naht er dem Altär der Natur;
Sein Lied erſcholl, von Bergeswänden
Floß Zauberleben auf die Flur.

O göttlich Glück der Weiheſtunden!
Das Weltall ward ſein Vaterhaus.
Aus Sternen war ſein Kranz gewunden,
Von Edens Blüthen ſchwoll ſein Strauß.
Er ſah die großen Zeiten wieder,
Die Helden hoch' im Waffenſtrahl.
Ein Cherub, hehr im Glanzgefieder,
Ward der Geſpiele ſeiner Wahl.

Aus Baum und Blumen hauchten Stimmen,
Das Bächlein ſprach manch ſüßes Wort,
Der Milchbahn nebelhaftes Glimmen
Ward ihm ein ſüß vertrauter Port.
— Welch' holder Traum! — daß nur im Traume
Der Tempel ſeinem Dienſt ſich hob.
Die Welle ſtieg mit gold'nem Schaume,
Die Welle ſank, der Schaum verſtob.

O neig' dich Königinn der Himmel,
O neige Wahrheit dich vom Thron!
Führ' aus der Menge Staubgewimmel
Auf Sonnenhöhn den Erdensohn;
Und zeig' ihm deines Reichs Gefilde,
Doch nicht im Licht vor dem ihm bangt,
In einem klaren Kunstgebilde,
Nach welchem heiß sein Herz verlangt.

Mach' nicht sein Anschaun leer vom Spiele;
In seine Spiele ström' das Licht;
Raub nie dem Wissen die Gefühle,
Der Einsicht nimm den Liebreiz nicht.
So führ' ihn hin zu Isis Hallen;
Er tritt entzückt ins Heiligthum.
Mag auch die Sphinx in Räthseln schallen,
Wird sie zu lösen nur sein Ruhm.

Laß ihn mit frommen Pilgerschaaren
Hinaus zum Gnadenbilde ziehn.
Die Wunder wird er gern erfahren,
Gern vor der Hochgeweihten knien,
Doch laß das gold'ne Band ihn sehen,
An dem, — geheimnißvoll gewebt, —

Die Hand, aus der die Sphären gehen,
Zum Himmel auf den Erdball hebt.

Es iſt umſonſt! — die Nachtigallen
Sie ziehn herbei im Heroldsſtaat,
Es kündiget ihr jubelnd Schallen,
Daß nun der Fürſt der Freude naht.
Er kommt! er kommt! — ſein Füllhorn ſchüttet,
Doch wenig Blumen ſind nur mein.
Er girret: — „was dein Sehnen bittet,
Kann nicht gewährt auf Erden ſeyn.“

„Du mußt die Bahn zum Ende ringen,
Dann wird der Staub zum Gott geweiht.
Der junge Seraph hebt die Schwingen
Sieht unter ſich das Meer der Zeit.
Ihm ſcheint der Strahl in ſieben Stimmen,
Die Blüthe haucht ihm Glockenton;
Auf Wolken die den Thron umſchwimmen,
Stehn Weisheit — Kunſt — Religion.“

So nehm ich denn die Leier wieder,
Springt Saiten nicht im Jubelklang.
Dir nach im Feierſchritt der Lieder,
O Blüthenheld den Siegergang.

Neu will ich denn zum Kinde werden.
Natur nimm mich an deine Bruſt.
Die Kunſt erhebt; — dieß Kleid aus Erden
Weht in dem Hauch der Himmelsluſt.

Friedrich v. Heyden.

Des Dichters Würde.

Der Demant, der den Ring der Erde malt,
Der Geiſt, der tauſend andre Welten ſchaut,
Die Sonne, die auf tauſend Sonnen ſtrahlt,
Die Erde liebt, als ihres Himmels Braut:
Das iſt der Dichter mit der höhern Welt,
Die in ihm lebt, ihn über alles hält.

Der Mund, durch den Nichtleben Leben haucht,
Groß malet jedes Große der Natur,
Das Dankesopfer, das zum Himmel raucht,
Das iſt das hohe Lied des Dichters nur.
Wo Erd' und Himmel faſſet der Gedanke,
Da ſtärkt der Geiſt, daß nicht der Glaube wanke.

Und wie er über alle Sphären fliegt,
Begeistert, läßt die Zeit, den Raum zurück,
So stürzt der Wahn, von seinem Licht besiegt,
Dem Gläubigen bringt er des Himmels Glück,
Den Weltgeist zeiget er der Welt im Spiegel,
Und malet in der Menschheit Gottes Siegel.

Ihn hebt, den Freiesten auf dieser Erde,
Die Phantasie rasch über Zeit und Raum,
Ein Götterreich schafft ihr allmächtig: Werde!
Ihn irret nicht des düstern Lebens Traum;
Es ruft des Schicksals Bothe ihn hinaus:
Er schwebt als Sonnengott ins Sonnenhaus.

Es lehret göttlich unter vielen Weisen
Begeisterung auf diesem Pilgerlauf.
Doch tritt als Gott der Götter aus den Kreisen
Der Zauberwelt die ernste Handlung auf.
Es winkt dem Tragiker der größte Tempel,
Zeigt Größe, Kraft er in der Gottheit Stempel.

Drum beuget tief mein Geist sich in den Staub
Vor Shakespears göttergleichem Genius,
So lange der Zerstörung nicht zum Raub

Die Schöpfung wird, ſtrahlt dieſer Genius,
Ein Rieſengeiſt mit einer Sonnenkrone,
Das Weltall durch, auf einem Weltenthrone.

Den Erdball hält erſchütternd ſeine Rechte,
Sein Schöpferruf heißt Könige erſteh'n,
Die Bettler. Vom entſchwundenen Geſchlechte
Haucht er die Größten auf und winkt — zu gehn.
Die Kräfte wirken, wie ſie ſind und waren,
Und ewig alt und ewig neu nach Jahren.

So wie der alte Eros zeugſt du Söhne,
Voll heil'gen Feuers, Liebe, Rieſenkraft,
Sie ſind der Demantſchild für Melpomene,
Daß Hoheitsſinn im Menſchen nicht erſchlafft,
Es wachen Meiſter für das Große, Schöne,
Sie: Leſſing, Göthe, Schiller, Shakespears Söhne.

Vor deſſen Geiſt die großen Meiſter ſchweben,
Der hebt ſich raſch vom Irdiſchen empor.
Iſt unerreichbar ihm auch Jener Leben,
Ihm öffnet dennoch ſich ein Sonnenthor,
Durch das er ſchaut in allerfernſte Räume,
Und nicht als Träumer lebt im Land der Träume.

J. L. Sick.

Rom.

Eine Elegie.

Scilicet et rerum facta est pulcherrima Roma.

Virg.

Sey mir gegrüßt, gegrüßt, du Stadt der Städte,
Du Stadt der Helden, Stadt der Christen, Rom!
So ist es wahr, daß ich dich bald betrete?
Schon blinket mir des Tibers gelber Strom,
Schon seh' ich, was der Vorwelt Hände schufen,
Ob grauen Trümmern Peters stolzen Dom! —
Also auf eines Hügels höchsten Stufen,
Der langen Wallfahrt Ziel vor meinem Blick,
Hofft' ich herniederschreitend auszurufen.
Doch ach, dieß langersehnte hohe Glück,
Ist's meiner Jugend nicht zu Theil geworden,
Auf ewig nun versagt mir's das Geschick.
Zum Süd verlangend sitz' ich hier im Norden
Umstarrt von langen Winters kaltem Eis
In kleiner Hauptstadt an der Ucker Borden.

Wiewohl, aus der Beſchränkung engem Kreis
Entführen oft mich der Begeiſtrung Flügel:
So folg' ich itzt auch innerem Geheiß,
Und ſchauend in der Muſen Zauberſpiegel
Will ich, was Schlegel und was Humbold ſang,
Beſingen auch, die Stadt der ſieben Hügel! —
Woher, woher der Sehnſucht tiefer Drang,
Der nicht bloß einzle, die den Nord bewohnen
Anſpornte zu mühſelig weitem Gang,
Nein in der Vorzeit ganze Nationen
Gen Süden trieb, ein mächtig Menſchenmeer —
Warum, o Cimbern ihr, und ihr Teutonen,
Was flutetet ihr von dem Nordpol her,
Was ſuchtet ihr jenſeits der Schweizer Berge,
Und wieſt den Römern euren troz'gen Speer?
Noch waren die nicht eingeſchrumpfte Zwerge,
Verona zeugt's und Aquä Septiä!
Dort wurde Marius euer aller Scherge.
Was bliebt ihr nicht auf Skandinaviens Schnee
In euren dunklen unterird'ſchen Klüften
Auf eiſgem Panzer eurer Norderſee?

Ha, wurdet ihr gelockt von Welschlands Lüften,
Verlangt' euch nach dem ird'schen Paradies,
Und zogt ihr nach den Pomeranzendüften?
Schon kamt ihr an, schon duftet' es euch süß;
Doch dießmal noch nicht ward es nordsche Beute,
Dieß Land, das Maro's Musenlippe pries,
Dieß schöne Land, das jeder Gott bestreute
Mit seinem segenvollesten Geschenk:
Neptun umarmt' es von dreifacher Seite,
Gott Bacchus spendet reichlich sein Getränk,
Den Öhlbaum gibt Minerva, Ceres Saaten
Und fern von Krieg und störendem Gezänk
Lenkt hier Saturnus stillfriedsel'ge Staaten.
Und Faunus bläst der Liebe süßen Ton.
Noch fehlet Mars! Er kommt und bringet Thaten
Und schenkt der Rhea seinen Zwillingssohn:
Der ruft vom Palatinus ins Gefilde
Und Roma wird — mit ihm der Erde Thron.
Wie paart sich nun des Landes sanfte Milde
Mit eines Heldenvolkes rauher Kraft,

Das lieber nichts handhabt als Speer' und
Schilde!
Wie kämpft es um sein Dasein unerschlafft
Ein Völker-Herkules schon in der Wiege,
Wie sprengt es bald des Ursprungs enge Haft
Erstarkend durch die vaterländ'schen Kriege,
Und als es siegreich Hannibaln bestand,
Wie tragen nun den Adler seine Flüge
Im weiten Kreis bis an der Erde Rand!
Und war gleich Zeus des ganzen Alls Gebieter,
Die Erde war nun in des Römers Hand.
Quiriten, und ihr waret würd'ge Hüter,
So lange Keuschheit, strenge Sitt' und Maß
Der Sklaven zierte, wie der Herrn Gemüther.
Doch als der alten Tugend man vergaß,
Als die Begierde nach Eroberungen,
Als Üppigkeit und Frechheit um sich fraß:
Da sankt ihr von der Höh', die ihr errungen,
Und euer Leichnam war der Seele leer,
Als sich die Feinde bei euch eingedrungen.
Fahr wohl, du Römervolk, du bist nicht mehr,
Doch lebst du ewig, du gewaltig Weten,
Durch Weisheit gleich berühmt wie durch dein

Bist dauernder Gesetze du genesen;
Und noch ist nicht dein hoher Schatten stumm,
So lange wir der Römer Schriften lesen!
Wem wendete sich nicht sein Innres um,
Wer sehnte sich nicht nach dem edlen Boden
Und nach dem hehren Kapitolium,
Wo einst gehaucht so kräft'gen Volkes Odem,
Wo Mannes, Weibes Tugend sich verklärt
In ihren Leben wie in ihren Todten!
So ward denn endlich euer Wunsch gewährt
Ihr Gothen, Sveven, Heruler, Vandalen!
Doch ach, ihr kamt mit wilder Wuth bewehrt,
Ihr mordetet mit blutbegier'gen Stahlen,
Vergrifft euch an der heil'gen Götter Haus,
Schuldlosen Säulen, friedlichen Portalen,
Verwandeltet das Paradies in Graus,
Den römschen Adler, ha, ihr nord'schen Geier,
Den machtet ihr zum frevelvollen Schmaus,
Verwüstetet sein Nest sogar mit Feuer:
Also begingt ihr euer Siegesmahl
Zugleich mit Roma's höll'scher Leichenfeier! —
Doch wie der Phönix bei dem letzten Strahl
Der Flamme, der er sich zum Opfer bringet,
Abstreifet der Vernichtung bange Qual,

Und ſich auf neuem Fittig hoch entſchwinget:
So wuchs auch Rom, obgleich hinauf, hinab
Der Sturm Italien durchzog, verjünget
An Geiſt und Leib hervor aus ſeinem Grab,
Nicht herrſchend mehr mit kriegriſchem Geräthe,
Doch herrſchend bald mit ſeinem Biſchofsſtab,
Mit ſeinem Bann und Segen und Gebete.
Hier nahm der Papſt den hocherhabnen Sitz,
Und wieder wurde Rom die Stadt der Städte.
Hier übte ſich der ſchlauen Prieſter Witz,
Und ſchlug der Völker Geiſt in enge Bande
Nach Kaiſern ſelber ſchleudernd ſeinen Blitz,
Und über weiter noch entlegne Lande
Ausdehnend ſeine herriſche Gewalt
Verfolgend ſelbſt jenſeits dem Grabesrande.
Alſo verwandelt wurde Roms Geſtalt.
Die Herrſchaft blieb, ſo wie des Auslands Streben,
Und feindlich, friedlich ward nach Rom gewallt.
Geadelt ſchien des frommen Chriſten Leben,
Wenn Petrus Stellvertreter er geſchaut
Mit aberglaubigandachtsvollem Beben,
Wenn er ihm ſeiner Sünden Schuld vertraut,
Den heiligen Pantoffel durfte küſſen,

Und Segen ausſprach eines Papſtes Laut.
So wurden Schaaren Pilger hingeriſſen
Gen Rom mit naktem Fuß im härnen Kleid
Von furchtgeſtacheltmahnendem Gewiſſen.
Auf ihrer Wandrung war die Chriſtenheit,
Rom war das Ziel, der Mittelpunkt der Erde,
Wie der Olympus in der alten Zeit.
Doch eine andre nicht ſo ſtille Herde
Zu Fuß und Roß bereit zum Lanzenſtoß
Zog auch des Wegs mit rächender Gebehrde!
Seit Deutſchlands großer Carol zog das Loos
Italia's aus Adelhaidens Händen.
Stritt jeder Kaiſer für Italia's Schoos,
Ließ nicht die angeſtammte Krone ſchänden,
Und, ob getrennt durch manchen Berg und Teich
Sich ſeine holde Roma nicht entwenden.
Zwei Konſuln hatte jetzt Europa's Reich,
Des Leibs war der und der der Seele Meiſter,
Sehr ungleich ſcheinbar, in der That faſt gleich.
Doch Zwang nur knüpft die Körper und die Geiſter:
Drum mußten uneins ſeyn auch ihre Herrn,
Bald wurde der, bald wurde jener dreiſter;
Rom aber war der ſchöne goldne Stern,

Der Eine saß in seiner Strahlen Schimmer,
Der Andre hieß nach ihm, doch weilte fern.
Der alte Kampf erneuerte sich immer,
Oft wiederholte sich der Kriegestanz,
Und Roma häuft' auf alte — neue Trümmer. —
Sieh', da erlosch der Morgensonne Glanz,
Und heller prangte Rom, als Ottomannen
Verfinsterten das herrliche Byzanz,
Die Musen im selbsteigenen Verbannen
Wie Held Äneas einst aus Troja's Gluth
Zum glücklichen Ausonien entrannen.
Gerettet wurde Hellas höchstes Gut,
Wie Götter hieß die Gäste man willkommen,
Die Kirche selbst nahm sie in heil'ge Hut!
Zu griech'schen Heiden wurden jetzt die Frommen,
Und wieder doch mit andersfarb'gem Strahl
War bald die Wissenschaft und Kunst entglommen.
Wie unter der Peloponneser Stahl
Die Phidias erschufen ihre Götter:
So ward Italien jetzt zum Künstlersaal.
Trotz aller innerlichen Kriegeswetter
Gedieh das wundersame Doppelreis.
Ein Heid' und Christ schrieb Dante seine Blätter,

Petrarka ſang der geiſt'gen Liebe Preis;
Aus Marmor hub ſich hier die Kraft und Wonne
Der Griechen, Paphos Königinn und Zeus,
Dort blüht' in Farben Raphaels Madonne
In ihrem Arm den gottgebornen Chriſt,
Des ganzen Abendlandes Licht und Sonne.
Dazwiſchen brauſt im Harmonienzwiſt
Cäcilia's Orgel durch des Domes Hallen,
Die mehr als ſelbſt Apollons Leier iſt. —
War ſolch ein Loos Italien gefallen,
Und rühmte ſich der Kunſt jedweder Gau,
So prangteſt du, o Roma, doch vor allen.
Dir thürmte Michel Angelo den Bau,
Der Zeit und ſeines eignen Geiſtes Stempel,
Den hochaufragenden zum Himmelblau,
Den höchſten einzgen aller Chriſtentempel,
Der kühn ſich mißt mit jeder frühern Kunſt,
Ein nun und ſtets wohl unerreicht Exempel.
O jetzt erneut ſich meiner Seele Brunſt
Den kuppelrundumleuchteten zu ſchauen:
Doch jeder Anſchlag löſt ſich auf in Dunſt.
Glückſelig, weſſen Fuß betritt die Auen,
Wo Mavors und die Muſen einſt gewohnt,
Wo in dem Dom noch wohnt der Andacht Grauen.

Denn noch auf seinen festen Füßen thront
Der hehre kolossalische Sankt Peter,
Ihn hat des Korsen Raubgier selbst verschont.
Er wird begeistern noch viel tausend Beter
Bis er sein Lebensalter hat erfüllt,
Sein Haupt zur Erde sinkt aus hohem Äther.
Wie manches Marmor- oder Farbenbild
Verschmachtet jetzt an fremden Flusses Borden
Entrissen aus heimatlichem Gefild.
Was willst du mit den Fremdlingen, du Norden,
Warum gabst du sie hin, o Mutterhaus,
Er ist nicht reich und du bist arm geworden!
Ihr Völker, gebt sie wiederum heraus,
Schickt sie zurück in ihrer Heimath Gränzen,
Sie starben längst in der Verbannung Graus,
Dort werden sie im neuen Leben glänzen,
Die lang vereinzelte dort einge Schaar,
Dort wo beinah' in jahrelangen Lenzen
Gleich Zeus das Haupt der Meister sie gebar!
Den Fechter schickt ins Land der Weltbezwinger,
Madonna hin, wo Raphael einst war!
Doch hintan sendet eure Musenjünger
Mit ihrem Meißel, ihrem Pinselstift,
Nur dort erstehen sie als wackre Ringer,

Nur dort enträthseln sie die Wunderschrift
Der Bildnerkunst, die sie nur halb errathen,
Auf Roma's Gräbern, Roma's blum'ger Trift.
Mein Wort verhallt, ihr Fürsten und ihr Staaten!
Drum junger Zeuxis, junger Phidias,
Kannst du nur wandern, schone keinen Athem,
Und wärst du arm wie Diogen im Faß,
Dein Vaterland liegt an der Tiber Wogen,
Hinüber bettle dich den Alpenpaß;
Italia ist noch nicht arm! Die Bogen
Der alten Roma wölben sich noch fort;
Und ewiglich bleibt die Natur gewogen.
Dort schau' und ‚lern'! und kehrst du dann zum Nord
So trägst du in dir selber deinen Richter,
So schaffe dann, du bist dein eigner Hort. —
Wohl zeugt Italia auch große Dichter,
Und ewig glänzen Andes Sohn, Virgil
Und Venusinums Schwan als helle Lichter.
Doch überall erklang der Leier Spiel,
Sogar auf Islands eisigen Gestaden,
Nur Thaten brauchts und in der Brust Gefühl.

Drum, käm' er nicht aus ſeines Dörfchens Pfaden,
Die Muſe kann den Dichter doch daheim
In ihrer lautren Hippokrene baden!
Wie aber ſprießet in ihm Keim auf Keim,
Wie blitzen ſeine Augen helle Funken,
Nährt ihn des Auslands ſüßer Honigſeim:
Zumal in deinen Reiz die Seele tunken,
Einſchlürfen deiner Sprache weichen Ton,
Italia, der Gedanke ſchon macht trunken!
Verlorner Wunſch! O zu viel klagt' ich ſchon,
Und klagen ziemet nicht männlichen Zungen,
Am mindeſten Teutonia's heutgem Sohn:
Iſt nicht die Freiheit wiederum errungen
Grünt nicht die Ehre frühlingsjung und friſch,
Hat je ein Dichter höhren Stoff geſungen?
Unvaterländſcher Sehnſucht Gluth, erliſch!
Was willſt du bannen dich nach fremden Reichen,
Bedarf dein Lied ein Pomeranzgebüſch?
Wandl' in das Dickicht deiner deutſchen Eichen!
Rom hat nicht mehr als Einen ſolchen Baum.
Muß Südens Luft dir um die Wange ſtreichen,
Biſt du beſorgt für deinen zarten Pflaum?

O beut dem Sturm des Herbſtes deine Naſe,
Und an des Seees ſchaumbeſprützem Saum.
Dort mit den Winden, mit den Wogen raſe,
Im deutſchen Sang, ſey's auch ein wenig rauh,
Nicht auf italſcher Hirtenflöte blaſe!
Und hüllet tiefer eiſger Schnee die Au
Flieht kommend faſt der ſchräge Strahl der Sonne,
Und kleidet ſich der Tag in Nebelgrau:
Dann ſind' im warmen Zimmer Nordens Wonne
Freund, Buch und reger Phantaſieen Flug
Und Gattinn, theurer dir noch als Madonne!
Dank, Schickſal, o du gabſt mir wohl genug
Doch läßt mir jener Wunſch noch nicht den Frieden,
Und immer fühl' ich neu den alten Zug.
Wie ſich der Fromme, ſelig ſchon hienieden,
Nach oben ſehnt mit wunderbarem Trieb:
So zieht es auch Teuts Sohn zum milden Süden.
O nicht, als wäre mir mein Land nicht lieb —
Weh, wer im fremden Land, auf fernen Meeren,
Nicht ſeiner Heimat treuergeben blieb! —

Verleih' ein Gott mir freundliches Gewähren,
Und wär' ich da und schaute ringsumher
Anstaunend der Natur, der Vorzeit Ehren,
Horazens Tiburwohnung, Bajä's Meer,
Die Engelsburg, den Tempel der Sybille,
Wer weiß, bald würde doch das Herz mir schwer,
Bald ungenügend aller Wunder Fülle;
Statt vorwärts würde rückwärts bald geeilt!
Drum, blinde Sehnsucht, sey doch endlich stille!
Bliebst du auch dort, mein Herz, nur mehr getheilt,
So werde denn von selbstgeschlagner Wunde
Kraft männlicher Ergebung schnell geheilt!
Und, wenn in einer schwachen Abendstunde
Der Fieberwunsch aufs neu in dir erglüht —
Zum Rückfall reizt leicht eine neue Kunde —
Magnetisch dich anzieht der warme Süd,
Wohlan im leichten Traumes Flug entschwebe,
Und singe Trost dir durch dieß Klagelied! —
Leb wohl, o Roma nun, und ewig lebe!

K. L. Kannegießer.

Am Morgen.

Seyd unverzagt!
Der Morgen tagt,
Die Nacht iſt hingeſchwunden;
Im Purpurflor
Steigen empor
Die ſonnenhellen Stunden;
Ein Jubelhall
Tönt überall,
Das Glück — es iſt gefunden!

In blauen Höh'n
Schwirrt ungeſeh'n
Der Lerchenſang nur Freude;
Es funkelt bunt
Der Wieſengrund
In friſchem Thaugeſchmeide;
Es prangt der Hain
In goldnem Schein
Im duft'gen Blüthenkleide.

Im klaren Bach
Iſt froh und wach
Der Fiſche Heer und ſpringet,
Der Morgenwind
Luſtig geſinnt
Schwebt durch den Wald und ſinget,
Aus tiefer Kluft
Schnell in die Luft
Der träge Nebel dringet.

Geſellen! auf
Schwingt euch im Lauf
Dort auf die kühnen Roſſe!
Der ſtolze Aar
In Lüften klar
Fliegt mit, ein Luſtgenoſſe;
So werden wir,
Ein Wunder ſchier —
Lautjauchzende Geſchoſſe!

Da blizt die Fluth! —
Auf! in die Gluth
Der wogenden Kriſtallen! —
O welche Luſt!
Wie kühlt die Bruſt

Die weiche Fluth — es hallen
Die Wellen, und
Aus tiefem Grund
Kosende Kinder wallen!

August Waldheim.

Des alten Gärtners Abschied im Herbst.

Ihr meine Blumen auf grüner Au
Euch labe der Himmel mit seinem Thau,
Der Gärtner ziehet in fernes Land
Kann euch nicht pflegen mit treuer Hand.

Ich hab es redlich mit euch gemeint
War euch so hold, war euch so freund,
Hab manchen Tag, hab manche Nacht
Mit euch, ihr Lieben, zugebracht.

Ward es im Winter zu kalt da drauß,
Ich nahm euch zu mir in's warme Haus

Die Gäste treten beschneit herein,
Mocht jeder wohl gern im Grünen seyn.

Im Frühjahr, mein Hyazinthenfeld,
Ich hatt' es wohl mit Fleiß bestellt,
Weit weithin wehend durch die Luft
Zog allen entgegen der süße Duft.

So mancher Knabe, so manche Braut,
Hat meinen Myrthen ihr Leid vertraut,
Tritt zu euch ein schönes Kind heran,
Sagt ihr, uns zog ein freundlicher Mann.

Ein freundlicher Mann, ein alter Mann,
Der euch nun nicht mehr grüßen kann;
Nicht jeder auf seinen alten Tag
Sich an der Jugend erfreuen mag.

Muß einer früh mit den Rosen dahin,
Dem liegt der Abschied schwer im Sinn;
Der Herbstwind über die Astern weht,
Lebt wohl ihr Kinder! der Vater geht.

Friedrich Förster.

An Lina's Geburtstage.

Wenn heut dem Hochgefühl der Freude
Sich seliger mein Herz erschließt,
Als in der Kindheit Flügelkleide
Es je ein Weihnachtfest begrüßt;
Wenn munt'rer, fröhlicher und freier
Sich jeder meiner Pulse regt,
Als er hiernieden je der Feier
Des schönsten Tags entgegen schlägt;
Ja wenn im Freudenüberfluße,
Mein ganzes Wesen, wie belebt
Von eines Engels Bundeskuße,
Sich heute zu entkörpern strebt;
So ist es wohl des Tages Weihe,
Den uns der Himmel heut beschied,
Werth, daß mit mir sich jeder freue,
Der Lina, mein Entzücken, sieht.

Denn heut, o jubelt ihm ihr Musen!
Heut ist der Tag, da sie entzückt,

An ihrer theuern Mutter Buſen,
Des Lebens goldnes Licht erblickt,
Und zu dem Kranze meiner Freuden
Als zarte Knospe leiſ' entglüht,
Die nun, daß Götter mich beneiden!
Zur Himmelsblume mir erblüht.
Huld, Milde, Sanftmuth, Herzensfrieden,
Und alles Schöne, das Natur
Der ſchönſten Seele je beſchieden,
Bezeichnen ihres Wandels Spur.
Wie mit der Anmuth reinſten Blüthe,
Die hier ein edles Herz entzückt,
Ihr reines kindliches Gemüthe
Der Grazien Hände ſelbſt geſchmückt;
Und wie die Vorſicht ſie erleſen,
Des Guten Vorbild hier zu ſeyn,
So flößt ſie Güte jedem Weſen,
Und Friede jedem Herzen ein.

Beglückt, wen freundlich ihres Mundes
Und ihrer Blicke Gunſt begrüßt;
Ihn hat mit Küſſen ew'gen Bundes
Das Glück zum Günſtling ſich geküßt.
Beglückt, beglückt, wer ihrem theuern

Erles'nen Kreise angehört;
Ihm ward der Sel'gen Fest zu feiern
Im Erdenthale schon gewährt.
Beglückt von allen Menschensöhnen
Den sie zum Liebling sich erkor,
Ihm jauchzt in lauten Wonnetönen
Das Beifalls Lied der Musen Chor. —
Ihr jauchzet mir, dem Hochentzückten,
Und stimmt in meinen Jubel ein!
Mein ist der Preis des Hochbeglückten,
Sie ist auf immer, immer mein!
Drum ist des schönen Tages Weihe
Den uns der Himmel heut beschied,
Werth, daß mit mir sich jeder freue,
Der Lina, mein Entzücken, sieht.

Georg von Gaal.

Die Wohlthat.

Heimlich, bei dämmernder Nacht, und bei schläfernder Weste Gesäusel,
Träufelt der duftige Thau süße Erquickung der Flur.
Perlenden Keimes, so rein, wie Küsse der seligen Geister,
Spiegelt die Wonne der Welt heiter, dem Himmel, sie ab.
Doch nur ein spähendes Auge gewahrt die holde Bescherung;
Denn die Betheileten hält lieblicher Schlummer betäubt;
Daß nicht ahnend der Geberinn Nah'n, noch schauend ihr Antlitz,
Still sie empfangen der Huld willig gebothnes Geschenk,
Und, erwachend dem Lichte des allerhellenden Tages,
Innig, wie Säuglinge, dann ihrer Erquickung sich freu'n. —

Alſo erſcheine dem Sterblichen auch die Spende der Wohlthat,
Sonder Geräuſch und geheim, halt' ich des Namens ſie werth.
Daß ſein Herz, ſich entwindend der Laſt ſchwer haftender Sorgen,
(Ach! nur ſo ſelten gelingts;) ſegne die Gabe der Huld.

Georg von Gaal.

Die Wunder der Dichtung.

Leiſ' entwallen die Düfte der Flur, wie Hauche der Sehnſucht,
Schwingt ſie ein lieblicher Weſt auf in des Äthers Gefild.
Und in Entzückung gelöſt, hinſchmelzend am Buſen des Himmels,
Rieſeln, Erquickung und Heil bringend, zur Flur ſie herab.

Heiterer blüht nun die Blume, es keimt aus Halmen und Knospen
Freudiges Leben, und neu füllt sich mit Düften das All.
Und aus entwölketem Blau neigt heiter die Sonne das Antlitz,
Und es spiegelt der Bach blendend ihr strahlendes Bild.

Thaute der schmachtenden Flur wohl je vom Himmel Erquickung,
Wallte nicht Hauch und Gedüft opfernder Weih' ihm empor?
Und welch Abbild mahlte sich je im Gewoge der Fluthen,
Sähe die Sonne nicht selbst gern sich im Spiegel verklärt? —

O! es leben, es leben die Wunder der seligen Dichtung;
So, wie der Geist sie empfängt, irgend im Raume des Alls.
Edles und Schönes, das Höchste sogar das die sinnende Seele

Über dem Endlichen ahnt, waltet hienieden und dort.
Was im Herzen dir schlägt, im Gemüthe sich spiegelt, von oben
Senkt es, wie Strahlen des Tags, luftig und rein sich herab;
Und wie der Düfte Gebild, wie des Lichts ätherischer Abglanz.
Wechselnden Nahens geheim Himmel und Erde vermählt:
Also die Wunder der Dichtung; was hier mit Entzücken der Sänger
Feiert, es findet im Reich hellerer Tage sich heim.

Georg von Saal.

Sängerjugend.

Wer wallt dort bekränzet im lichten Gewand?
Der Sänger nun kehret ins Vaterland;
Die Welt die hat er durchflogen so weit,
Will wieder sich freun an der Knabenzeit.

Er ſingt in den lieben, den heimiſchen Hain,
Er grüßet des Waſſerfalls farbigen Schein;
Sie kennen ſein Lied noch, ſie geben, — welch Glück! —
Ihm alte, befreundete Antwort zurück.

Ein innig vertrautes balſamiſches Wehn
Scheint an ſeinen Locken vorüber zu gehn.
Ihn dünkt' es, die Gegend von fern und von nah,
Sie juble: „der Flüchtling, er iſt wieder da.“

Nun pocht ihm der Buſen; — er ſingt: „welche Luſt,
Drück ich die Geſpielen an klopfende Bruſt!
Wie werd' ich mit ihnen im Grünen mich freun,
Mit ihnen die Feſte der Jugend erneun.“

Doch als er begrüßt die gefundene Schaar,
Da ſieht er von Kränzen entblößet ihr Haar;
Sie bläh'n ſich in Würden — ſchaun fremd auf ihn hin:
„Wie? — blieb dir der Tand noch der Kindheit im Sinn?“

Der Sänger ſteht in dem heimiſchen Wald,
Und tobt in die Saiten mit Schmerzesgewalt.
„Soll alles was lieb war, verloren mir ſeyn,
Und blieb unter Greiſen ich Jüngling allein?“

Da rauſchet der Wald in den Trauergeſang,
Da duften die Blumen ihm Schimmer und Klang,
Da ſchweben ihm Engel aus roſigen Höh'n,
Wie Strahlen des Morgens helleuchtend und ſchön.

Und eh' er die Klarheit zur Freude gewinnt,
Da fühlt er, daß Feier der Muſa beginnt.
Sein Lied, ein mit Blitzen bewaffneter Aar,
Entzündet die Flamme dem gold'nen Altar.

„Das Glück Ungeweihter in Träumen entfliehts,
Doch ſelig und ewig iſt Jugend des Lieds.
Die ſilberne Locke, — des Alters Geſtalt, —
Wird jung wenn das Grün ſie des Lorbeers umwallt.“

«Hochheilige Musa, dir, süße Natur,
Euch weihen die Flammen des Busens sich nur.
Der Kranz wird zum Sterne, die Hülle zerfällt.
Der Jüngling entschwebet zum Urquell der Welt.

Friedrich von Heyden.

Frühlingserwachen.

Was tönet durch der Lüfte Raum
Wie leiser Flötenhauch?
Bald wieder blüht der Mandelbaum,
Und knospt der Rosenstrauch!

Der Frühling tilgt des Winters Spur,
Wenn haucht sein Odem mild,
Dann lächelt wieder die Natur,
Vergißt der Stürme wild.

Die Quelle wagt sich frisch hervor
Aus dunkler Felsen Schluft,

Und wieder ſtrebt der Blümlein Flor,
Aus winterlicher Gruft.

Wie ſtrahlt ſo mild der Sonne Schein
Ihr ihrem Freudenthau!
Wo mußtet ihr ſo lange ſeyn,
Ihr zarter Schmuck der Au!

Auch ſo, wenn Stürme rauh und wild
Das bange Herz bedrängt
Und Hoffnung wieder ſüß und mild
Die Seele ſanft umfängt.

Dann ſtrebt von neuem Licht hervor,
Was ſcheu die Bruſt gehegt,
Der Freude ſüßer Blüthenflor
Bei Stürmen ſtill gepflegt!

Helmina von Chezy.

Der neueſte Traum. *)

Im friſchen Grün der Frühlingszeit,
Wo neu die Blumen blühen,
Und überall in Lüften weit
Die ſchönſten Wunder ziehen;

Wo alle Vögel in der Luft
Von Luſt und Liebe ſagen,
Und alle Bäume Opferduft
In reinen Schaalen tragen;

Wo Quellen mit dem muntern Fuß
Aus allen Klüften ſpringen

*) Dieſes Gedicht erſchien mit mehrern unſrer hieſigen Freunde unter dem Titel Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für Liebende im Jahr 1809 geſammelt, um die Verbindung der dritten Tochter des edeln Arthur von Nordſtern, Fr. Agnes mit Herrn Kammerherrn von Marſchall im Namen unſers Kreiſes zu feiern, an welchem ſie ſeit mehrern Jahren mit ihrem Herrn Vater und den übrigen Familiengliedern immer Antheil genommen hatte. Der Tag der Verbindung ſelbſt war der erſte Pfingſtfeiertag.

Und uns den immer neuen Gruß
Der dunkeln Mächte bringen;

Und unten Luſt und Liebeston
In allen Thälern waltet,
Und jeder Berg zum Freudenthron
Den Baldachin entfaltet;

Da ſah' ich jüngſt im Mondeslicht
In leiſen Traumes Weben —
Was ſieht, was träumt ein Dichter nicht!
Ein neues Wunder ſchweben.

Wie Schwäne zog's, wie Tauben auch,
Ein Wäglein in den Höhen,
Ein Lilienkelch von Himmelshauch!
So war es anzuſehen.

Die Räder, große Roſen, trug
Der Abendröthe Glühen,
Und rings von Stimmen ſanft ein Zug,
Als thäten mit ſie ziehen;

Von Stimmen zart, die fromm und leis
Von Glück und Segen ſangen,

Und Myrthen um des Wägleins Gleis
Mit reinen Händen ſchwangen.

Im Wäglein vorn ein Götterkind
Mit Bogen, Pfeil und Flügel,
Und in der Hand — wie keiner ſpinnt! —
Von Demantſtein die Zügel;

Und in des Wägleins Kelch und Schoos
Ein Fräulein war gehoben,
Um die ſich, faſt wie Palmen groß,
Die Lilienblätter woben;

Ein Fräulein, das mit Roſenſchein
Die Lilien ſelber malte,
Und wie ein Engel ſüß und rein
Weit durch die Dämm'rung ſtralte;

Ein Paladin zur Seite ſaß
In Ritterſchmuck und Ehre,
Der nur in ihrem Auge las,
Als ob's der Himmel wäre!

Der alles, was auf Erden war,
Von ihr nur wollt' empfangen,

Wenn's erſt in ihrem Auge klar,
Erſt da wär' aufgegangen.

O! Segen dir, du Paladin!
Und Heil der ſüßen Blüthe!
Wie ſelten Gärtner ſie erziehn
In Unſchuld, Reiz und Güte!

O Segen dir und Liebeston
Aus goldnen Harfenſaiten,
Wie ja dich in der Wiege ſchon
Geſang und Schönheit weihten!

Wie ja durch aller Götter Gunſt,
Als kaum dein Herz ſich regte,
Sich himmliſch ſchön der Kranz der Kunſt
Weit um dein Leben legte;

Wie dir wohl jeden Abend nah
Die Wunderblumen blühten,
Wenn Himmelwärts dein Vater ſah
Und ſeine Lippen glühten;

O Segen dir! und Liebesluſt
Die mag dir nie verklingen,

Und immer um die reine Bruſt
Dir reine Perlen ſchlingen!

So ſang's, ich ſelber war's wohl kaum!
Als ich vom Schlaf erwachte,
Und, während ſanft zerfloß der Traum,
Ein goldner Morgen lachte.

Und wieder ſang's und Glocken drein
Und Kirchenlieder klangen,
Und Pfingſten ſoll's auf Erden ſeyn,
Und herrlich wird's begangen!

Fr. Kuhn.

Fürſten-Lob.

Strophe 1.

Erhebt aus ſtrahlender Beglänzung des lichten
Vorhofs
Von goldnen Säulen geſtützt,
In die Gefilde des Äthers ſich das ſonnige Dach
Des vom Lichtgott bewohnten Tempelgewölks

Dann zu der Erde hinrinnt
In Wäldern hier, und im Thal,
In dem Geström', auf der Flur der Viehherden im Gebrüll,
Im Lied Aedons
Hörbar, die Lust und der Frohsinn,
Weil selbstschauend stets Apollon segnend glänzt.

Gegenstrophe 2.

Denn kein umdunkelndes Gestöber vonUngewittern,
Vergleichbar Dienern des Trugs,
Um den Beherrscher sich sammelnd, daß Gewinn sie sah'n,
Wie der Sumpfraben finstre widrige Schaar,
Trübet den heil'gen Aether.
Es brauset stürmend nicht auf
In dem Gewölk ein Orkan, der, Reichthum sich zu ermähn,
Verwüstet Wald samt
Feldflur, die Schiff' an den Strand wirft,
Und sündvolle That, des Lichtes-Quell umwölkt.

Strophe 2.

Mit seinem Strahle die Unredlichen nieder schmettert,
Wie Zeus Titanen erschlug,

In dem erzürnten Sinne, der die Liſt erſchaut,
Der enthüllt ſeh'nde Gott des Lichtes, der ſtets
Göttlicher Kraft begabt bleibt.
Wie hell ſein leuchtender Born
Und im beſtändigem Glanz die Lenzflur des unbegränzt
Beſonnten Himmels
Erblühen läßt, ſo erfreut Er,
Die Erdflur auch, raſtlos Heil ausſpendend ihr.

Gegenſtrophe 2.

Wenn aber dem, der das Geſpann aus dem Quell Caſtilias
Getränkter Roſſe regiert,
Und unermüdeten Laufs den Luftkreis umfährt,
Ihm der wohlthät'gen Sonne ſtetes Geſchenk
Bringend, ein Heros gleicht, der
Die Erdgefilde beſchirmt,
Von dem Altar, und vom Leierſpiel ſchwinge ſich empor
Der Völker Dank ihm.
Heut' aber glänzt noch ein Held ſo
In Deutſchlands Gefild', ein Greis, der aus Götterſtamm.

Strophe 3.

Er ſteht im Wechſel unerſchüttert und feſt, der Vorzeit
Erhabnes Bild, und verehrt
Was vor ihm Väter geglaubet, treu bleibt er Gott,
Wie den Vorahnen, hält vom Throne die Irr-
Führer entfernt, den Abſchaum,
Verderben bringend der Stadt,
Von dem Verändernden weislich wehrt Wechſel er nicht ab,
Gelobten aber
Treu bleibt der Held, und verſchmähet,
Aus Drangſal Gewinn der Unterjochung zieh'n.

Gegenſtrophe 3.

Der Sonne göttlicher Gewalt auch in ſolchem ähnlich,
Daß neurer Irrſall und Sucht
Mit ungetrübetem Blicke von dem Thron er ſcheucht,
Weil der Sinn treu dem Volke bleibet im Drang,
Stetig ein Feind der Unbill.
Und hoffend ſchauet nach ihm
Noch ein dereinſtig Geſchlecht im Nothzwange des Gewalt.

Begeh'nden, Gotthohn
Schamlos verübenden Zeitlaufs,
Den Blindheit noch hindert, daß die Schmach
er sieht.

Strophe 4.

Sein Auge nie von dem verderblichen Hang
getäuschet,
In Delphis Wäldern ersah
Wie der phönikische Gründer vormals die Saat,
Aus des Walddrachen mächt'ger Kiefer geraubt,
Welchen erschlagen Kadmos,
Durch Gegenzwiste vergeh'n,
Wie sie, gepflanzet im Thal, dem Erdboden
sich enthub
In Fehd' erglühend.
Fünf aber blieben vereint steh'n,
Und Thebä die Stadt von Stund' an sproßend ward.

Gegenstrophe 4.

Das Land der Männer mit dem glänzenden
langen Goldhaar
Erliegt gefährlichem Zwist,
Und die Beherrscher vermehren den entkräftenden
Den verderbvollen Kampf im Drachengesäm,
Wähnend zuletzt als Sieger

Im Felde hoch zu erblüh'n,
Wenn unverwirrt ſich der Völkereintracht, die
ihn beglückt,
Sein rein Gemüth weiht.
Drum naht ſich noch einſt ihm fügſam
Mit Weisheit wer fromme Heldenkraft vereint.

Wilhelm von Schütz.

An Euridice *).

Euridice! nicht Wohllaut meiner Lieder,
Der eignen Anmuth liebliche Gewalt
Gab dich, des Lichtes Kind, dem Lichte wieder,
Wo Lebensluſt melodiſch uns umhallt.

Das iſt das heil'ge Loos des Sittigſchönen,
Daß es, nicht ahnend ſeine Siege, ſiegt,

---

*) In einem Kreis von Freunden, deren Jeder es übernommen, einen bekannten Charakter des Alterthums oder des Mittelalters darzuſtellen, ward dieſes Gedicht, deſſen Verfaſſer die Rolle des Orpheus erhalten, nebſt einem Geſchenk in Form einer Lyra, einer Dichterinn überreicht, die im Charakter Euridicens erſchienen.

Laßt uns in ihr die heitre Milde krönen,
Der ſelbſt der Zorn des Cerberus erliegt.

Die Freude liebt zu geben — ſo empfange —
Dem Theuerſten beut man das Theure dar —
Was mir auf jenem dunkeln Schattengange
Melod'ſche Sprache meines Herzens war:

Beglückte Lyra! reiner wirſt du tönen,
Denn, ſelbſt der Unſchuld und der Sitte Bild,
Singt ſie das Lob des Guten und des Schönen.
Wie Pallas klug, wie Aphrodite mild.

A. Wehe.

Morgengruß.

Könnt' ich nur in ſüßen Weiſen
Dir ein Morgenliedchen ſingen,
Wie der Nachtigallen Klänge
Hell aus Myrthenzweigen dringen!

Ach! mit Luſt und Weh durchdringſt du
Geiſt und Herz, geliebte Schöne!

Mit der Charitinnen Lächeln
Schmückſt du zarte Muſentöne.

Und der Himmelsglanz der Augen,
Und der Schönheit Blumenfülle
Stehen vor mir, ja, ich ſchaue
Auch dein Bild in nächt'ger Stille.

Doch in überird'ſcher Anmuth,
Blüht dein klares geiſt'ges Leben
Und die Kraft der höhern Reitze,
So in dir ſich mild verweben.

Geſtern ſah' ich ſo beim Mahle
Dich in holder Nähe ſitzen,
Und vor allen Gäſten ſchienſt du
Mir Begeiſt'rung zuzublitzen.

Amor flog von deinen Augen
Aus, und im Kryſtall der Flaſchen
Regten ſich geſell'ge Geiſter,
So ich eilt' im Flug zu haſchen.

Herzdurchglüh'nde Liebespfeile!
Roſen deiner Purpurlippen!
Zaubervolle Melodieen,
Gleich der Fluth von Aganippen!

Ihr berauſcht mit lieben Bildern
Mich des ſchönerneuten Lebens.
Dir nur, dir nur will ich ſingen; —
Nie ja ſingt das Herz vergebens.

Meſſerſchmid.

An einen klagenden Freund.

Reiß ab die Kette, Mann! Wer was ihn drückt, zertrümmern,
Die Feſſel ſprengen kann, muß handeln und nicht wimmern:
Reiß ab und wirf ins Meer!
Dann, Bruderherz, komm her,
Mit Weib und Kind, und baue dir,
Thür an Thür,
Eine Hütte neben mir.

Wirf hin den bunten Tand, des Ehrenbündels Bürde,
Den Glanz des Syndikats, die Deputirtenwürde:
Schäl' ab mit ſcharfem Schnitt,
Die letzte Faſer mit!

Und bist du blank, und bist du rein,
Mensch allein,
Sollst du mir willkommen seyn.
Doch wie? du starrst mich an? Was spielst du
denn mit Klagen?
Glanz, Ehre, Geld und Gut, ist das so schwer
zu tragen?
Wie wird dir bald so schön
Das Band im Knopfloch steh'n!
Gestehe, Freund, dein Unmuth sey
Ziererei
Und ein wenig Heuchelei.

Karl Lappe.

Dreimal selig.

Nein — so viel Erdenseligkeit
Sah ich, auf Ehre! weit und breit
Im schönen Reich der Liebe nie —
Man küßte sich — nicht eben lau —
Er sprach von seiner sel'gen Frau
Von ihrem sel'gen Herrn sprach sie,
Das gab ein Bildchen, grau in grau,

Und doch voll Seelen-Harmonie —
Kommt nun dazu, im Lauf der Zeit,
Auch noch die eigne Seligkeit,
Dann frag ich: Iſt's nicht ſonnenklar
Es ſey ſolch dreimal ſel'ges Paar
Das herrlichſte Pracht-Exemplar
Von allen Werken, die wir kennen,
In Amors Offizin zu nennen.

Richard Roos.

Gold und Eiſen.

Von

Chr. Kuffner.

Gold.

Fluch dir, böſes Kind der düſtern Nacht,
Das in Flammen luſterglühend lacht,
Das in der Verzweiflung Hand
Trennt des Lebens heil'ges Band,
Von der Rachſucht Arm geſchwungen,
Bruderherzen hat durchdrungen;

Fluch dir, düstres Kind der Nacht,
Das in Gluth zur Lust erwacht!
In freundlichem Schimmer
Erglänze ich immer;
Ich schmücke die strahlenden Gäste
Bei heiliger Feier, beim jubelnden Feste,
Und sterbe nimmer!

Eisen.

Fluch dir, bösen Hochmuths Herr und Knecht!
Augengift lustgierigem Geschlecht!
Schuldlos waffnet' ich den Pflug,
Daß die Erde Nahrung trug,
Bis, von deinem Glanz geblendet,
Habsucht mich zum Mord gesendet.
Fluch dir, Hochmuths falsches Kind,
Hell und weich wie Nattern sind!
Den trügenden Schimmer,
Ich suche ihn nimmer;
Ich wohne bei einfacher Sitte
Im friedlichen Raume der ländlichen Hütte,
Und nütze immer.

Gold.

Mich zu haschen drängst du dich hinab
In der Tiefe dunkles Felsengrab,

Zwingeſt meinen milden Schein,
Daß er diene dir allein,
Waffneſt tauſend freche Hände,
Daß mein Glanz dich ſelbſt verblende;
Mich zu feſſeln ſtürzt hinab
Machtbegier ins Felſengrab. —
Mit freudigem Schimmer
Erglänze ich nimmer,
So Frevel mich anhaucht. Im Dunkel
Des nächtlichen Gräuels entglüht mein Gefunkel
Zu Höllenflimmer.

Eiſen.

Mich hat ſtrafende Gerechtigkeit
Furchtbar ſich zur Rächerinn geweiht.
Schließ' ich treu des Hauſes Raum,
Wiegt den Sichern ſanfter Traum.
Zu mir muß die Kunſt ſich wenden,
Will ſie groß ihr Werk vollenden,
Denn mir weicht des Marmors Macht,
Wenn der Meißel Götter ſchafft.
Im Schooße der Erde,
Am häuslichen Herde,
Erſcheine ich hülfreich dem Fröhner,

Daß leichter die laſtende Arbeit und ſchöner
Das Elend werde.

Gold.

Auf der Erde forſche weit und breit:
Gleichet etwas mir an Herrlichkeit?
Leuchtet Sonn' und Sternenkranz
Freudig nicht in meinem Glanz?
Schmück' ich nicht des Königs Krone,
Herrſchend mit ihm auf dem Throne?
Ja, es prangt in meiner Pracht
Erd' und Himmel, Tag und Nacht,
Fern bleib' ich dem Elend!
Die Freude mir wählend,
Dem Glücke zum Liebling geboren,
So hat mich das Schickſal nur Hohem erkoren,
Mit Stolz beſeelend.

Eiſen.

Ja, an Schmuck und Prunk und eitler Zier
Weich' ich, Bild liebloſen Stolzes, dir!
Aber theileſt du die Luſt
Der mit dir geſchmückten Bruſt?
Will Magnet ſich freundlich zeigen,
Muß ich liebend mich hinneigen;

Selbſtſucht nur mag einſam ſeyn,
Sich bewundert lieblos freu'n.
Und wenn mich auch halten
Feindliche Gewalten,
Ich ſprenge die Bande, muß fliehen
Dahin, wo die Mächte der Liebe mich ziehen,
In Liebe walten.

Gold.

Rein geboren, ächt und makellos,
Siehſt du mich ſchon in der Erde Schoos,
Und mein angeſtammtes Licht,
Es bedarf der Läut'rung nicht.
Unvergänglich iſt mein Reich,
Denn mir ſelber bleib' ich gleich;
Meines Glanzes ew'ge Pracht
Raubt mir keine Erdenmacht.
Dich aber bedecken
Entſtellend die kecken,
Die nagenden Näſſen der Klüfte,
Brandmahlen die feindlich anhauchenden Lüfte
Mit Roſtes Flecken.

Eiſen.

In der Felſenwiege dunklem Schacht
Bin ich unrein ſchlackenvoll erwacht.

Schwarz entſtiegen ſchwarzer Gruft
Seh'n mich ſchaudernd Tag und Luft;
Doch die Eſſe, flammend ſprühend,
Läutert meinen Schmelz erglühend,
Und des Hammers ſchwerer Fall
Adelt mich zu hellem Stahl.
So muß ſich das Eiſen
Selbſtbildend erweiſen;
Gehärtet vom eigenen Schlage,
Erhebt ſich hellleuchtend im leuchtenden
Tage
Zum Stahl das Eiſen.

Gold.

An Gehalt und innerem Gewicht
Weich' ich jedem andern Körper nicht,
Aber die gediegne Laſt
Wird nur ſchwer, nicht rauh gefaßt.
Furchtbar will [illegible] wildem Eiſen
Wilde Kraft [illegible]echt beweiſen,
Doch vom angebornen Thron
Spendet Macht den milden Lohn.
Dem Eiſen muß Eiſen
Sich gräßlich erweiſen,

Es will ſich das Rohe nicht fügen;
Doch weich iſt das Schöne, mag freundlich
ſich ſchmiegen
In ſanften Weiſen.

Eiſen.

Blick' umher, wie rings das Eiſen blitzt!
All' willkommen, denn es nützt und ſchützt.
Hier der Pflug und dort das Schwert,
Beide ſind ſie hoch geehrt.
Ich erſchuf des Meißels Werke,
Des Pallaſtes Rieſenſtärke;
Fried' und Krieg, Gewerb und Kunſt
Fleh'n mich an um meine Gunſt.
Nicht eitel zu ſchmücken,
Durch Schein zu entzücken,
Vergeud' ich mein Wirken hienieden;
Die ehrliche Armuth, den fleißigen Frieden
Helf' ich beglücken.

Gold.

Kron' und Scepter ſtrahlt in meinem Schein,
Des Altares Zierde darf ich ſeyn;
Ew'ge Liebe thu' ich kund;
Mich erwählt der Treue Bund,
Ihn mit lichtem Ring zu ſchmücken.

Frei ſich zeigend allen Blicken;
Golden glänzt beim Hochzeitmahl
Wein und Becher, Gaſt und Saal.
Mein ſtrebendes Weſen,
Kaum ſichtbar geweſen,
Es dehnt ſich vom Körnchen zur weiten
Umfaſſenden Fläche, muß kühn ſich verbreiten.
Zum Sieg erleſen.

Eiſen.

Flach auf Flächen breitet ſich dein Licht,
In die Tiefe aber dringt es nicht.
Schattenbleichem Siechthum ſchafft
Meine Stärke neue Kraft;
In den Menſchen darf ich dringen,
Darf dem Leib Geneſung bringen,
Purpurgluth dem friſchen Blut
Und der Seele Lebensmuth.
Vom nächtlichen Bette
Aus felſiger Kette
Befrei' ich dich, Gold, und mein Spaten
Baut Jedem noch, den ſie zur Erde beſtatten,
Die Schlummerſtätte.

Der ritterliche Minnesänger.

Im Arm ruht mir die goldne Laute,
Zur Seite mir das Eisenschwert,
Und beide grüß' ich als Vertraute,
Und beide sind mir lieb und werth.
Kämpft nicht länger, Gold und Eisen,
Rang und Würde zu beweisen.
Wenn feindselig in dem Leben
Kräfte sich zum Streit erheben,
So vereint der Sänger sie
Liebend in der Menschenbrust
Zu Harmonie
Und Himmelsluft.
Gesang tönt aus der Seele Tiefen,
Gesang ist Blüthengeist des Lebens,
Und nimmer tönet er vergebens.
Milde Kräfte, die noch schliefen,
Er ruft sie ans Tageslicht;
Wilde Kräfte kühnen Strebens
Ordnen sich und hadern nicht,
Wo die Macht des Liedes spricht;
Die Natur gehorchet ihr.

So folgt denn, Gold und Eisen, mir,
Und höret an, wie euch beschieden
Vereinte Kraft hienieden!
Gold schmücke, Eisen schütze
Die Schönheit und den Fürstenthron;
Das hell geschliffne Schwert
Sey nur in edler Hand geehrt,
Das sonnenlichte Gold
Dem Werth nur und der Wahrheit hold!
Dem Frevel biethe Eisen Hohn
Gold nur dem Rechte strengen Lohn.
Der Mühe, dem Bedürfniß sey,
Du hartes Eisen, immer treu!
Gold gewähre freier Kunst
Angesucht die freie Gunst.
Wie Mann und Weib gesellt euch beide,
Wie Macht und Glanz, wie Ernst und Spiel,
Wie Streng' und Milde, Schmerz und Freude
Und erzeugt das Hochgefühl:
Daß der Sieg das Streben krönt,
Lust des Lebens Last verschönt.

VII.

Melilcoma.

Ein
ersisches Gedicht
von
C. J. S. Contessa d. Ä.

Inhalt.

Sitrik, König von Ulster, vom Stamme der Firbolgen aus Lochlin, sinnt auf das Verderben Ruthamirs, Königs von Munster, gegen den sein eifersüchtiger Haß entbrannt ist; denn Morlina, Sitriks Gattinn, hatte Ruthamirn geliebt, ehe sie dem finstern Sitrik ihre Hand zu reichen gezwungen ward. Um sein Vorhaben auszuführen, sendet Sitrik seinen Bruder Torald, Ruthamirn seine Freundschaft und die Hand seiner Schwester Melilcoma anzubieten. Morlina erfährt den Anschlag, und beschließt Ruthamirn vor der Gefahr zu warnen. Torald erkennt sie in ihrer Verkleidung und eilt zu Sitrik, der Ruthamirn angreift, Morlina tödtet und alle seine Begleiter durch Übermacht erlegt. Ruthamir wird gefangen und in Fesseln geschlagen. Melilcoma, die den edlen Fürsten heimlich liebt, verlangt seine Befreiung, die ihr Sitrik abschlägt, und Ruthamirn vor ihren Augen ermordet. Sie stirbt in Verzweiflung, nachdem sie die Rache des Geistes von Loda beschworen.

Die Handlung ist spätzeitiger, als Ossians Gesänge.

In des Barden Seele klingen
Thaten längſt entfloh'ner Tage;
Lieblich hallt der Vorzeit Sage,
Süße Wehmuth auf den Schwingen.
Was erlag der Zeiten Grimme,
Läßet neu die Harf' erſtehen,
Lebend in des Liedes Stimme.

Welche holde Töne ſäuſeln
Um des alten Barden Ohr?
Leiſe wie des Windes Kräuſeln
Überm See im leichten Rohr.
Iſt's der Elfen luftger Chor? —
Ach, es iſt Morlinas Klage,
Die des Lebens Glück verlor! — —

„Warum entflieht ihr der gequälten Bruſt,
Ihr Seufzer, die ihr mir das Herz zerreißt?

Verwehet leis' in linde Luft
Und ach verrathet nicht dem Lauscher mei-
nen Schmerz! —
Was that ich dir, o Vater, daß du mir
Den Jüngling raubtest, den allein
Morlinas Seele liebt?!
Ach, seine stolzen Königshallen haben
Nichts edler's als ihn selbst!
Die Würde thront auf seiner Stirn
Und holde Anmuth floß von seinen Lippen.
Ein unnennbares süßes Weh ergriff
Mein ach so selig überraschtes Herz;
Ich zitterte und meine Schritte wankten: —
Da flog er schnell zu meiner Hülfe
Und fing in seinem Arm mich auf.
Ach, warum starb ich nicht in seinen Armen?
Denn nur in Leid hab ich seitdem gelebt!
Die Sonne steigt in ihrer Pracht empor,
Das junge Reh hüpft freudig in dem Strahl;
Mir aber bringt sie keine Freude mehr.
Des Mondes sanfte Lichter grüßen
Der Menschen Lieder auf den Büthenauen;
Doch mehren sie nur meine Qual. —
Sie rissen mich aus deinem Arm, Geliebter,

Und zwangen mich in Sitriks blutge Arme,
In Sitriks, der den edlen Ruthamir
Mit unversöhnlich wildem Grolle haßt. —
Ha, schweig mit deinem Murmeln, Strom!
Hört auf zu lispeln, zitternde Blätter!
Denn mein Gemüth ist todt für euer Spiel,
Mein Ohr ist taub für Freuden und Gesang
Und unversiegbar fließen meine Thränen.
Er aber kennt nicht meinen Schmerz, er sieht
Die Thräne nicht, sie fließt umsonst,
Dem milden Thau des Himmels ähnlich, der
Auf unfruchtbaren Felsen niederfällt.

Es war einst eine Zeit, da mich
Die Mädchen Erins glücklich priesen!
Die Saiten meiner Harfe klangen nur
Von Liedern zarter Liebe und die Seelen
Der rauhen Krieger schmolz der süße Ton.
Doch ach! es konnte meiner Harfe Sang
Nicht Sitriks wildes Herz ersänften!
Dem Sturme gleich, der Lochlins Meer empört,
Trübt Wuth den stolzen Sinn, sein wild' Gemüth
Erjauchzet nur in Blut.

Die Gluth der Eiferſucht füllt ſeine Seele
Und Menſchenhaß bewohnet ſeine Bruſt:
O warum ſtarb ich nicht in meiner frühen
Jugend
Und welkte ungekannt und unberührt
Der Wüſte Blumen gleich dahin?!“ —

So Morlina. Der Schmerz, gleich einer Wolke vor der Sonne, verhüllte die Schöne des leidenden Weibes. — Sitrik mit Torald erſchien. Man ſah auf der Stirne des Königs, was tief ſein Inneres erregte. Ungleich waren ſeine Schritte, er ſtrich die buſchigen Brauen und den ſchwarzen Bart. Die drohende wilde Gebärde war ſchreckend. Er glich einer alten Eiche, die der zündende Blitz auf ſeinem Wege berührte. Aus den Spalten hervor bricht wechſelnd die praſſelnde Flamme; ſie wankt, ſie ſchwankt, und von der Spitze des Hügels droht ſie Verwüſtung dem Thal in ihrem mächtigen Sturze. Purpurn röthet die Gluth im Wiederſcheine die Bäche, die ſanft rieſelnd ihre ſtarken Wurzeln benetzen. Aber der Wanderer, den die Nacht überraſchte, ſieht zitternd die nahe Gefahr und flieht mit eilenden

Schritten. Nach langem furchtbaren Schweigen bricht er in die Worte aus:

„Soll ohne Rache das Blut meiner Krieger
Die Ebnen von Erin rothen? —
O du, mein Vater, furchtbarer König der Speere!
Ich seh' deinen zürnenden Geist
Auf den rollenden Wellen des Sees; —
Er straft den lässigen Sohn;
Die Wuth meines Busens erwacht.
Ja, ich schwöre dir Rache, Fürst von Lochlin
Ströme von Blut
Sollen den zürnenden Schatten versöhnen. —
Auf, Torald! hör' des Bruders Wort!
Nicht Ruhe grüßet mehr mein tiefverwund'tes Herz.
Du kennst ja jenen stolzen Fürsten Erins,
Den kriegrischen verwegnen Ruthamir.
Sein Stahl beschützt die Völker Inisfails;
Gleich einem Waldstrom hemmt er meinen Lauf.
Er raubte meine Ruhe, er muß sterben! —
Geh! lad ihn ein zu meinem Fest,
Sag ihm, daß Sitrik ihm die Rechte beut.

Und mit ihr ſeine blaugeäugte Schweſter,
Die ſchöne Melilcoma, Lochlins Stolz,
Den Bund der neuen Freundſchaft zu be-
kräften.
Der Friede, ſprich, ſey zwiſchen unſern Völkern
Und Erins grünes Land werd' unter uns
getheilt! —
Das Herz der Thoren iſt ohn' Argwohn;
Er wird erſcheinen und mein ſpitzer Dolch
Wird ſich in ſeines Buſens Tiefe ſenken.
Ich werde lachen ſeiner Todesqual
Und ſeinen Leichnam Erins Geiern,
Ein königliches Gaſtmahl, übergeben.
Gehorche — tief in meinem Herzen kocht die
Wuth —
Und ohne meine Beute kehre nimmer heim!"

Torald eilte, den ſchrecklichen Befehl zu vollſtrecken; aber Morlina hatte die Worte des Königs gehört. Das Andenken ihrer frühen Liebe erwachte in ihrem Herzen, und ihr Buſen bebte voll Mitleid. Sie ſcheute Sitriks Blicke und wandte ſich zu ihren geheimen Hallen, wie der weiße Schwan von Loda, wenn er ſeine daunigen Schwingen im Hauche des Windes ent-

faltet und den wogenden See durchschifft. Sie rief die treue Malda, von Alter gebeugt.

„Voll Trauer ist, o Malda, meine Seele
Und ich erliege meines Kummers Last.
Du weißt, was ich für Ruthamir gefühlt;
Sitrik will ihn ermorden!
Aber er soll nicht sterben, o Malda!
Morlina wird des Helden Tage schützen.
Bring' mir die Rüstung eines jungen Kriegers,
Der früh in seinen ersten Waffen fiel,
Ein leichtes Schwert und einen Speer,
Den dieses Armes schwache Kraft erschwingt!
Ich werd' ihn warnen vor Gefahr;
Ich werd' ihn retten aus der Feinde Hand;
Doch nie, nie soll er wissen,
Daß ihn Morlina liebt."

Maldas Bitten waren vergeblich. Morlina kleidete ihre zarten Glieder in Stahl, ein glänzender Helm umschattete ihr reitzendes Antlitz. Sie war entschlossen, den Helden zu retten oder zu sterben.

Torald kam zu Ruthamirs Hallen. Die falschen Worte des Friedens floßen von seinen

Lippen; Wahrheit war seiner Zunge fremd und voll Trug seine Seele.

Aber Freude überstrahlte Ruthamirs Züge, sein Herz ohne Argwohn entbrannte in Liebe.

„Sey mir willkommen, Sohn des Meers,
Willkommen mir in Turas Hallen!
Wenn Lochlin gegen Erin seinen Speer erhebt,
Dann wird mein Schwert zu Erins Schutze blitzen;
Doch wenn den Frieden seine Krieger bieten,
Dann schmilzt in Wonne meine Seele.
Genug schon hat der wilde Krieg getobt;
Ich faſſ' mit Freude Sitriks starke Rechte
Nicht unbekannt ist seine schöne Schwester,
Weit über Erin flog der edlen Jungfrau Ruf;
Mein Herz verlangt an ihrer Bruſt zu athmen.
Auf, meine Freunde, laßt die Muschel kreisen!
Stimmt, Barden an, den hohen Festgesang
Und preis't in süßen Tönen Lochlins Tochter
Die mit der Eintracht schönem Kranz
Die blutbefleckte Insel segnend schmückt!“

Das Fest ward bereitet. Die Barden erhoben die Reihe Melilcomas; sie sangen die

Thaten Ruthamirs und priesen, obschon mit Widerwillen, den wilden Sitrik.

Die Nacht schwand in Liedern. Torald mahnte zum Aufbruch. Mit den ersten Strahlen des Morgens verließen sie Ruthamirs Hallen. Zehn seiner edlen Gefährten begleiteten ihn. Seine großmüthige Seele war über die Vorsicht der Schwachen erhaben; denn sie kannte den Trug nicht. Der berühmte Duncan folgte seinem Freunde. Drei Tage zogen sie fort, am vierten gewahrten sie die mächtigen Mauern von Atha. Morlina sah den Helden heran nahen. Ihr klopfendes Herz hob den Harnisch, der Helm verbarg die Bläſſe ihrer Wangen, der Speer unterstützte mühsam ihre wankenden Schritte. Scham, Zucht und Stolz, die Zierden *ihres Geschlechts* wechselten in ihrer Seele, aber die Liebe, die allmächtige Liebe behielt den Sieg. Sie trat zu dem Helden und sprach:

„O Ruthamir! hüte dich vor Athas Mauern!
Der Tod harrt dein in Sitriks Hallen.
Mein Vater theilt' einst gastlich deines Va-

ters Fest

Und ſeine Waffen zieren meine Wohnung.
Drum hör' des Warners treugemeinte Stimme
Und folg' dem Rath des Jünglings, Fürſt
von Tura!

Torald erkannte Morlinas Stimme, und eilte mit finſterer Stirne von dannen. Ruthamir dankte dem Jüngling. Er reichte ihm die Hand. Die Füße des Knaben ſchwankten, er fiel in Ohnmacht. Ruthamir faßt' ihn in ſeine Arme. Er löſ't die Bande ſeiner Rüſtung, er ſieht Morlinas weißen Buſen, er erkennt Erichads liebliche Tochter; die Vergangenheit ſteht vor ſeiner Seele, und ſeine Seufzer erwachen.

Sitrik erſcheint mit ſeinem Heer.

Der König von Tura ruft ſeine Krieger zum Kampfe. Er ſah die Gefahr Morlinas, und fürchtete nur für ſie.

„Ergreift die Waffen, meine Helden!
Der Schönheit Schirm ward unſrer Fauſt
vertraut;
Wir müſſen ſiegen oder ſterben.
Der Tod der Ehre iſt des Kriegers Lohn;
Doch fühlen ſollen Erins ſchweren Arm
Die Söhne Lochlins ohne Wort und Treu'.

Muth kann den Tapfern retten,
Doch ungerächet sinkt der Feige hin!

Er schritt vorwärts, Morlina zu schützen. Sitrik erblickte sie, wie sie zitternd an des Helden Arm lehnte. Wüthend warf er den Speer; der Speer durchdrang die weiße Brust, sie sank gleich einer Blume vom Sturme geknickt.

„Fahr'," schrie er, „hin zu meines Vaters Geist!
Dein Klagen wird des Königs Schatten freu'n.
Er liebte das Jammern der Schwachen
Und im Blut frohlockte sein Herz.
Der Leichnam aber deines Buhlen soll
Nun bald des Himmels Vögel ätzen!" — —
„Unedler!" rief der edle Ruthamir:
„Dein Speer hat nur ein schwaches Weib besiegt;
Doch jetzt sollst du des Tapfern Schwert begegnen!"

Der schreckliche Kampf beginnt. Ruthamir wirft alles vor sich nieder, indeß Sitrik sich in seiner Schaaren Tiefe birgt. Aber der Krieger Ruthamirs sind wenig, und zahlreich Sitriks Gefolge. Angus, Arbod und Sullivan, edle Jünglinge

von Erins Stamm, fielen unter dem Schwerte der Firbolgen, aber sie verbreiteten Tod um sich her. Blut floß in Strömen aus Lochlins Wunden, und die Ebene von Atha ward von seinen gefallenen Kriegern bedeckt. Duncan, Moriarty, Connor und Driscol behaupteten lange das Feld; aber die Tapferkeit verlängerte vergebens den Kampf. Sie fielen als Helden, von all' ihrem Ruhm umgeben. Das Heer Sitriks stürzte auf sie, zahlreich wie die Vögel des Meers, wenn sie in ihrem kreisenden Fluge mit lautem Geschrei auf einen Wallfisch herab stoßen, den die ebbende See auf dem Strande zurückließ. Ruthamirs Schwert zerschellte im Streit, er ward überwältigt und gebunden.

Melilcoma eilte herbei, und sprach die flehenden Worte zu Sitrik:

„König des finstern Gormal!
Du hast mein Herz verwundet.
Warum hast meine Hoffnung du getäuscht?
Du hast mich Ruthamir versprochen
Und willig folgte Melilcomas Herz.
Mein Gatte ist er, und er muß dir heilig seyn,
Verletze nicht dein königliches Wort;

Bedecke deine Schweſter nicht mit Schande!
Gib dieſen Helden meinen Thränen!
Er dank' das Leben meiner Liebe,
Denn edel iſt und tapfer ſein Gemüth.

Doch Sitriks Ohr war taub für ihre Bitten. Nicht Recht noch Billigkeit erkennt ſein wutherfülltes Herz. Sein Dolch durchbohrte Ruthamirs Bruſt, er fiel lautlos, und rollte ſein brechendes Auge mit Verachtung auf den Mörder. — Aber Verzweiflung ergeiff die Seele Melilcomas, ſie riß ſich gewaltſam empor, und beſchwor die finſtern Götter ihres Landes, den Frevel des Bruders zu rächen.

„O du, der du walteſt im Schrecken der Nacht
Und die Donner des Himmels daher rollſt,
Du, der du den Sturm des Krieges lenkſt
Und unter deine Füße
Die Nacken der Mächtigen trittſt:
Furchtbarer Geiſt von Loda,
Komm, deine gemißhandelte Tochter zu rächen!
Streck' deinen Speer aus der Wolken Nacht
Und ſtrafe des Mörders Verbrechen!
Der Tod rauſcht über Sitriks Haupt,
Die gähnende Welle thut ſich auf,

Und seinen unbegrabnen Leib
Zerfleischen die Geier des Himmels.
Verachtung setz' ihm seinen Leichenstein! —
Ha, Dyra, *) komm! Ich hör' dein nahes Schweben;
Ich fühle deinen Todespfeil —
Führ' mich zu meiner Väter luft'gen Hallen ein,
Und rette mich vom schaudervollen Leben! —

Da brach ihr Herz, ihre Seele entfloh in einem Seufzer.

Was weckst du Tage, die vorüber sind,
Erinn'rung, du des Lebens Wiederhall?
Nicht Freude brachtest du auf dunklen Schwingen;
Es trieft vom Blute deine Spur,
Und in die tief bewegte Seele dringen
Der Zeit, der allzerstörenden, Stimmen nur:
Horch! ruft sie aus, wie sie vorrüberrauscht,
„Hör' dieser Thürme Bau in Schutt zerfallen!

---

*) Dyra, eine der Todesgöttinnen nach der skandinavischen Mythologie.

Sieh' dort der Felseneiche Laub im Winde
wallen!
Sie trotzt dem Sturm, wie sie dem Himmel
droht,
Und doch muß sie dem Wurm des Todes fallen.
Des Himmels rothe Blitze flammen,
Die Felsen selbst, sie stürzen einst zusammen.
Nur wenig Jahre und du bist nicht mehr!
Noch andre und die Menschen alle sind nicht mehr!
Die Schönheit deckt Vergessenheit,
Der Tapfern Ruhm wird selbst ein Raub
der Zeit."

Laß ab!
Laß ab, unfreundliche Stimme,
Die Seele des Barden zu trüben!
Fern ist ihm das Leben mit seiner Qual;
Er ruht im warmen Abendstrahl,
Und kos't mit Schatten seiner Lieben.

VIII.

Eine Charade

in

drei Liedern.

Motto.

Lösen ist manchmal leichter als knüpfen.

Erſtes Lied.

Erſte Sylbe.

Ich kenn' ein Mädchen,
D'rauf Jeder ſpinnt,
Bald gute Fädchen,
Bald ſchlechte gewinnt.

Man darf es nicht drehen,
Läuft immer fort,
Zu Dienſte wird's ſtehen
An jedem Ort.

Biſt luſtig ſo dreht es
Sich wunderbar ſchnell,
Biſt traurig ſo geht es
Faſt nicht von der Stell.

Und hoffſt du ſchon freudig,
Daß viel du gewinnſt,
Zerrüttet man neidig
Dir oft was du ſpinnſt.

Am Rocken gebunden
Genau iſt dein Maß,
Doch Neu aufgewunden
Wird niemals dir was.

Der Arbeit Beginnen
Wird ſelten dir ſchwer,
Viel Blumen beim Spinnen
Blüh'n rings um dich her;

Du ſitzeſt am Rädchen
Mit heiterm Geſicht
Und ſpielſt mit den Fädchen
Und kümmerſt dich nicht.

Doch bald merkſt mit Sehnen
Du ſitzeſt allein,
Da netzeſt mit Thränen
Den Faden du ein.

Da ſucheſt du eine
Gehülfinn dir aus,
Die bringt dir auch kleine
Spinner in's Haus.

Da muß es wohl geben
Ein reicher Geſpinnſt,
Doch reicht oft zum Leben
Nicht hin der Gewinnſt.

Zu End' geht der Rocken,
Wie lohnt ſich dein Fleiß?
Der Mund iſt dir trocken
Der Kopf iſt dir weiß.

Dein Glück ſind die Fädchen,
Die einſt du gedreht,
Jetzt knarret das Rädchen,
Gar langſam es geht.

Spinnſt doch noch mit Freuden
Und lächelſt dabei,
Drei Schweſtern dann ſchneiden
Den Faden entzwei.

Dann spinnest du nimmer
Verlassest den Ort;
Doch's Rädchen dreht immer
Und immer sich fort.

Zweites Lied.

Zweite und dritte Sylbe.

Hat mein Liebchen recht schelmische Blicke
Sitzet drin Amor mit all seiner Tücke,
Neckt mich und lächelt verstohlen die Böse
Bei meiner Seufzer gewalt'gem Getöse,
Dann nenn' ich sie eine ...., stille doch — nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Fröhliche, die über gar nichts sich härmen,
Überall kosten und weiter dann schwärmen,
Witzig und standhaft ihr Ziel stets erreichen
Und sich nicht scheuen vor lustigen Streichen,
Vögel der Art nennt man ...., stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Matz hatte sich mit Susannen vermählet,
Er hat nur ihre Dukaten gezählet,

Sie hat allein seinen Adel erwogen,
So hat sich eins in dem Andern betrogen,
Eben wie diese sind ...., stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen will's seyn.

Mögen dich, freundlicher Leser, im Leben
Immer nur Frohsinn und Freude umschweben,
Möge das Glück auf der Ferse dir wallen,
Daß aus der Urne des Schicksals dir fallen,
Immer die heitersten ...., stille doch, nein
Sag's nicht dieß Wörtchen, errathen soll's seyn.

Drittes Lied.

Ganzes.

Der Herbst der Mahler mahlte,
Die Blätter gelb und roth,
Da sollt ich von ihr scheiden,
Wie mir die Pflicht geboth.

Wir gingen auf die Wiese
Zum Bächelchen hinab,

Wo ſie im vor'gen Lenze
Den erſten Kuß mir gab.

Sie ſprach: „als wir uns fanden,
Wie ſchön war da die Flur,
Und jetzt — ſieh', wie verändert,
Es trauert die Natur.“

„Bis du nicht wiederkehreſt,
Erſcheinet mir kein Mai;
Wirſt du mir auch entfernet,
„Bewahren Lieb' und Treu'?

Indem ich ihr nun zärtlich
Ins Thränenauge ſchau',
Bück' ich mich ſchnell und pflücke
Ein Blümchen röthlich-blau.

„Der Name dieſes Blümchens
Gibt frohe Antwort dir,
Daß ewig ich dich liebe —“
Und lieg' im Arme ihr.

Inhalt.

S.

Dedication von Fhrr. v. Biedenfeld.

I. Sturmesminne. Erzählung von L. M. Fouqué - - - - - - - 1

II. Die reiche Parthie. Erzählung von Fr. Laun - - - - - - - 76

III. Frauenmuth. Novelle, nacherzählt von Friedrich Krug von Nidda - - - 121

IV. Die Perlen. Erzählung von Fr. Förster 157

V. Torquato Taſſo. Von F. E. Weidmann 179

VI. Gedichte

Streiflichter, von Fr. Kind - - - 219

Die Götter des Hauſes an die rückkehrende Beſitzerinn, von Methuſ. Müller - 220

Theodor Körner an Viktoria, von Clemenz Brentano - - - - - 223

Seelenwanderung, von Fr. von Heyden 225

S.

Reine Liebe, von Fr. von Heyden - 227
Vergänglichkeit, von C. J. S. Contessa d. Ä. 229
Liebesdauer, an ..., von Ryno - 230
Genius, von Haug - - - - - 230
Blüthen aus türkischen Dichtern, von Joseph v. Hammer - - - - - - 231
Lied des Lebens, v. H. Burdach - - 238
Alte innhaltschwere Sinnsprüche, von Haug 240
Die Stufen der Bildung. Ein Gedicht in drei Gesängen von J. G. Schweighäuser. Erster Gesang - - - 241
Hymenäen, von Th. Hell. - - - - 274
Der Heilquell, von Louise Brachmann - 277
Der Spielmann und der Teufel, von C. Töpfer - - - - - - - 282
An die Liebe, von Reuffer - - - 285
Minnelied, von Haug - - - - 293
Vergebung, von J. F. Castelli - - 295
Sängers Rückkehr, von Ph. Millauer - 296
Wie Amor sein Versprechen gelöst, von A. Gebe - - - - - - - 299
Bibelsprüche, von Schlenkert - - 302
Das Ideal eines Liebchens, von Haug - 307
Erinnerungen aus Italien, von F. F. v. Hermann - - - - - - 308
Der Cyperwein, von Fr. v. Heyden - 312

S.

Der Mond, von H. Burdach - - 315
Der Sängerinn Nachtlied, von Ph. Millauer - - - - - - 316
Der letzte Kuß, von Ph. Millauer - 318
Sappho in Elysium, von Fr. Kuhn - 320
Devise zu meiner Gabe am Silvester-Abende 1820 im Liederkreise, von Fr. Kuhn 326
Die Käsemalzeit oder der neue Thyest, von Richard Roos - - - - - 330
An Viktorien, von Methus. Müller - 339
Rundgesang, von Th. Hell. - - - 335
Wehmuth im Lenze von Fr. v. Heyden 338
Des Dichters Würde, von J. L. Sick 343
Rom. Eine Elegie, von K. L. Kannegießer 346
Am Morgen, von August Waldheim - 360
Des alten Gärtners Abschied im Herbst, von Fr. Förster - - - - - 362
An Linas Geburtstage, von G. v. Gaal 364
Die Wohlthat, von G. v. Gaal - - 367
Die Wunder der Dichtung, von G. v. Gaal 368
Sängerjugend, von Fr. v. Heyden - 370
Frühlingserwachen, von Helmina Chezy - 378
Der neueste Traum, von Fr. Kuhn - 375
Fürstenlob, von Wilhelm von Schütz - 379
An Euridice, von A. Gehe - - 384
Morgengruß, von Messerschmid - - 385

S.
An einen klagenden Freund, von K. Lappe 387
Dreimal selig, von Richard Roos - 388
Gold und Eisen, von Chr. Kuffner - 389
VII. Melilcoma, Ein ersisches Gedicht, von
E. J. S. Contessa d. Aelt. - - 399
VIII. Eine Charade in drei Liedern, von
J. F. Castelli - - - - - 419

Anhang

zum

ersten Bande der Feierstunden.

Ein guter Genius trug vor fünf Monaten unsre Einladungen und Bitten nach allen vier Winden, und brachte uns in ungehofft schnellem Fluge von den mehrsten Dichtern ein freundliches: Ja! zurück. Aus allen deutschen Brüderlanden, und von vielen Landsleuten in Dänemark, Frankreich und Italien erhielten wir nicht nur die liebevollsten Zusicherungen, sondern auch der schätzbaren Gaben so viele, daß wir, ohne unsern Plan gänzlich zu überschreiten — unmöglich alles in den ersten Band aufnehmen durften; wäh-

rend manche an sich vortreffliche Gabe, wegen ihrer Tendenz keinen Platz in diesem Werke finden konnte — da wir durchaus von jeder Art von Polemik und Fehde uns ferne halten wollen.

Was daher von den uns anvertrauten Beiträgen im ersten Bande nicht erschien und nicht bereits zurück gesendet ist, wird im zweiten Bande, dessen Druck sogleich beginnt, und im dritten Bande Aufnahme finden.

Der zweite Band wird unfehlbar im August 1821 die Presse verlassen; Beiträge dafür sind uns bis zum 31. Mai willkommen; alle später eintreffenden werden in dem dritten Bande (welcher ohne Zweifel im December 1821 erscheinen wird) Platz finden.

Wir wiederholen die Einladung an alle deutsche Dichter, diesem Unternehmen ihre Theilnahme zu schenken, und versprechen jede billige Forderung und jeden Wunsch pünktlich zu erfüllen, so wie jeden Wink zu Vervollkommnung freundlichst zu benützen.

Der Name des Verlegers bürgt dafür, daß die bedungenen Honorare stets sogleich nach Vollendung des Drucks bezahlt werden.

Den verehrten Lesern glauben wir für die Zukunft eine um so angenehmere Unterhaltung versprechen zu können, da wir hoffen dürfen, außer von den schon genannten Dichtern, auch von Hofmann, Baron E. v. Houwald, Graf Loeben, Karl Müchler, Reg. Frohberg, Kosegarten, van der Velde, C. W. Contessa, C. Schilling ꝛc. mit edeln Gaben für die folgenden Bände beschenkt zu werden.

Um auch den Freunden der Musik ein Vergnügen zu gewähren, werden wir uns bemühen, für einige Gedichte Kompositionen beizufügen, jedoch nur von anerkannten deutschen Meistern.

Möge dieses Unternehmen eine so freundliche und liebevolle Aufnahme bei den Lesern finden, daß wir in den Stand gesetzt werden, jedem Bande einen

neuen und höhern Reiz zu geben, und damit ein dauerndes und würdiges Denkmahl deutschen Geistes, Sinnes und Strebens, und der so lange ersehnten Einigkeit und Freundschaft unter deutschen Dichtern zu gründen.

Wien, den 1. Mai 1821.

Die Herausgeber.

E. T. A. Hoffmann.

Feierstunden.

Eine
Schrift
für edle
Unterhaltung
in zwanglosen Bänden.

Herausgegeben
von
Ferdinand Freiherrn v. Biedenfeld
und
Christoph Kuffner.

Zweiter Band.

Mit den Bildnissen von E. T. A. Hoffmann und F. Baron de la Motte Fouqué.

Brünn 1822.
Bei Joseph Georg Traßler.

6903413 #3

Inhalt.

S.

I. Die Schweſtern. Erzählung von Louiſe Brachmann - - - - - - 1

II. Das Turnier. Erzählung von W. A. Lindau - - - - - - - 31

III. Die gute Zeit. Von J. F. Caſtelli - 75

IV. Die Roſen. Erzählung von Julie von Smith - - - - - - - 79

V. Sancho Panſa und ſein Eſel. Fabel von Kapf - - - - - - - 147

VI. Die Landung. Erzählung von Baron de la Motte Fouqué - - - - - 149

VII. Das Wunderfräulein, oder heute wie vor fünf hundert Jahren. Ein Schwank von Frhrrn. v. Biedenfeld. - - - 173

VIII. Aphorismen. Von Grünig - - 209

S.

IX. Die Doppeltgänger. Erzählung von E. T. A. Hoffmann - - - - 215

X. Gedichte

Der Donau-Strom. Erster Gesang. Von Fr. A. Kanne - - - - - 331

An Millauer, von B. Werner - - 375

In ein Stammbuch, von K. G. Prätzel. 376

Hochzeitlied, von K. G. Prätzel - - 377

Die Nymphe der Weiserin. (Zum Blüthenfeste 18.. in Arthur von Nordsterns Garten.) Von F. Kind - - - 379

Der Dichter an sein Kätzchen, von F. Weisser - - - - - 383

Das Licht in der Ferne, von Eduard Anschütz - - - - - - 386

Der Hund und die Katze. Fabel von Ludwig Robert - - - - - 388

Der Knabe und der Spiegel. Eine Fabel von K. Müchler - - - - 393

Das Verdienst, von K. Müchler - - 394

Cleopatra. Nach einem Gemählde von Domenichino, von Deinhardstein - - 395

De gustibus non est disputandum, von Deinhardstein - - - - - 396

Lebensspruch, von Deinhardstein - - 397

Bibelsprüche, von Schlenkert - - 398

S.

Langes Leben, von Fr. v. Heyden - 401
Elärchen an Egmont, von Fr. Kuhn - 403
Skolion, von Messerschmid - - - 406
Das Scheiden, von Th. Hell - - 409
Phantasie, von Kapf - - - - 410
Sehnsucht, von C. J. Schmidt - - 415
Das Grab. Phantasie am Gottes-Acker, von Craigher - - - - - 416
Lebenslauf eines Fröhlichen, von Johann Langer - - - - - - 420
Der Geheimnißvolle, von Eduard Anschütz 423
Der erste Lenztag, von F. A. M. - 426
Sie liebt mich nicht, von Carl Stegmayer 427
Grabschrift eines Jünglings, von Carl Stegmayer - - - - - - 429
Erinnerungen aus Italien, von F. E. v. Hermann - - - - - 429
Anekdote, von Haug - - - - 434
Aufschluß, von Haug - - - - 434

I.

Die Schwestern.

Erzählung

von

Louise Brachmann.

In den Gegenden der Lahn, wohin während den ersten Jahren der französischen Revolution viele Ausgewanderte geflüchtet waren, hatte auch Frau v. S. mit ihrer liebenswürdigen Tochter einen Zufluchtsort gefunden. Sie war eine der eifrigsten Gegnerinnen jenes begeisterten Freiheitssystems, und die Zeiten der Schreckensregierung, die bald darauf eintrat, schienen ihren Eifer zu rechtfertigen. Die sanfte Cäcilie war ihr aus kindlicher Pflicht gefolgt, ohne ihren Haß gegen das Vaterland zu theilen; aber bald sah sich die Arme in der beklagenswerthesten Lage, als der Tod ihre Mutter, ihre einzige Stütze in diesem fremden Lande dahin riß, und ihr das eben gegebene strenge Gesetz, welches die Ausgewanderten zum Tode verdammte, die Rückkehr in ihr Vaterland unmög-

lich machte. Die mäßige Hinterlassenschaft ihrer Mutter hatte ihr zwar Mittel verschafft, in einem anständigen Hause Zuflucht zu finden, allein man ließ sie da, wie überall, ihre verlassne Lage und den Haß, den man damals gegen eine solche Abkunft hatte, so drückend empfinden, daß ihr lebhaftes und feines Gefühl aufs äußerste dadurch verwundet wurde.

Um diese Zeit kam Larivalière, einer der Oberärzte des französischen Heers, das eben die Wintermonate in jenen Gegenden zubringen sollte, in ihre Bekanntschaft. Die Liebenswürdigkeit der holden Landsmänninn bezauberte, und die Hülflosigkeit ihres Zustandes erhöhte die Neigung für sie zur Begeisterung. Er dachte es sich als entzückend, wenn er sie aus dieser Verlassenheit in ein heitres, glückliches Loos versetzen konnte, und da auch er durch Vorzüge des Körpers und der Seele gleich ausgezeichnet war, so durfte er wohl wagen, ihr seine Hand anzubieten. Auch sie hatte ihn sichtlich vor den Landsleuten ausgezeichnet, welche, so wie er, das Haus ihrer Schützer besuchten; ihr Blick ruhte oft bewußtlos auf seinen einnehmenden

Zügen, und sie wandte ihn dann erröthend ab; was hätte ihn hindern sollen, den Schritt zu thun, zu welchem ihn wachsende Leidenschaft ermunterte?

Er benutzte die erste Stunde, in welcher er mit ihr allein war, ihr die feurigste Liebe zu gestehen, und ihr seine Hand mit seinem Herzen zugleich anzubieten. Ihre Lage und ihr bisheriges Betragen schienen keinen Zweifel zu gestatten, daß ihr dieser Antrag eines so ausgezeichneten Jünglings willkommen seyn müsse. Allein statt aller Antwort stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, als er geendet hatte, und eine leise, verneinende Bewegung des Hauptes war Alles, was er zur Erwiederung erhielt.

Bestürzt über diese so wenig erwartete Aufnahme seines Geständnisses drang der Liebende um Erklärung ihrer Weigerung in sie, und sich fassend, sah sie ihn lang mit einem ausdrucksvollen Blicke an, dann sagte sie:

„Nein ich irre mich nicht in Ihnen, so viele edle Züge, die ich selbst bemerkte und die ich durch Andre von Ihnen erfuhr, bürgen mir, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen

ſchenke. — Ja, ſeyn Sie mein Vertrauter, edler Menſch! hier, wo ich keinen Freund habe! Seyn Sie ſelbſt der Freund, der Beſchützer eines Geheimniſſes, daß Ihren eben ausgeſprochenen — ach mich ſo rührend überraſchenden Abſichten geradehin entgegen iſt. Ja wiſſen Sie, ich liebe ſchon, und bin getrennt, o Gott! wohl wahrſcheinlich auf immer! von dem, an welchem meine Seele hängt."

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe der Schmerzlichüberraſchte ſo viel Faſſung gewann, die nachfolgende Erzählung anzuhören, welche ſie ſelbſt nur mit mühſam errungner Stärke ihm vortrug.

„In den Tagen meiner erſten glücklichen Jugend", fing ſie an, „genoß ich in dem Hauſe einer Tante den Umgang eines Jünglings, deſſen Neigung eine Zeitlang zu ſchwanken ſchien, zwiſchen mir und einer ſehr geliebten Schweſter, die ich in Frankreich zurückgelaſſen habe — bis er ſich mit ausſchließender Leidenſchaft für mich entſchied. Für mich, deren Herz ihm vom erſten Augenblick an, und auf ewig angehört hatte".

„Allein das, was Natur und Liebe für einander geschaffen zu haben schienen, das sollte die Verschiedenheit moralischer und bürgerlicher Grundsätze unerbittlich wieder trennen. Er, obwohl selbst geborner Edelmann, doch schwärmerisch begeistert für die Sache der Freiheit, für die Gleichheit der Menschenrechte, und als einer ihrer feurigsten Anhänger bekannt; meine Mutter nicht minder eifrig die Vorrechte des Adels behauptend, und trotz ihrer Trefflichkeit doch mit unbilliger Härte Alles verdammend, was entgegengesetzter Meinung war; wie hätte er wagen dürfen, auf das Entfernteste um meine Hand zu werben; vorzüglich in der Zeit, wo die Spannung der gereitzten Gemüther auf das Höchste gestiegen war. Auch beschäftigte sich damals seine edle Seele wohl mehr mit der Vertheidigung der von ihm anerkannten Sache, als mit der Gründung seines eignen Glücks; und seine männliche Bestimmung hatte ihn eben damals ins Thatenfeld des Kriegs gerufen, als die Umstände meine Mutter unausweichlich zwangen, ihr Vaterland zu verlassen".

„Sie wollte uns Schwestern beide mit

ſich nehmen; allein jene Tante, die uns Beide zu Erbinnen ihres bedeutenden Vermögens eingeſetzt hatte, und die ihre Kränklichkeit eigenſinnig machte, beſtand darauf, daß Eine von uns zu ihrer Pflege und Unterhaltung bei ihr bleiben ſolle. Wie billig dieſe Forderung war, ſahen wir Alle ein; doch ſich von mir zu trennen, fiel meiner Mutter unmöglich, da ſie immer zu meinem tiefſten Schmerz, mir einen entſchiednen Vorzug vor meiner guten Schweſter Cordelie gegeben hatte. Dieſe blieb bei der Tante zurück, die ihre republikaniſchen Geſinnungen in den damaligen Unruhen ſchützten; ich folgte meiner Mutter treu der kindlichen Pflicht, dankbar für ihre Liebe — und dennoch mit zerriſſnem Herzen"!

„Doch gelang es mir, wenigſtens die Äußerungen des Schmerzes zu beherrſchen, welcher in meinem Innern wüthete, als ich mit der Trennung von Frankreich auch von allen Hoffnungen auf Glück der Erde ſcheiden mußte; denn das furchtbar ſtrenge Geſetz gegen die Ausgewanderten, machte jeden Gedanken an Rückkehr, an Wiederſehen des Geliebten un-

möglich. — Ich gewann es selbst über mich, die Einleitung dazu zu machen, wie meiner guten, zurückgesetzten Schwester vielleicht ein Loos der Seligkeit zu Theil werden kann, auf das ja ich fortan keinen Anspruch mehr habe. — Er ist nach der Hauptstadt zurückgekehrt, wie ich zufällig erfahren habe; — sie wird ihn wiedersehen, wie ehmals in glücklichen Zeiten — und seine Neigung wird sich zu der wenden, die vieles Ähnliche von mir hat, und nur durch ihre Vorzüge von mir verschieden ist, — und jetzt — ach! — durch ihr Glück!“

Thränen drangen bei dieser Betrachtung wieder in ihre Augen, während der Hörende noch sprachlos mit sich selbst kämpfte.

Sie fügte nach einigem Schweigen noch hinzu, wie eine reizende Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten, ihr gleich vom Anfang Lariyalière merkwürdig und werth gemacht habe; wie sie aber tief und entschieden fühle, daß sie nie im Stande seyn werde, ihre erste Wahl mit einer zweiten zu vertauschen.

Schwer war der Kampf des Heißliebenden. Er hatte in dem Sturme von schmerzli-

chen Gefühlen, worein ihn Cäciliens Verschmähung setzte, selbst nicht auf die mildernde Äußerung von seiner Ähnlichkeit mit ihrem Geliebten geachtet; und hätte er sie auch beobachtet, so würde er es doch als unedel verworfen haben, auf einen glücklichen Zufall hin, einen früher berechtigten Entfernten aus ihrem Herzen vertreiben zu wollen. — Seine natürliche Großmuth siegte; er ging den Bund der sich selbstvergessenden Freundschaft ein; und dachte selbst auf Mittel, sie ihrem Vaterlande und dem Erwählten ihres Herzens wieder zuzuführen.

Als Larivalière's Gattinn hätte die Rückkehr keine Schwierigkeit für sie gehabt; allein, da bei Cäciliens Charakter an diesen ihm so theuren Namen nicht zu denken war, so fand sein treuer Eifer für ihr Glück auch andre Wege.

Er benutzte einen Zeitpunkt, wo seine Pflicht es ihm erlaubte, sich vom Heere zu entfernen, zu einer Reise nach Frankreich, und unter dem Namen seiner Schwester, durch Umwege, die er wohl kannte, führte er die Verbannte der Hauptstadt zu.

Allein kaum war er dort angekommen, kaum hatte er seiner Schützlinginn in dem Hause einer Verwandten, ein anständiges Unterkommen gesichert, und dachte nun ihren Geliebten und ihre Schwester aufzusuchen, als er Ordre erhielt, sich eilig nach Chartres zu seinem Chef zu begeben. Das Corps, bei dem er stand, war kurze Zeit nach seiner Abreise auch von Deutschland aufgebrochen, um gegen die Vendee im Rückhalt zu stehen; und da es auf geradem Weg gegangen war, während er um Cäciliens Willen mühvolle Umwege durch die Gebirge hatte suchen müssen, so war es früher in den Gegenden der Hauptstadt, als er in Paris selbst angekommen.

Er durfte nicht zögern; er empfahl Cäcilien nochmals seiner Verwandten und sagte seiner holden Schutzbefohlnen ein banges, ahnendes Lebewohl. Sie trennte sich noch ängstlicher von ihrem Retter, dessen Zartheit in seinem ganzen bisherigen Betragen, noch mehr ihre innige Achtung, ja beinahe einen Anflug von Liebe gewonnen hatte.

Ach nur zu wahr hatte die traurige Ahnung

beider gesprochen! ein unglücklicher Zufall hatte verrathen, daß eine Tochter jener verhaßten Frau v. S. in diesem Hause verborgen sey, und mit zu wüthender Erbitterung ward damals jenes Blutgesetz vollzogen, als daß für die unglückliche Cäcilie Hoffnung gewesen wäre. Der Umstand, daß sie bei der Auswanderung ihrer Mutter schon mündig gewesen sey, und welchen sie nicht läugnen konnte, setzte ihr Todesurtheil außer allen Zweifel.

Man brachte sie in eines jener grauenvollen Gefängnisse, wo man die unglücklichen Opfer des Schreckenstribunals, auf kurze Zeit zu verwahren pflegte. Der Zufall hatte eins der härtesten für sie erwählt; nur durch ein schmales Gitterfenster dicht oben an der Decke des Kerkers fiel ein Schimmer von Sonn- und Mondenlicht in ihre schwarze feuchte Nacht hinab. Hier sollte sie den nahen Tod erwarten. Vor kurzer Zeit würde er ihr vielleicht minder schrecklich erschienen seyn, als jetzt, wo sie eben erst anfangen hatte, das Leben wieder lieb zu gewinnen.

Sie sehnte sich, zum mindesten, ihren ge-

liebten Saint Mars, dies war der Name ihres unvergeßlichen Freundes, und ihre theure gute Schweſter noch einmal zu ſehen, ehe ſie aus dem Leben ſchied; allein wie durfte ſie das hoffen, da beide ſo wenig als der edle Larivalière etwas von ihrem Unglück wußten; ſie hatte ſelbſt nicht Zeit gehabt, den Aufenthalt der Erſtern zu erforſchen, eh ſie ihr ſchreckliches Verhängniß ereilte. Nur daß ihre Tante geſtorben war, erfuhr ſie gleich nach ihrer Ankunft in Paris, allein wohin Cordelia ſich begeben, hatte man ihrer Nachfrage nicht entdecken können.

So ſaß ſie denn in ihrer ſchauerlichen Öde, nur mit ihren trüben Gedanken beſchäftigt; bei der einſamen Weile, die ſie nun zum Nachdenken hatte, dämmerten vor ihrer Seele die Bilder der glückſeligen Zukunft auf, die ihre Schweſter nun in der Vereinigung mit dem geliebten Saint Mars finden werde; ihr edles Herz ſtrebte ſich durch den Gedanken an das Glück der geliebten Schweſter, über das eigne Elend zu erheben; allein das menſchliche Gefühl erlag, und heiße Thränengüſſe ſtürzten

unaufhaltsam bei der Vergleichung aus ihren Augen. Es war am zweiten Abende nach ihrer Gefangennehmung, als sie die Kerkerpforten öffnen hörte; der Riegel ihrer Thür sprang auf, und hereintrat, beim matten Schimmer einer Lampe, die der Gefangenwärter trug — Cordelie.

Wie eine Himmelsbotinn, erschien sie der hoffnungslosen Cäcilie; aber bleich war sie noch bleicher als der Mondenstrahl, der eben das Gefängniß der Unglücklichen erleuchtet hatte. Cäcilie war erschrocken über das sichtliche Verwelken der einst so blühenden Gestalt, nur an den lieblichen, beseelten Zügen, die jetzt einen noch rührendern Ausdruck hatten, erkannte sie die geliebte Schwester.

Cordelia hatte durch eine bedeutende Summe die Strenge des rohen Kerkermeisters bestochen, und auf eine halbe Stunde den Eintritt in das Gefängniß von ihm erlangt. Er entfernte sich, und die Schwestern sanken einander weinend in die Arme.

Welch ein Wiedersehen! Allein Cordelia die Kostbarkeit der zugemessenen Zeit erwägend,

eilte ſie zu benutzen. Sie ſagte Cäcilien, wie Saint Mars, ihr Geliebter, noch nichts von dem Unglück ſeiner Freundinn wiſſe, er ſey nicht in Paris, ſondern in Verſailles, daß er aber auch nichts zu ihrer Rettung werde thun können, da er, obgleich ein feuriger Vertheidiger der Freiheit dennoch als Freund der Girondiſten verdächtig ſey, und ſelbſt in Gefahr ſtehe. — „Auf keine Weiſe“, fuhr Cordelie fort, „bleibt ein Mittel übrig, dich zu retten, wenn du das einzige verſchmähſt, das dir der Himmel durch mich bietet. — Eile, theure Cecilie, die Kleider mit mir zu verwechſeln; unſere außerordentliche Ähnlichkeit wird keine Entdeckung zulaſſen, wenn du feſten Schrittes durch die Wachen zurückgehſt und ich ruhig an deiner Stelle bleibe“.

Erſtaunt, ſprachlos, blickte die Gefangne ihre Schweſter an.

„Ich“ — fuhr Cordelie ruhig fort, „habe nichts nöthig, als, ſobald ich dich in Sicherheit glauben darf, mich ſelbſt in meiner Eigenthümlichkeit zu erkennen zu geben, um gerettet zu ſeyn; ich habe ſelbſt einige der Rich-

ter im Hause unsrer republikanischen Tante persönlich kennen lernen. — Eile du nach Versailles, wo du in dem Hause einer Freundinn, deren Namen ich dir aufgezeichnet habe, einen sichern und anständigen Schutz finden wirst. Auch Saint Mars wirst du dort sehen. Sobald ich mich hier frei gemacht habe, folge ich Euch".

Cäcilie stand noch immer halb betäubt. — Der Gedanke, ihre geliebte Schwester an diesem Ort des Schreckens zurücklassen zu sollen, hatte etwas Entsetzliches für ihr Gefühl; indeß erschien ihr auch zugleich die nicht mehr gehoffte Rettung so überraschend schön, wie eine sonnigte Frühlingslandschaft sich plötzlich zwischen schwarzen Todtdrohenden Klippen zeigt.

Noch schwankte sie, bis die dringende Zeit, bis Cordeliens noch dringendere, überwältigende Bitten, am Ende ihre Zweifel überwanden und sie in fliegender Eile die Kleider tauschten.

Tief bewegt schloß Cordelie noch einmal ihre Schwester an das Herz, und drängte sie dann fortzueilen, sie bei allen Heiligen beschwörend, nicht sie beide der fürchterlichsten Ent-

deckung auszusetzen; mit bebenden, zögernden Schritten, doch unerkannt gelangte Cäcilie durch die Wachen und sah sich in Kurzem in Freiheit.

Sie fand einen Wagen, den ihre besorgte Retterinn bestellt hatte, und der sie noch dieselbe Nacht nach Versailles und zu der bezeichneten Schützerinn führte; allein nicht frei hob sich ihr Herz in Dank gegen Gott, schwer lastete darauf die Sorge um die theure Zurückgebliebene; nächstdem war es ihr ein beklemmendes Gefühl, unter diesen Umständen Saint Mars wiedersehen zu sollen; er erwartete vielleicht ihre Schwester, und sie trat ihm entgegen, sie, die auf Gefahr dieser unvergleichlichen Schwester gerettet war. —

Indessen diese erschütternde Scene hatte sie noch nicht so bald zu fürchten; nur Cordeliens Freundinn empfing sie mit vertrauenerweckender Herzlichkeit; sie hatte in einem stillen verborgnen Zimmer ein erquickendes Lager für sie bereitet, und that Alles, die Abgemattete zu stärken und liebreich zu pflegen. Und so besuchte denn auf diesem weichen Lager, die, die so lang nur auf feuchtem, vermodertem;

Stroh hatte schlummern müssen, ein wohlthätiger Schlaf.

Beim Erwachen beschäftigten sie dieselben Sorgen um die Zurückgebliebne, welche Cordeliens Freundinn bald ihrer Pfleglinginn auszureden suchte, bald wieder eben so ängstlich davon ergriffen ward. Aber Saint Mars erschien auch den folgenden Tag nicht, der edle Republikaner war so eifrig mit den Angelegenheiten seines Vaterlandes beschäftigt, daß er nicht an die Forderung seines Herzens denken konnte. Unzufrieden, empört über die Machtverwaltung des Innern, bereitete er sich eben wieder in die Kriegerreihen zurückzukehren, in denen er schon Ruhm und Wunden geerntet hatte. Dorthin allein schien sich damals noch die Ehre seines Volks geflüchtet zu haben; Menschlichkeit und Großmuth herrschten auf den blutigen Schlachtfeldern unter den todverachtenden Kriegern; und in den friedlichen Mauern der Städte, und vor den Tribunälen der Gerechtigkeit, tobte rasende Mordlust.

Cäcilie und ihre freundliche Schützerinn, hatten unaufhörlich auf Nachrichten von Corde-

lien oder vielmehr auf sie selbst gehofft; Cäcilie hatte zuweilen auch an Saint Mars gedacht, und die Scheu vor ihm verwandelte sich unmerklich in unendliche Sehnsucht, ihn zu sehen. Am nächsten Morgen nahten sich männliche Tritte der Thür; sollte er es seyn? fragte Cäciliens Herz; allein statt seiner trat ein Bote ein, der einen Brief Cordeliens brachte.

Zitternd für Eil und Angst erbrach ihn Cäcilie und las erbleichend die nachfolgenden Worte:

„Diesen Brief, meine ewig geliebte Schwester, sende ich dir, um dich von vergeblichen Versuchen zu Rettung meines Lebens abzuhalten, die nur das deinige in Gefahr setzen würden. Trage fortan den Namen der Treuen, die dich ja von jeher geliebt hat wie sich selbst, trage ihn zu meinem Andenken, und verschmähe das arme Vermächtniß meiner Liebe nicht! Nur so kannst du ganz gesichert und glücklich seyn. Ich spiegelte dir unser beider Rettung als möglich vor; verzeih mir diese einzige Täuschung in meinem Leben! Und nimm zugleich ein Geständniß von mir an, das dir zeigen

wird, wie nur für dich das Leben, für mich der Tod allein wünschenswerth seyn kann: Saint-Mars liebt dich mit ungetheilter namenloser Leidenschaft des stärksten edelsten Gemüths; nie hat er zwischen uns geschwankt, was nur deiner Bescheidenheit dafür erschienen war; das Bild der Entfernten hat auch durch die liebendste Gegenwart nie verdrängt werden können. Mich aber hat von frühster Jugend auf, ein unauslöschliches Gefühl für ihn erfüllt; vergebens hab' ich es bekämpft; mit tausend und mit aber tausend Thränen hab' ich zu Gott um Kraft gerungen gegen die unglückselige Leidenschaft; der Strahl von Hoffnung, den du selbst in mir entzündet und bei deinem Weggange verstärkt hattest, er bahnte der verderblichen Leidenschaft den Weg. Ach, wenn es Sünde war, daß ich deine großmüthige Entsagung annahm, daß ich strebte, ihm dich zu ersetzen, so bin ich hart dafür bestraft; doch wollte es auch mein dunkles Verhängniß, daß ich genöthigt, ihn im Hause unsrer Tante fast jeden Tag zu sehen, das Gift der reizenden Gewohnheit in mich trinken mußte, und wenn

nun seine Schönheit, wenn die Macht seiner himmelvollen Augen einen Zauber über mich ausübt, den die Vernunft vielleicht bekämpft haben würde, so nimmt der Werth seiner Seele — ach! seine Herrlichkeit! — selbst diese für ihn ein, und macht es fast zur Tugend, ihn zu lieben".

„Mit diesem Gefühl für ihn, sah ich, wie du allein sein einziges Denken und Streben warst, wie nur die Ähnlichkeit mit dir mir einigen Werth in seinen Augen gab; ich sah dein Glück neidlos und doch in Schmerz vergehend. — So schmachtend an dem Thor des Paradieses, glaubst du, daß Daseyn eine Wohlthat ist? Doch würden mir Tugend und Religion nie erlaubt haben, es willkührlich zu enden, erst jetzt, wo ich es um so schönen Preis verkaufen kann, um dein schönes beglücktes Leben, wolltest du mir jetzt den Rettungsweg nicht gönnen, der mich von hoffnungslosem Schmerz erlösen soll"?

„Ich habe diesen Morgen vor Gericht gestanden, mich als die ausgewanderte Cäcilie von S. bekannt und meiner schuldlosen Schwe-

ſter Cordelle meine Rechte zum Vermächtniß hinterlaſſen. Die Stunden dieſer Nacht habe ich angewandt, um dir und unſern Freunden noch dies mein letztes Lebewohl zu ſagen. — Morgen früh, wenn dieſe Zeilen durch einen treuen Boten in deinen Händen ſeyn werden, iſt deine arme Schweſter nicht mehr! — Oder vielmehr, dann iſt ſie in dem Lande der ewigen Freiheit und Ruhe".

Mehrmals war Cäcilie während dem Leſen dieſer Zeilen dem Umſinken nahe geweſen; allein Angſt und die dunkle Hoffnung, noch Etwas für die Unglückliche thun zu können, riefen die erliegende Natur gewaltſam empor, bis ſie geendet hatte. Ein dumpfer Schrei unausſprechlichen Schmerzes, war Alles, was von ihren Lippen kam. Sie warf das Blatt der erſchrocknen Vertrauten hin, ſtürzte ſich, einen Augenblick Linderung ſuchend, in ihre Arme, riß ſich aber gleich wieder empor, um hinaus zu eilen. Vor ihrer Seele ſtand jetzt ihre Liebe für Saint Mars und die Verſicherung der ſeinigen, die ſie zu einer andern Zeit auf den Gipfel der Seligkeit gehoben haben würde, als

ein schweres Verbrechen, da sie das Leben der edelsten Schwester kosten sollte; der Geliebte erschien jetzt nur als Mitgenosse ihrer Schuld; anklagen hätte sie ihn mögen, daß er sie und nicht die Geopferte geliebt, doch auch Rettung von ihm erflehen für die, welche für sie beide sterben wollte.

„Sterben wollte —“ in diesem Augenblick schon gestorben war, hätte sie sich nach dem Inhalt des Briefes sagen müssen; aber: Unmöglich! ruft es bei zu fürchterlichen Unglücksschlägen in der Brust des Geängstigten; es müsse jetzt noch Rettung seyn, dachte Cäcilie und ohne irgend eine Rücksicht auf sich selbst, eilte, flog sie nach Saint Mars Hause, denn nicht ihren Geliebten, Cordeliens Retter suchte sie. —

Bleich, einem abgeschiednen Geiste gleich, mit aufgelöstem Haar und schreckzerstörten Zügen, stürzte sie in sein Gemach; welch ein Wiedersehen zwischen zwei lang getrennten, einander feurig Liebenden! Jetzt kein berauschender Kuß, kein süßer Blick, sie wurden der unglücklichen Cordelie zum Opfer gebracht, nur von

ihrer Gefahr sprach Cäcilie dem Freunde in fliegenden Worten; sie hatte ihm dabei in der Übereilung des Schmerzes ihren Brief dargereicht; — und wenige Zeilen reichten hin, auch ihn mit einem Übermaß des Jammers zu erfüllen. —

Beide eilten geflügelt nach Paris, und Saint Mars mit allem Ansehen, welches seine Verdienste um die Republik ihm gaben, fragte nach dem gefangnen Fräulein v. S. —

„Sie ist todt," war die Antwort, diesen Morgen in aller Frühe ist an ihr und zwei und funfzig Andern Vaterlandsfeinden das Todesurtheil vollstreckt worden".

Erstarrt standen die Fragenden. Selbst der Leichnam der unglücklichen Cordelie war schon mit den Körpern der übrigen Schlachtopfer nach dem Greveplatze geliefert worden; und nichts blieb allen Nachforschungen der Verzweifelnden, als die Bestätigung der trostlosen und nicht mehr zu bezweifelnden Nachricht.

Indessen war auch Larivalière eben desselben Tages mit seinem Corps in Paris eingerückt; er eilte nach dem Hause, in dem er

seine Freundinn in Schutz gegeben hatte; sein Herz schlug ihrem Wiedersehen entgegen; er fand sie nicht; — und statt ihrer die Nachricht ihrer Verhaftung und ihrer wahrscheinlich sehr dringenden Gefahr; mit welcher Hast er nach dem Gefängniß stürzte, bedarf keiner Schilderung. Er hörte dasselbe entsetzliche Geschehene, das Saint Mars und Cäcilie erfahren hatten; und fühlte das Leben auch aus seinem Herzen weichen. Allein an den Gränzen, an welchen auch der treuste Eifer der Schwester und des geliebten Freundes stehen geblieben war, begnügte sich die, obwohl verschmähte, doch heimlich fortbrennende Liebe nicht. Der tieffühlende Larivalière hatte sie edel bekämpft und glaubte sie in reinste zärtliche Freundschaft verwandelt; jetzt geheiligt durch den Schmerz, schlug sie in volle verzweifelnde Glut empor; den Leichnam der theuren Geliebten nur noch zu sehen, schien ihm das noch gebliebene unschätzbare Glück, und er verschwendete unangemessene Summen, dies Glück zu erkaufen. Seine Bemühungen bei allen den Beamten und Dienern des Ge-

fängnisses, verschafften ihm die Nachricht, daß an Cäcilien v. S. das Todesurtheil nicht vollzogen worden, sondern daß sie einige Stunden vor der Hinrichtung, todt auf dem Boden gefunden wurde, wahrscheinlich vom Schlage getroffen —.

Larivalière nahm es für eine Gnade von Gott, der ihr doch den schmählichen Tod erspart hatte. Ihr Körper sollte noch am Abend desselben Tages mit den übrigen auf dem Richtplatz eingescharrt werden. Larivalière's Range ward es nicht schwer, unter dem Vorwande, an dem Kopfe der Verstorbenen anatomische Studien aus dem Fache der Schädellehre zu machen, die Auslieferung des Leichnams zu erhalten. Ein Strahl der Hoffnung konnte wohl nicht in seine Seele kommen, allein es schien ihm Trost, sie doch so lange als möglich der Verwesung zu entreissen, und ihr eine freundliche Ruhestätte zu verschaffen.

Ohne Verzug waren, da der Abend einbrach, die theuern Überreste in seine Wohnung gebracht worden. Es war eine herzzerreissende Feier für den Liebenden; ein Heiligthum schien

dem ſchwärmeriſchen Larivalière das einſame Zimmer, in welchem die Entſeelte auf ein Ruhebette niedergelegt war, und in ehrerbietiger, andächtiger Stellung — mit ihr und ſeinem Schmerz allein — kniete er neben dem Lager nieder, auf welchem ſie ruhte. — „O du!“ rief er, „die ich mehr als mein Leben liebte! ich hoffte einſt dich glücklich in meine Wohnung einführen zu dürfen! Mit allen Gütern des Lebens dacht' ich dich zu umringen, und — ſo muß ich dich wiederfinden!“

Der Schmerz überwältigte ihn bei dieſer Vorſtellung, als er, ſich über ihr Antlitz beugend, die holden Züge betrachtete, die nun auf immer unbeweglich und unerreicht von ſeinem Schmerz ruhig im Tode fortlächelten.

„Wie, dich?“ rief er aus, indem ſeine Blicke auf der ſchönen, edelgeformten Stirn haften blieben, „dich ſollte frevelhaft der forſchende Stahl zerſtören? Du ſchönes Meiſterſtück der Schöpfung? — Auf dir ſchien ja die edle, ach! nun entflohene Seele zu thronen!“

Er drückte einen innigen Kuß auf die Lilienſtirn, und heftige Thränengüße brachen

aus seinen Augen, und fielen heißbrennend auf die erstarrten Züge. —

Wer aber vermag die wunderbare Macht zu enträthseln, mit der ein Wesen über die Seele des andern gebieten, ja selbst schon im Entfliehen sie in die Bande des Körpers zurück zu herrschen vermag? Die Nähe des liebenden Larivalière schien dieses Wunder auf die entschlafene Cordelie zu wirken; und die tiefe Verwandtschaft zweier Wesen, welche bisher der Raum getrennt hatte, schien sich in diesem entscheidenden Augenblicke zu bewähren. Mit einem namenlosen Gefühl bemerkte er ein leises Zucken um die feinen, geschlossenen Lippen.

Jetzt erst durchblitzte ihn der Lichtgedanke möglicher Rettung und durch alle Mittel, die seine Kunst darbot, flog er, um das entzückende Wunder zu vollenden. Es gelang.

Und jetzt schlug sie langsam die holden Augen auf. Doch wie von einem süßen Schrekken befangen, schloß sie sie sogleich wieder, als sie ihren Retter erblickt hatte. Leise, doch mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit, flüsterte sie: „Saint Mars? —“

„Wie? süßer Engel," rief Larivalière, der in Entzücken verlohren, noch immer auf den Knieen, neben ihrem Ruhebette gelegen hatte, ihre Hand fest in der seinen haltend — indem er aufsprang — „wer hat dir meinen Namen gelehrt? Sage, meine Geliebte?

„Wie, du liebst mich? —" rief Cordelie in dem vorigen Tone, indem sie schüchtern und wie geblendet um sich blickte. — „So bin ich wohl in einer seligern Welt erwacht? — O mein Saint Mars!" hauchte sie, wie aus tiefster Seele.

Nur eben noch zu rechter Zeit erinnerte sich Larivalière, daß der noch Schwachen jetzt Schonung und Erquickung am nöthigsten sey; wie eine süße Rose, deren zartes Weiß nur blaß geröthet ist, blühte sie unter seinen zärtlichen Bemühungen wieder auf. Es währte lang, eh sich die Liebenden das holde Wunder, den glücklichen Irrthum aufklären konnten. Daß Larivalière durch die außerordentliche Ähnlichkeit der beiden Schwestrrn sich getäuscht hatte, war leicht zu enträthseln, allein daß eine eben solche Ähnlichkeit zwei Brüder bezeich-

nete; daß Saint Mars und Larivalière in der That Brüder waren, und daß der Letztere nur um eines würdigen Verwandten willen, der ihn erzogen, seinen Familien-Namen mit dem seines Wohlthäters hatte vertauschen müssen, dieß schien wohl ein an Wunder gränzendes Zusammentreffen. Saint Mars und Cäcilie, die augenblicklich benachrichtigt herbeieilten, konnten erst jetzt sich ihres Glücks freuen, als sie von der Rettung der edelsten Schwester überzeugt wurden, und von dem herrlichen Ersatz, den die edelentsagenden beide, so wunderbar durch einander gefunden hatten. Der Tod hatte sie erst auf seine dunkle Schwelle führen müssen, um sie dem Leben glücklicher zurückzugeben.

II.

Das Turnier.

Erzählung

von

W. A. Lindau.

Adela hatte ihre Laute auf die Seite gelegt, und sah vom hohen Söller des väterlichen Schlosses über das reizende Thal, wo der Main, vom Wiederscheine der Abendsonne glühend, sich um den Fuß des dunklen Waldgebirges krümmte. Ihr Blick folgte aufwärts dem Strome, der in weiter Ferne aus einer Schlucht hervor brach, welche die abendlichen Schatten schon verhüllten, aber die letzten Strahlen der Sonne erleuchteten noch die Fenster der hohen Burg des Freiherrn von Isselstein, die auf der schroffen Thalwand stattlich hervor ragte. Nach einer Pause erweckte ein Geräusch im Burghofe sie aus ihren Gedanken, und als sie sich über des Söllers Lehne beugte, sah sie Bewaffnete und viele Reisige, die in geschäftigem Gewühle sich umher trieben.

„Hedwig!“ rief sie der Zofe, die im Ge-

mache die Stickerei des Fräuleins bedeckte, eine Altarbekleidung von blauem Sammet, die Adela nach der Genesung von einer schweren Krankheit der Kirche des Klosters gelobt hatte, wo sie erzogen war.

„Was bedeutet dieses Getümmel im Hofe?“ fuhr das Fräulein fort, als Hedwig zu ihr getreten war. „Hast du nichts vernommen? Will mein Vater ausziehen? So spät am Tage?“

„Liebes Fräulein,“ erwiederte die Zofe, als sie sich scheu umgesehen hatte: „ich weiß es nicht. Es geht alles so geheimnißvoll zu. Aber ich denke, es muß ein Anschlag im Werke seyn.“

„Ein Anschlag? Gegen wen?“ fragte Adela unruhig.

Hedwig deutete schweigend auf die Burg Isselstein. Adela erblaßte. „Was hast du gehört?“ sprach sie hastig.

„Gar nichts gehört, liebes Fräulein. Aber heraus soll's, ehe die Sonne wieder über der Burg Isselstein aufgeht. Ein Turnier ist ausgerufen, das hör' ich jeden Augenblick von den

Knappen und Knechten laut genug; aber ich wette, das ist's nicht allein."

„Ein Turnier, sagst du?" fragte Adela überrascht. „Ich habe ja noch nichts davon gehört."

„Weil Ihr um solche Dinge Euch so wenig kümmert, Fräulein — weil Ihr am Liebsten hier sitzet bei der Stickerei, oder zur Laute singt, und" — setzte das Mädchen mit schlauem Lächeln hinzu — „der schönen Aussicht in die Ferne Euch erfreuet. Aber ich sag' es Euch, liebes Fräulein, es werden Euch wohl bald wichtige Dinge aus eurer Ruhe aufwecken. Nun ja, ein Turnier ist ausgerufen, recht glänzend soll's hergehn, jeder wackre Ritter willkommen seyn aus der Nähe und Ferne. Ei, das lautet recht friedlich, als wäre Streit und Fehde abgeschworen an den Ufern des Mains. Aber um des Turniers willen macht man so viel Lärm? Diese Waffenübungen zu Fuß und zu Roß? Die Buben sind ja so geschäftig, als ob sie alle Burgen in ganz Frankenland erstürmen wollten."

„Liebe Hedwig," sprach Adela dringend,

nach einer Pause: „ich bitte dich, ziehe Kundschaft ein. Ich will meinen Vater fragen. —“

„Fragen? Erspart Euch das, Fräulein. Ich will Euch die Antwort voraus sagen, als ob ich sie belauscht hätte. Ihr wißt ja, wie verschlossen Euer Vater über alles ist, was Fehde und Männerwerk angeht, selbst gegen seine liebe Adela, das einzige Kind. Ging's Eurer edlen Mutter denn anders?

„Mein Vater ist ein verständiger, ein edler Mann, Hedwig,“ sprach das Fräulein mit einem Tone, der ein wenig ernst und verweisend war: „Und wenn er auf etwas sinnet, so kann's kein böser Anschlag und kein Unrecht seyn. Aber“ — fuhr sie nach einer Pause milder fort — „zieh' Kundschaft ein, liebe Hedwig. Mein Vater spricht nicht gern von Fehden mit mir, weil er weiß, wie sehr ich mich ängstige, wenn er Gefahren sucht. Doch ich habe meine Gründe, warum ich gern genau unterrichtet seyn wollte.“

„Verlaßt Euch darauf,“ antwortete Hedwig, wieder ermuthigt durch des Fräuleins versöhnenden Ton: „ich bring' es heraus, und

wär's in dem tiefsten Abgrund begraben. Bruno soll keinen freundlichen Blick mehr von mir haben, wenn er nicht beichtet, oder nicht ausforscht. Ich weiß, er steht gut bei dem Grafen, und hört immer mehr als Andre, oder erräth's doch leicht. Ich sag's Euch, Fräulein Adela, er ist ein verschlagener, aber ein gutherziger Junge, der Bruno, und auf wen er was hält, der kann sich auf ihn verlassen."

„Ja, ja, Hedwig, ich hab' es schon gemerkt, du magst auch wohl etwas auf ihn halten."

Das Mädchen sah erröthend nieder und blickte schlau lächelnd unter den langen Wimpern hervor, die das muntre Auge deckten als hätte sie sagen wollen: Und wie sollt' ich's denn nicht? „Er hat auch gute Gelegenheit gehabt, ritterliche Sitten zu sehen," hob sie nach einer Pause wieder an: „Ihr wißt ja, er ward auf der Burg Isselstein fast von Kindheit an erzogen, und hat mir oft erzählt, wie gut und freundlich, wie klug und muthvoll Junker Adolf schon als Knabe gewesen."

Jetzt war's an dem Fräulein, zu erröthen und die Augen nieder zu schlagen, aber

ihr Ton war noch freundlicher und sanfter, als sie zur Zofe sprach: „Geh, liebe Hedwig, versäume keinen Augenblick.“

Hedwig war mit zwei Sprüngen aus des Fräuleins Gemache, und nach einigen Minuten sah Adela sie mit den Knappen und Buben in dem Burghofe in freundlichem Verkehr. Adela blieb gedankenvoll auf dem Söller und blickte hinaus in die Ferne, wo die Schatten des Abends allmählig alles verhüllten, und endlich auch die Burg Isselstein kaum noch in trübem Nebel sichtbar war. Was Hedwig ihr gesagt hatte, erweckte unruhige Besorgnisse in ihrem Herzen. Sie wußte ja, daß ihr Vater, Graf Eberhard von Woldenberg, den bittersten Groll gegen den Freiherrn hegte, und noch vor Kurzem, nach einem mißlungenen Angriffe auf die Burg seines Gegners, geschworen hatte, er wolle den Bart nicht abnehmen, noch sein Haupthaar berühren, bis er den stolzen Jüngling gebeugt habe, der noch übermüthiger als einst sein Vater, und noch trotziger ihm widerstanden. Sie wußte, daß seit hundert Jahren eine grimmige Feindschaft die beiden nachbar-

lichen Häuser trennte, und beide nur durch Stolz abgehalten wurden, die alte Fehde, die in spätern Zeiten fast gar keinen bestimmten Gegenstand gehabt hatte, durch ein friedliches Wort zu schlichten, was ihr so leicht vorkam. Nur von Zeit zu Zeit hatte der Kampf geruht, um dann desto heftiger wieder auszubrechen, und während einer solchen Pause, wo die beiden Gegner sich bei Kampfspielen, oder an des Herzogs Hofe zuweilen mit kalter Höflichkeit begrüßt, hatte sie vor einem Jahr den edlen Jüngling kennen gelernt, der aus ihrer Hand den Dank bei einem Turnier empfing. Seitdem liebte sie ihn, und erhielt auch manches stille Zeichen seines Andenkens und seiner schüchternen Neigung. Bald hörte sie, wenn sie an dunkeln Abenden am Fenster ihrer Kammer saß, unter welcher ein steiler Pfad durchs Gebüsch auf die Landstraße hinab lief, die leisen Töne eines zärtlichen Liedes; bald erschien sogar ein andächtiger Pilger im Burghofe unter den Buben, der trotz des langen Bartes nicht aussah, als ob die Fährlichkeiten und Beschwerden der Reise, wovon er gar erbau-

lich erzählte, ihn sehr erschöpft hätten, und dessen feurige Augen mehr den kühnen Entschluß, alles zu wagen, als fromme Ergebung verriethen; bald auch fand sie in ihrer einsamen Kammer schöne Blumensträußer, und hielt es nicht für dienlich, weitere Untersuchungen anzustellen, wenn Hedwig lächelnd versicherte, sie könne nicht errathen, wie die duftende Gabe ihren Weg durch die verschlossene Thüre gefunden hätte. Nie aber hatte Adela seit den flüchtigen Augenblicken beim Kampfspiele je wieder ein Wort mit dem Freiherrn von Isfelstein gewechselt.

Gedankenvoll hatte Adela ihre Laute wieder genommen, und unwillkührlich liefen ihre Finger von Zeit zu Zeit über die Saiten, bis sie endlich, als die laue sommerliche Abendluft erquickend aus dem duftenden Gebüsche herauf wehte, und der Reiz der dämmernden Landschaft ihre Seele aufheiterte, zu den Tönen einer bekannten Weise die Worte *) sang:

---

*) Nach Muscablüt in v. d. Hagens und Büschings Museum II.

Nach Luſt ritt ich.
Da freut' ich mich
Der Sommerszeit.
Der Anger weit
Stand luſtiglich erneuet.
Da hatt' die Heid'
Ihr Winterkleid
Gezogen ab,
Mit reicher Hab'
Sah ich ſie überſtreuet.

Wie konnte ſich mein Herz erfreun,
Sah Blumenknospen ſpringen,
Und nirgend war ein Gras ſo klein,
Woran nicht Tropfen hingen.
Mit ſüſſem Thau
Hat ſich die Au'
So luſtig überzogen,
Mit Lilgen und mit Roſen roth.
Aus Liebesnoth
Kam mein Gemüth;
Des Maien Güt'
Hat mich noch nie betrogen. —

Kaum hatte ſie die letzten Worte geſungen, als ihr Vater leiſe in die Kammer trat, und die Hand ihr freundlich auf die Schulter legte. „Die Abendluft weht hier kühl herauf,

liebe Adela," sprach er, „du mußt dich noch schonen."

„O mein Vater," erwiederte das Fräulein, „diese schönen Frühlingstage haben mich wundersam gestärkt, und ich fühle mich gesunder als je. Die heilige Jungfrau hat mein Gelübde gnädig angenommen, und seit ich an dem Tuche zu ihrem Altar arbeiten kann, hab' ich mit jedem Tage neue Kräfte erhalten."

„Ei, du bist ja bald fertig," sprach Graf Eberhard, die Decke von der Stickerei hebend. „Schön — gar köstlich, mein Kind! du bist wahrlich geübter in der Kunst, als ich's mir gedacht hätte."

„Ich dank' es eurer Sorgfalt, mein Vater, die mir Gelegenheit gab, und eurer guten Schwester, der Äbtissinn, die ihre Kunst mir mittheilte."

„Aber was ist das?" hob der Vater mit einiger Überraschung wieder an, und nahm eine Schärpe in die Hand, die eben angefangen zu seyn schien.

„Lieber Vater," erwiederte Adela mit unbefangener Freundlichkeit, „ich wollte sie Euch —"

„Mir?“ sprach der Graf lebhaft. „Aber du hast dich seltsam in der Farbe vergriffen, mein liebes Kind,“ setzte er sanfter hinzu. „Himmelblau ist nicht meine Farbe,“ fuhr er nach einer Pause fort, und der heftigere Ton schien das Erwachen einer unmuthigen Regung anzukündigen.

„Es ist doch die Farbe der Treue,“ antwortete Adela sanft.

„Himmelblau!“ hob der Graf wieder an. „Meine Tochter sollte doch meine Farbe kennen,“ setzte er mit einem Tone des Vorwurfes hinzu, und die Schärpe wegschleudernd, sprach er unwillig: „Fort damit!“

Erst jetzt besann sich Adela, daß Himmelblau die Farbe des Freiherrn von Isselstein war, und eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht. Ihr Vater sah ihre Verwirrung, und in der Meinung, daß seine unfreundlichen Worte ihr Herz zu hart ergriffen hätten, faßte er ihre Hand, und sprach mit mildem Tone: „Ja, ich will eine Schärpe von deiner Hand tragen, mein gutes Kind, und zu dem nahen Kampfspiele sollst du sie mir umbinden. Aber du

weißt ja, Adela, hochroth ist die Farbe, die seit alten Zeiten die Grafen von Woldenberg auf der Bahn des Ruhmes bezeichnet. — — Komm, ich wollte dich in die Halle rufen. Einige von unsern Nachbarn bleiben zum Nachtimbiß bei mir, und du mußt ihnen den Becher zum Willkommen bringen.“

Das Fräulein ging an ihres Vaters Hand in den Saal hinab, wo sie einige Ritter, des Grafen Freunde und Lehnsleute, fand. Die Männer sprachen nur von den Zurüstungen zu dem glänzenden Turniere, das der Herzog auf des Grafen Betrieb, ausgeschrieben hatte, als aber der Wein die Köpfe erwärmte, fielen manche doppelsinnige Worte, die dem Fräulein nicht ganz verständlich waren, doch ihr verriethen, daß irgend ein geheimer Anschlag im Hinterhalte lauerte. „Da soll ein Dank gewonnen werden,“ sprach Einer, „der besser ist, als alle Ketten und Kleinode, die je von holden Frauen ausgetheilt wurden.“ „Und wer in den Sand gelegt wird, dem soll hart gebettet seyn!“ fiel ein Anderer ein. „Schwerlich wird er so bald wieder eine Lanze bre-

chen in Schimpf und Ernſt," ſetzte ein Dritter hinzu.

„Ihr meinet," fiel Graf Eberhard ein, der ſeine volle Beſonnenheit und Ruhe behielt: „daß der Sieger, wem auch Glück und Tapferkeit den Preis geben mögen, wackre Gegner finden werde. Das hoff' ich auch, wo meine Freunde in den Schranken ſind. Bring' uns noch einmal den Becher, meine Tochter! Es gelte den treuen Freunden unſeres Hauſes! Und wehe Allen, die es wagen, ſeinen alten Ehrenruhm anzutaſten!" ſetzte er finſter hinzu.

Als die Gäſte gegen Mitternacht geſchieden waren, ging Adela ſinnend in ihre Kammer, wo Hedwig ſie erwartete. Das Fräulein ſah ſie fragend an. Hedwig zuckte die Achſeln. Sie war noch immer der Meinung, daß etwas Wichtiges im Werke ſey, wiewohl ſie nichts erfahren hatte, aber auch Bruno könnte noch nichts wiſſen, betheuerte ſie, weil er ihr nichts mitgetheilt habe. Auch am folgenden Morgen brachte ſie keine tröſtliche Botſchaft und ſchien mit ihrem zuverſichtlichen Verſprechen faſt zu Schanden zu werden.

Das Fräulein quälte noch eine andre Besorgniß. Ihr Vater hatte einem seiner Gäste, dem tapfern Ritter Konrad, am vorigen Tage mehr als je seine Vorliebe bewiesen, und einige dunkle Winke fallen lassen, woraus Adela schließen mußte, daß er die geheime Absicht habe, ihm ihre Hand zu geben. Der Ritter, schlicht und dreist, verrieth auch nicht undeutlich, welche Hoffnungen er auf des Grafen Gunst baute. So wurde die Neigung des Fräuleins, früher genährt durch den Reiz des Geheimnisses, nun durch die Besorgniß einer neuen Schwierigkeit befestigt, und ehe sie dem Geliebten je das Wort der Treue gegeben, hatte sie schon das Gelübde gethan, nie einem Manne, ihn heimlich ausgenommen, Herz und Hand zu geben.

Einige Tage nachher wurde das Turnier eröffnet. Glänzend geschmückt, ritt Adela mit ihrem Vater aus dem Burghofe; Ritter Konrad an ihrer Seite. Die stattliche Schaar der Reisigen des Grafen schloß den langen Zug. Als sie am Fuße des Burgberges waren, wo die Wege nach verschiedenen Richtungen ins

Thal hinab liefen, entsendete Graf Eberhard einen ansehnlichen Theil seines Gefolges unter der Anführung eines Ritters, mit welchem er lange heimlich sprach, und nahm darauf mit den übrigen den Weg zur Stadt, wo das Turnier gehalten wurde. An der Gränze seines Gebietes standen zwei steinerne Kreuze, wo er einige Augenblicke still hielt.

„Hier fielen vor hundert Jahren zwei tapfre Männer meines Stammes," sprach er mit verhaltenem Ingrimme. „Ihr wißt es, Ritter Konrad."

„Sie fielen als Opfer eines treulosen Überfalles," erwiederte der Ritter.

Der Graf nickte bejahend. Adela sah ihren Vater fragend an. „Du hast wohl nie davon gehört?" sprach er. „Ich werde es unserm Burgpfaffen sagen, Mädchen, daß er dich ein wenig in der Geschichte unseres Hauses unterrichten soll. Das mußt du auch wissen, Adela. — Freilich —" setzte er nach einer Pause ernst hinzu — „wird man Schild und Helm mit mir in die Gruft legen, aber — ich hoffe noch Enkel zu sehen, welchen du, meine

Tochter, von den Thaten und dem Ruhme ihrer mütterlichen Ahnherrn erzählen mußt."

„Und durch welchen Unfall fielen denn jene tapfern Männer unseres Hauses?" fragte Adela, als sie den Hügel hinan ritten.

„Ein Feind erschlug sie," erwiederte der Graf, „und der Bann des Bischofs zwang ihn, jene Kreuze aufzurichten zur Sühne der That. Unsre Voralten waren so nachgiebig, sich zu vergleichen und vertragen," setzte der Graf bitter hinzu, und auf das Schloß Isselstein deutend, das eben im vollen Glanze der Morgensonne leuchtete, rief er mit stärkerer Stimme: „Von dorther zog der Mörder aus mit seiner Bande!"

Adela erblaßte, und ihre Verwirrung stieg, als ihr Vater sie anfah. „Wohl magst du schaudern vor der schrecklichen That," sprach er, „und ich hoffe, die fernsten Nachkommen unseres Hauses werden mit Schauder und Grimm auf jene Mauern blicken."

„Aber darf denn der Haß so lange forterben unter den Nachkommen, welche die alte Schuld nicht theilen?" wagte Adela nach einer Pause zu fragen.

Des Grafen Stirne wurde finster, und er schwieg lange, bis Ritter Konrad ein anderes Gespräch anknüpfte, unter welchem sie sich der Stadt näherten. Alles war hier bereit zu dem Kampfspiele und alsbald wurden die Schranken geöffnet. Die edelsten Ritter waren herbei geeilt und unter ihnen auch Adolf von Isselstein mit seinen treuen Freunden. Vor Allen glänzte der Jüngling in Waffenthaten, und selbst Graf Eberhard, ein gerechter Schätzer ritterlicher Trefflichkeit, unterdrückte nicht das neidlose Lob, dessen er ihn würdig achtete. Adela's Augen sahen nur ihn, und zu ihrem Sitze erhob er seinen Blick, so oft er seine Kraft anstrengte, um sich mit neuem Ruhme zu krönen.

Ein Tanz in der Burg des Herzogs, beschloß den ersten festlichen Tag, und Ritter Adolf war eben so gewandt und anmuthig im Kreise der Frauen, als er in den Schranken gewaltig und furchtbar erschienen war. Ehrerbietig trat er zu Fräulein Adela, sie zum Tanze aufzufodern. Sie erröthete und blickte auf ihren Vater, der neben ihr stand. Graf Eberhard machte dem Freiherrn eine schweigende Ver-

beugung, aber sichtbar that er sich peinlichen Zwang an, wenn er, wie es an dem festlichen Tage zuweilen geschah, seinem Widersacher freundlich begegnete.

Adela antwortete nur einsilbig und scheu, so oft der Freiherr während des Tanzes einige Worte an sie richtete, die sein Gefühl schüchtern verriethen. Kaum war sie wieder auf ihrem Platze, als Hedwig sich ihr näherte und ihr einen Wink gab. Das Fräulein folgte ihr unbemerkt in das anstoßende Gemach.

„Alles ist verloren," sprach die Zofe. »In diesem Augenblicke vielleicht" —

„Um Gotteswillen, was gibt's?" rief Adela bestürzt. Hedwig erzählte ihr, wie man den treulosen Anschlag gemacht habe, die unbewachte Burg Isselstein während der Festlichkeiten des Turniers anzugreifen und zu erstürmen. Ihr getreuer Bruno hatte dem Mädchen, durch Schmeichelreden verführt, den listigen Anschlag gestanden. Er war im Begriffe, den voraus gegangenen Reisigen zu folgen, da man auf ihn, der das Innere und die Umgebungen der feindlichen Burg kannte, nicht wenig rechnete.

„Und mein Vater hat den Anschlag gemacht?“ fragte Adela zitternd, „unmöglich!“

„Ihr könnt zweifeln?“ erwiederte Hedwig. „Hab' ich's Euch nicht gesagt, das Turnier wäre nur eine List? Was wollt Ihr thun, Fräulein?“

„Nein, von meinem Vater kann der treulose Anschlag nicht kommen. Er sucht seine Feinde stets im offenen Felde, Stirn gegen Stirn, aber ein tückischer Überfall — — Verrätherische Freunde haben vielleicht in seinem Namen —“

„Betrieget Euch nicht mit solchen Hoffnungen,“ antwortete Hedwig. „Ich glaube, euer Vater bricht vielleicht in diesem Augenblicke selbst auf, um im Dunkel der Nacht gegen Isselstein zu ziehen.“

„Komm in den Saal zurück!“ sprach das Fräulein ängstlich und unentschlossen. „Ich will selber sehen —“

„Könnt Ihr Euch besinnen, liebes Fräulein?“ hob Hedwig wieder an. „Ein Wort, und es ist vielleicht noch Zeit, zu warnen und zu retten.“

Das Fräulein hemmte den eilenden Schritt.

Streitende Empfindungen kämpften in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie dem bedrohten Ritter den rettenden Wink nicht geben konnte, ohne sich als Anklägerinn ihres Vaters herab zu würdigen. Aber sollte sie ihn der Gefahr überlassen? In diesem Augenblicke, als sie unschlüssig schwankte, kam ihr Vater, mit einem seiner Freunde in einem angelegentlichen Gespräche, auf sie zu. Hedwig verschwand, ohne dem Fräulein etwas zu sagen, und als Adela mit ihrem Vater in den Saal zurück kam, bemerkte man Bewegung unter Isselsteins Freunden. Der Freiherr näherte sich dem Herzoge, und bat um die Erlaubniß, hundert Goldgulden in die Hände des Ritters Konrad niederzulegen, welche dem Sieger in dem Turniere bestimmt seyn sollten, wo er am folgenden Tage den Kampf fortzusetzen gedenke. Als die Bitte gewährt war, übernahm Ritter Konrad willig, aber mit kaum verhehltem, spöttischem Lächeln das anvertraute Pfand. Das Fest wurde nun geschlossen, und die Ritter verließen die fürstliche Burg, um ihre Herbergen zu suchen.

„Wir bleiben nicht in der Stadt,“ sprach Graf Eberhard zu seiner Tochter. „Ich geleite dich den kurzen Weg nach Hause und Morgen früh können wir wieder aufbrechen.“

Adela war in einer so unruhigen Bewegung, daß sie kaum antworten konnte. Hedwig, die auf des Grafen Wink herbei geeilt war, ihre Herrinn zu bedienen, lächelte schalkhaft und schien dem Fräulein Muth zuzuwinken. Schnell ritt Graf Eberhard, von wenigen Reisigen begleitet, im Dunkel der Nacht mit dem Fräulein nach seiner Burg zurück, wo er sie der Sorgfalt ihrer Zofe überließ.

„Um Gotteswillen, rede, liebe Hedwig! was hast du weiter vernommen? fragte Adela,“ als sie allein waren.

„Ich denke, wir werden bald wichtige Dinge vernehmen, liebes Fräulein, und ich glaube, nicht alle Leute können heute Nacht so ruhig schlafen, als Ihr und ich.“

In diesem Augenblicke hörte man lauten Hufschlag im Burghofe, Rüstungen und Schilde rasselten, und als das Fräulein ans Fenster eilte, sah sie mehre Reiter aus dem

Thore sprengen. „Mein Vater vielleicht?“ sprach sie ängstlich.

„Gewiß, liebes Fräulein. Es wird sich nun bald alles vor der Burg Isselstein versammelt haben, und ich glaube, wir können vom Söller in der hellen Mondnacht wohl etwas sehen.“

„Vor Isselstein, sagst du?“ erwiederte das Fräulein. „Und der Burgherr ist in der Stadt geblieben?“

„Ihr meinet, weil er das Pfand zurück gelassen hat? Ei das war recht schlau. Aber Ihr hättet sehen sollen, Fräulein, wie er Feuer fing, als ich ihm die Warnung gab.“

„Du hast ihm die Warnung gegeben?“ erwiederte Adela überrascht, aber sichtbar von banger Bekümmerniß erleichtert.

„Gleich, als ich vor dem Saale aus euren Augen verschwunden war,“ hob Hedwig wieder an. „Und ich denke, dazu paßte ich am besten. — Aber seht dort das Feuer!“ fuhr sie fort, in die Ferne deutend. „Das ist ja nahe bei Isselstein.“

Das Fräulein sah mit großer Unruhe die

immer höher lodernde Flamme; aber bei dem hellen Scheine ließ sich immer deutlicher erkennen, daß es nur am Fusse des Berges brannte, und die Burg Isselstein mit ihren hohen Zinnen und Thürmen unversehrt über der Dampfwolke stand, als hätte sie kühn allen Angriffen Trotz geboten. So günstig dieß zu seyn schien, es konnte doch keine volle Beruhigung geben, und ängstlich blickte Adela vom Söller in die erleuchtete Ferne, ob sie etwas erspähe, das ihr über den Erfolg des Unternehmens ein Zeichen gäbe. Dumpfe Töne, wie von wildem Kampfgewühle, kamen bald näher und entfernten sich bald wieder. Hedwig, die unterdessen Kundschaft unter dem Burggesinde eingezogen hatte, brachte ihr die Nachricht, daß Graf Eberhard selber mit vielen Reisigen ausgeritten war, und seine siegreiche Rückkehr bei Tagesanbruch erwartet wurde.

Als nun der Tag zu grauen begann, erloschen die lodernden Flammen in der Ferne, und die Burg Isselstein blieb in Rauch und Morgennebel gehüllt. Tiefe Stille herrschte weit umher. Man hörte nur das Schwirren

der Nachtvögel, die ihre Wohnung in dem öden Gemäuer eines verfallenen Thurmes seitwärts vom Söller wieder aufsuchten, und bald das muntre Lied der aufsteigenden Lerche. Die Zofe bat das Fräulein, sich zur Ruhe zu legen und den Erfolg abzuwarten, der nach ihrer Meinung für die Burg Isselstein nicht verderblich gewesen seyn konnte.

„Geh hinunter, Hedwig! und ziehe Kundschaft ein," sprach Adela. „Mit anbrechendem Morgen wird gewiß Botschaft von meinem Vater kommen. Melde mir sogleich alles, was du erfährst. Nimm das, gutes Mädchen!" setzte sie hinzu, einen zierlichen Ring vom Finger ziehend, „behalt' es als einen Lohn für deine Treue."

Hedwig küßte lebhaft die Hand der lieben Herrinn, und wußte recht gut, was ihr so reichen Lohn verschafft hatte. Adela blieb allein auf dem Söller, und erschöpft von Müdigkeit, und von den lebhaften Bewegungen, die ihr Gemüth erschüttert hatten, wäre sie fast hingesunken, hätte nicht der frische Morgenwind sie aufgeregt, und die unruhige Erwartung sie

munter erhalten. Als die Morgenröthe die Gipfel der Berge erleuchtete, glaubte sie ein entferntes Geräusch zu hören, und als es immer näher kam, sah sie bald einige Reiter aus einer Schlucht am Fusse des Burgberges herauf sprengen. Nach einigen Augenblicken folgten viele Knappen und Reisige in ziemlicher Unordnung und deutlich erkannte sie ihres Vaters glänzende Rüstung und seinen rothen Helmbusch. Unten am Berge ordnete sich der Zug und ging langsam den dunklen Hohlweg hinan, der zur Brücke des Burgthores führte. Adela ging in ihre Kammer, damit ihr Vater sie nicht in so früher Stunde auf dem Söller sehen sollte. Bald nachher kam Hedwig eilig herein. Ihr Gesicht verkündigte eine unglückliche Botschaft. Der nächtliche Angriff auf die Burg Isselstein war abgeschlagen, Ritter Konrad im Sturme gefallen, aber der Freiherr von Isselstein gefangen. So lauteten die Nachrichten, die sie mit unruhiger Hast meldete.

Adela war einige Augenblicke stumm vor Bestürzung. „Der Angriff abgeschlagen, sagst du, und der Freiherr dennoch gefangen?“

»So haben mir die Knechte gesagt,« antwortete Hedwig. „Bruno ist noch nicht da. Man hat den Gefangenen vor der Burg im Gefechte ergriffen. Ich habe ihn selber gesehen, als sie ihn über den Burghof in den Thurm führten. Seine Helmhaube war tief ins Gesicht gedrückt; Wuth und Scham schienen ihn ganz außer sich zu bringen.«

„Im Thurme, sagst du, im Thurme gefangen?« sprach Adela heftig bewegt. „Und mein Vater?« setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Er sieht sehr finster aus,« erwiederte die Zofe. »Ich hab' es selber gehört, wie er zu den Knechten sagte, als sie den Gefangenen brachten: In den Thurm und daß ihr ihn scharf bewacht. — Und nach Euch hat er schon gefragt, Fräulein.«

Adela zitterte. „Ich gehe zu ihm,« sprach sie nach einer Pause gefaßter, und als sie langsam die Wendeltreppe hinab durch die dämmernde Halle gegangen war, erschien sie ziemlich ruhig vor ihrem Vater. Er erwiederte ihren Gruß mit wenigen Worten, nur nicht so freundlich als gewöhnlich. Verdruß und Unlust

sah man auf seinem Gesichte. Er sagte nur wenig, als Adela schüchtern das Gespräch auf die Ereignisse in der verflossenen Nacht leitete. „Ein Unglück," sprach er, „und man wird es verschmerzen, aber eins läßt sich nicht vergessen," setzte er bewegt hinzu, »der Verlust eines treuen Freundes, Ritter Konrad ist gefallen, meine Tochter, tapfer, wie er gelebt hat, und ich glaube, du wirst mit mir seinen Tod beklagen, wenn ich dir sage, daß ich in ihm den würdigsten Mann gefunden, der dich hätte glücklich machen können."

Adela schlug erröthend die Augen nieder, und schwieg einige Augenblicke, ehe sie antwortete, daß ihr der Tod eines Mannes schmerzlich sey, den ihr Vater geachtet und geliebt habe. Graf Eberhard ließ sich nicht weiter über die kriegerischen Vorfälle aus, und deutete mit keinem Wort auf den Gegenstand, der den Fräulein zunächst am Herzen lag. Hedwig konnte während des ganzen Tages keine gewisse Nachricht erhalten.

Unruhig ging das Fräulein gegen Abend auf und nieder in dem Garten, der auf dem

breiten Rücken des Burgberges lag. Der Thurm, wo der Gefangene saß, erhob sich an der nördlichsten Ecke der Burg über dem schroffen Abhange; aber sie sah das matt erleuchtete Fenster auf der Gartenseite und glaubte erst einen wandelnden Schatten zu erblicken. Während sie gedankenvoll umher ging, hörte sie unten im Gebüsche am Abhange des Berges, durch welches ein Pfad sich zog, eine schöne männliche Stimme:

Es zogen die Ritter den Berg hinab
Weit weit —
Und lustig voran ging's im eiligen Trab,
Zum Streit, zum Streit, zum Streit.

Hoch oben erglänzt das feste Schloß
Fern her —
Da riefen sie fröhlich und spornten das Roß:
Das Nest ist leer, ist leer.

Und wie sie nun an dem Thurme schaun
Hinauf —
Da bricht's aus dem Thor, und bald heißt es: Traun!
Wer's kann, der lauf', der lauf'.

Das Fräulein konnte, trotz ihrer trüben Stimmung des Lächelns sich nicht erwehren, als

sie hörte, wie der muntre Sänger über einen Unfall scherzte, den er wahrscheinlich selber mit empfunden hatte. Ein lautes Klatschen folgte dem Gesange, und als nun bald ein helles Stimmchen die letzten Worte spottend wiederhohlte; merkte sie, daß ihre Zofe den hübschen Bruno, oder er sie im Gebüsche gesucht hatte.

„Und so war's billig und recht," setzte das Mädchen hinzu. „Wer so die Fehde führt, der kann nichts besseres erwarten."

„Meinst du?" erwiederte Bruno. »I nun, so ganz unrecht hast du nicht. Ich lieb' es auch, den Krieg offen zu führen gegen Burgen und gegen Mädchen. Höre, ich will dir noch ein neues Liedchen *) singen, das ich heute von einem gefangenen Buben des Isselsteiners gelernt habe, den ich hieher führen mußte."

Es ging ein holdes Mägdlein hin
Und blieb beim Wächter der Zinne stehn.
»Lieb Wächter, siehst jemand mit fröhlichem Sinn,
Wenn's dunkelt, heute du zu dir gehn,

---

*) Nach dem Burggrafen von Linz, in der Manessischen Sammlung, I. 90.

So sprich du fein leise: Wer ist da?
Doch sag's nicht trotzig und frevelnd gar.
Spricht er denn gleich zu dir ein Ja!
So weißt du, daß es der Rechte war.
Dann winke du ihn ans Fensterlein;
Deß lehnet dir auch das Fräulein mein.«

„Nun hast du's verstanden, lieb Hedchen?"

„O das ist wohl sehr deutlich," antwortete Hedwig. „Und weiter!«

„Weiter? Nun ist das nicht auch klar? Komm, Hedwig, das muß ich dir ganz leise sagen."

Es harret der Wächter nicht lange hernach,
Da kam der Hochgelobte ihm nah,
Und alsbald leise der Wächter sprach,
Des Lohns erfreuet: Wer ist da?
»Ich bin's, ich bin es, der Minne begehrt;
Sey Wächter, du oben ein treuer Hort!«
Ihr seyd wohl, ich glaub' es, der Minne werth.
Ich komme, drum wartet an diesem Ort.
Nun tretet herein! so ward ihm kund;
Und er küßt —

„Pfui, Bruno!" rief Hedwig, »steht das auch in dem Liede?"

»Freilich! der Reim heißt ja:"

Den rosenrothen Mund.

„Aber des Fräuleins Mund ohne Zweifel?“ erwiederte die Zofe.

„Gleichviel, ein rosenrother Mund ist immer zum Küssen, wenn er so lieblich uns anlacht. Doch — weil du vom Fräulein sprichst — du weißt, im Thurme sitzt der arme Gefangene. —“

»Der Freiherr von Isselstein?«

„So heißt es, und ich fürcht' es selber. Es wird ihm wohl schwer und weh ums Herz seyn. Ich möcht' ihm gern etwas Gutes erweisen, für das Gute, so er mir gethan hat, als ich ein Bube war. Wie wär' es, wenn ihm das Fräulein einen Labetrunk zur Stärkung schickte? Ich darf's nicht wagen; aber wenn man euch Weiber auch ertappte, man schrieb' es eurer weichen Gutherzigkeit zu, und ließ' euch laufen.«

Adela ward sehr bewegt durch diese Worte, und in der ersten Aufwallung ihrer Empfindung stand sie schnell an der Thüre, die aus dem Burghofe in den Garten führte, um Hedwig ihre Befehle zu geben. Aber wie sollte die Zofe zu dem streng bewachten Gefangenen kommen?

Doch wenn es ihr möglich würde, könnt' es nicht der listigen Zofe, die schon einmal den Bedrohten gerettet hatte, gar gelingen, den Wächter zu täuschen, und die Kerkerthüre zu öffnen? Adela ergriff lebhaft diesen Gedanken, und Hedwig, die ihr entgegen kam, hatte nicht nöthig, ihren Vorschlag erst auszusprechen.

Das muntre Mädchen eilte, ihren Auftrag auszurichten, und kam nach einer Viertelstunde zurück, mit einer vollen Kanne des ältesten Weines, und mit der Nachricht, daß sie den Wächter des Gefangenen durch ein freundliches Wort gewonnen habe, „aber der eigensinnige Mensch," setzte sie hinzu, mache es durchaus zur Bedingung, daß ihm das Fräulein mit eigenem Munde die Weisung gebe, dem Gefangenen die Labung zu reichen." Adela hatte schon den geheimen Wunsch gehegt, den Gefangenen wenigstens unbeobachtet aus der Ferne zu sehen, und sie besann sich nicht lange, dem Verlangen des Wächters zu willfahren, da sich dann leicht Gelegenheit finden konnte, einen flüchtigen Blick in den Kerker zu werfen.

Sie war, die Zofe erwartend, fast bis an

den Eingang des Thurms gekommen, wo der Gefangene saß, und der letzte Schritt wurde nun desto leichter. Zitternd erstieg sie an Hedwigs Hand die dunkle Treppe, von welcher des Wächters Fackel ihnen entgegen schimmerte. Jetzt standen sie in dem schmalen Gange vor dem Kerker. Der Wächter, dem das Fräulein ihren Wunsch mittheilte, schob die schweren Riegel zurück und öffnete leise die Thüre, um die Zofe hinein treten zu lassen. Das Fräulein blieb draussen, und blickte mit pochendem Herzen in das Gemach, wo der Gefangene mit gestütztem Haupte bei dem matten Lichte einer eisernen Lampe saß. Er sah empor, als Hedwig mit dem Weinkruge zu dem Tische trat, und Adela erblickte mit lebhafter Überraschung — ein fremdes Gesicht. Die Zofe, der die Züge des Freiherrn von Isselstein nicht so tief eingeprägt waren, erkannte ihren Irrthum nicht eher, bis sie den Krug mit einem freundlich tröstenden Worte vor den Gefangenen gesetzt hatte. Bestürzt trat sie einen Schritt zurück, und hörte kaum die Worte, womit der Gefangene für die überraschende Gabe dankte.

„Euer Fräulein schickt es mir?“ hob er nach einem Augenblicke wieder an. „Bringt ihr meinen Dank, liebes Mädchen, für den Antheil, den sie mir beweiset. Was ich nicht zu vergelten vermag, wird vielleicht ein treuer Freund wieder gut machen können.“

Adela verlor diese Worte nicht. Das Abenteuer hatte sie überrascht, und nun ziemlich beruhigt über das Schicksal des Geliebten, wollte sie auch ihre Neugierde befriedigen. Sie konnte den Gefangenen bei dem Scheine der Lampe genau betrachten, als er sich zu Hedwig wendete, und erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben; aber aus seinem Unfalle und selbst aus seinen Worten mußte sie schliessen, daß er ein Waffenbruder des Freiherrn von Isselstein sey. Hedwig kam bald aus dem Gefängnisse zurück, das der Wächter sogleich wieder verriegelte. Sie war froh, daß der Freiherr nicht gefangen war, und erzählte nun dem Fräulein, was sie unterdessen von dem großen Verluste des Grafen und seiner Anhänger bei dem mißlungenen Angriffe erfahren hatte.

Adela erhielt volle Bestätigung dieser Nach-

richten, als sie bald nachher in ihres Vaters Gemach kam. Es war ein Ritter bei ihm, mit welchem er in ein ernstes Gespräch sich so sehr vertieft hatte, daß Beide das Fräulein nicht bemerkten.

»Mich vertragen?« sprach der Graf lebhaft, als Adela herein trat. »Ist der Rath alles, was Ihr mir zu biethen habt? wahrlich, das lohnte die Rede! nein, und wenn noch einmal so viele meiner Getreuen vor den Mauern seiner Burg begraben werden sollten ehe ich mich herab würdige, Frieden von ihm zu erbitten.« —

»Ihr mißkennt den Freiherrn,« erwiederte der Ritter. Er ist wahrlich ein edler Mann, und würde Euch eher nachgiebig entgegen kommen, selbst nach dem Siege, als Euch harte, oder schmähliche Bedingungen ansinnen. Wenn Ihr wüßtet, Graf von Woldenberg, wie hoch er Euch ehret! meine beste Burg gäb' ich darum, hat er noch neulich gesagt, und wollte gern ein Kloster stiften, oder als Pilger ins heilige Land ziehen, wenn die unglückliche Fehde mich nicht mehr zwänge, gegen den

Mann zu stehen, den ich vor Allen als ein Vorbild ritterlicher Tugend achte."

Der Graf sah den Ritter mit einiger Überraschung an und schwieg gedankenvoll, als er aber seine Tochter gewahr wurde, die schüchtern an der Thüre stehen geblieben war, sprach er, kurz abbrechend: „Genug davon!"

„Du hast viel kriegerischen Lärm hören müssen in diesen beiden Tagen, mein liebes Kind," fuhr er fort, des Fräuleins Hand freundlich drückend. „Laß dich dadurch nicht stören. Sitze fromm und fleißig in deiner Kammer, und bete, daß unseres Hauses Ehre siege, wofür dein Vater und seine wackeren Freunde streiten."

»Ich bete, mein Vater, daß Gott Euch mit Glück und Ruhm des Friedens Segen gebe," erwiederte Adela, und barg, sich neigend, die erröthende Wange an seiner Hand.

Als sie bei dem Nachtessen saßen, ward gemeldet, daß ein Knappe des Freiherrn von Isselstein mit friedlicher Botschaft Einlaß begehre. Der Graf schien überrascht zu seyn, und gab nach einigen Augenblicken Befehl, den

Fremden herein zu führen. Der Knappe, ein einnehmender Jüngling, brachte einen freundlichen Gruß von dem Freiherrn, der um die Freiheit seines gefangenen Freundes bat, und es dem Grafen überließ, das Lösegeld zu bestimmen. Des Grafen finstre Stirne schien eine abweisende Antwort anzukündigen. Sein Freund, der junge Ritter, wagte ein versöhnendes Wort. Durch sein Beispiel dreist gemacht, bat auch das Fräulein, die friedliche Eröffnung geneigt aufzunehmen, und hoffte günstiges Gehör zu finden, da sie von Hedwig wußte, daß unter den Knappen des Grafen die Meinung herrschte, es habe vor Allen Ritter Konrad den Haß ihres Vaters gegen den Freiherrn gereizt und auch den mißlungenen treulosen Anschlag ersonnen.

Graf Eberhard verwies die Bittenden mit ungeduldiger Gebehrde zur Ruhe. „Sagt eurem Herrn," sprach er darauf zu dem Knappen, „ich behalte meinen Gefangenen, so lange die gerechte Fehde dauert; Lösegeld nehm' ich nicht."

Betroffen von der rauhen Antwort, blieb

der Knappe stehen, und schien noch ein Wort wagen zu wollen.

»Gott befohlen!« fuhr der Graf, schnell einfallend, fort.

Der Knappe neigte sich und ging. Eine tiefe Stille herrschte. Adela schlug zitternd die Augen nieder. Der Ritter fühlte, daß er den Grafen durch jedes neue Wort über den Gegenstand der Botschaft nur reizen würde, und suchte ein andres Gespräch anzuknüpfen. Der Graf aber mochte die wahrscheinlichen Folgen der rauh abgewiesenen Friedensbothschaft still bedacht haben, und als hätte er einen Angriff besorgt, oder selber angreifen wollen, gab er plötzlich Befehl, seine Reisigen zum Kampfe zu rüsten, und bei Tagesanbruche zu einem Kriegszuge bereit zu seyn.

Kaum hatte er seinen Willen verkündet, als ein lautes Geräusch am Burgthore verrieth, daß ein später Gast Einlaß begehrte. Es sey der Freiherr von Isselstein, meldete im nächsten Augenblicke mit unruhiger Hast ein Diener.

„Der Freiherr von Isselstein?“ rief der Graf aufspringend. „Ha! mir das? Fort!

Fort! Alles zu den Waffen! Er soll büßen für diesen Frevel, so lange mein Arm sich regen kann.«

„Er ist unbewaffnet vor dem Burgthor und nur ein Knecht begleitet ihn,« erwiederte der Diener. „Ich hab' es selber gesehen.“

„Allein? Unbewaffnet? Eine List, nichts als eine List,« erwiederte der Graf.

»Er bittet nur für sich allein um Einlaß,« hob der Diener wieder an. „Er begehrt nur ein Wort mit Euch zu sprechen, Herr Graf.«

„Was könntet Ihr dabei wagen?“ sprach der Ritter. »Ich wette, er wird Friedensanträge machen, und Euch einen Beweis seines unbegränzten Vertrauens geben wollen.«

»Laßt ihn herein,« befahl der Graf. „Ich erwarte ihn hier.“

Es war eine lange Pause. Graf Eberhard ging schnell auf und nieder und schien mit sich selber zu kämpfen. Adela verbarg kaum ihre heftige Bewegung. Der Ritter ermahnte noch einmal zur Versöhnung.

Adolf von Isselstein trat mit dem Ausdrucke eines edlen Selbstgefühles in den Saal;

als aber sein erster Blick dem Fräulein begegnete, schien er einen Augenblick zu brauchen, um ruhigere Fassung zu gewinnen.

„Was führet Euch zu mir, Freiherr von Isselstein, in so später Stunde?“ sprach der Graf ernst.

„Es ist die Stunde, wo ich erfahren habe, daß mein Freund in eurer Gewalt ist, Graf von Woldenburg. Er wehrte in der letzten Nacht den Todesstreich ab, der mir drohte, und ward in der Verwirrung des Gefechtes gefangen. Wohlan, gebt ihm die Freiheit — aber sagt's ihm nicht, er würde sie nicht annehmen um solchen Preis — und behaltet mich — Ihr seht ja, ich bin wehrlos — behaltet mich als euren Gefangenen.“

Der Graf sah ihn einige Augenblicke mit stummer Überraschung an. »Freiherr von Isselstein,“ sprach er nach einer Pause, »ich bin nicht aufgelegt, mit Euch zu scherzen.“

»Und ich rede ernst von ernsten Dingen,“ erwiederte Jener. »Noch einmal, gebt meinem Freunde die Freiheit und öffnet mir sein Gefängniß.“

Der Graf war sichtbar bewegt. Er ging einige Male hastig auf und nieder, und blieb dann vor dem Freiherrn stehen. „Ja,“ sprach er, »ich möchte Euch gefangen nehmen, um Euch für immer fest zu halten. — — Euer Freund ist frei von Stund' an, aber —« setzte er lebhaft hinzu, dem Freiherrn die Rechte bietend — »Eure Freundschaft fodre ich als Lösegeld.«

Der Freiherr drückte gerührt die dargebotene Hand. »Wem ich sie gebe,« sprach er, »der hat sie auf ewig.«

Adela wurde von diesem Auftritte so lebhaft ergriffen, daß selbst dem Ritter ihre heftige Bewegung auffiel. »Wohlan, meine Tochter,« sprach Graf Eberhard zu ihr: »fülle die Becher zum Willkommen. Es hat wohl lange nicht ein Isselsteiner hier Gastfreundschaft genossen; von nun an aber soll's öfter geschehen, hoff' ich.«

Der Gast kam oft in den nächsten Monaten und ward immer freundlicher bewillkommt, bis er endlich kam, das schöne Fräulein auf seine Burg zu führen. Auf der Stelle, wo die

steinernen Kreuze standen, erbaute er, sein Gelübde zu lösen, ein Frauenkloster, und oft, wenn die Abendglocke des Kirchleins im anmuthigen Thale hinauf schallte, erzählte Adela ihren Kindern, wie vor Zeiten die freundlich vereinten Stammburgen durch Zwietracht getrennt gewesen, und sprach dann mit mildem Tone: »Die Friedfertigen werden Gottes Kinder heißen!«

III.

Die gute Zeit.

Gestern hatt' ich einen seltsamen Traum: ich befand mich auf einer ungeheuern Ebene, worauf eine unzählbare Menge Menschen aller Länder, von Kamtschatka bis nach Spanien und aller Zeitalter, vom »Es werde Licht« bis zum 31sten Dezember 1820 versammelt waren.

Meine Tante war bei mir, eine gute alte Frau, welche die alten Sitten und die gute alte Zeit über Alles liebt. — Sie sah einen Mann, seiner Kleidung nach aus den Zeiten Ludwigs XIV. O, was war die Zeit dieses großen Königs doch für eine gute Zeit! rief meine Tante. — Hohle dich der Henker, unbesonnene Schwätzerinn, sagte der Mann mit der großen Perücke, diese Zeit war eine Höl-

Ienzeit, Kriege, Armuth, Laſter, Verderbtheit der Sitten, Faulheit und Stolz, das hab' ich dazumal geſehen. Jenen Mann ſieh an — den dort mit dem zurückgeſchlagenen Hut und der dicken Halskrauſe, der lebte unter dem guten Heinrich, der hat die gute Zeit geſehen. Was hab' ich geſehen? — verſetzte der eben beſchriebene Mann — gute Zeit? — ja — Bürgerkriege, Aufruhr, Morde, Mönchsregierung, Einkerkerungen und Hungersnoth. Dort blicke hin auf jenen Krieger mit dem Bruſtharniſch, Armſchienen, Schild und Lanze, der lebte in der guten Zeit. — Du irrſt ſehr — erwiederte der Krieger Carlmanns, du haſt alſo nichts gehört von den Zauberern, von den Wegelagerern, von dem Fauſtrechte? dort der Mann in der Tunika der Römer, der hat in der guten Zeit gelebt. — Beim Hercules! das iſt arg, ſchrie der Tibermann, haſt du denn den Suetonius und Tacitus nicht geleſen, kennſt du Tiberius, Caligula, Nero und Caracalla nicht? — Dort wirf deine Augen hin auf Jenen in der Toga, der kann dir die gute Zeit beſchreiben, der hat noch zu Zeiten der Republik gelebt. Beim Bachus, rief

der Mann mit dem krausen Barte, die Zeiten der Republik waren die elendesten. Schlachten, Dezemviren, Aufruhr, das Volk auf dem heiligen Berg, das agrarische Gesetz, Wahlen durch Faustkämpfe, ewige Dicktaturen, Verweisungen ins Exil, nennst du das gute Zeit? — Dort schau hin, dort steht ein Athenienser, der hat die gute Zeit gesehen. Ja, die eiserne Zeit, sprach der Athener. Armes Griechenland, welches in hundert kleine Staaten zerstückelt war, wovon einer den andern verschlingen wollte — kleine Reiche, kleine Republiken, große Tirannei, Democratie, Aristocratie, Oligarchie, Faktionen, Kriege, Verrätherei, Sclaverei unter der Benennung Freiheit, das war Griechenland. Siehst du jenen Mann dort in der Thyara, er hat Semiramis gesehen, damals war die gute Zeit. O! welche Sprache, seufzte der Mann in der hohen Mütze! Ninive, Ecbatana, Babylon, Suza, Persepolis, erbärmliche Städte! — verruchtes Zeitalter, unglückliches Asien, dort jener ehrwürdige Alte — er heißt Adam, der hat die gute Zeit gekannt und nur der allein hat sie gekannt. — Daß dich

Die Schlange beiße, rief der Altvater, damals gab's nur ein einziges Weib, mit der hatt' ich zwei Söhne, wovon Einer den Andern erschlug. Die gute Zeit müßt ihr auf Erden gar nicht suchen, nur über den Sternen ist sie zu finden.

J. G. Kastelli.

IV.

Die Rosen.

Erzählung

von

Julie von Smith.

1.

Millionen Sterne blickten hell und freundlich auf den Blumenteppich im Garten der Burg Felsheim; in den Schleiern des Abendnebels wiegten sich süße Blumendüfte und flatterten der träumenden Ida entgegen, welche in das hohe Fenster gelehnt, im Anschauen der nächtlichen Scene und in dem täuschenden Spiele ihrer regen Einbildungskraft sich verlor. Der Mond warf seine Silberstrahlen auf die Gegenstände umher, die sich unter ihrem Einfluß zuweilen recht seltsam gestalteten. Dem unruhig umherschweifenden Blicke des Mädchens schienen sie oft Manches in ihr lebende Bild so deutlich darzustellen, daß sie starr hinaussehend sogar ihren Athem zurückhielt, um ja an der Erscheinung nichts zu stören. Jetzt regte sich et-

was im Halbdunkel der schlanken Bäume; das sehnsüchtige Herz pochte ungestüm. Sie fühlte sich wie gezwungen, sich über das Fenster so weit als möglich zu bücken, um alles genauer auszunehmen. Jemand trat hervor, sie wähnte Gang, Wuchs, kurz das ganze liebliche Bild ihres Innern verwirklicht zu erkennen. — Die Gestalt kam näher und — der Gärtner Thomas schritt einher. Unwillig über die Selbsttäuschung, ein wenig beschämt über das rasche Spiel ihrer Phantasie, die ihr jede Wahrscheinlichkeit vergessen machte, verließ Ida das Fenster von den verschiedensten Empfindungen bewegt. Sie nahm zerstreut ihre Guitarre in die Hand, jedoch die Saiten, deren Ton sich sonst doppelt kräftig und schön in ihrem Spiel ausnahm, klangen jetzt kaum vernehmbar unter dem unsichern Griffe; sie wollte singen, aber die Worte des Dichters so wenig im Einklange mit ihrer Seele, erstarben auf den zitternden Lippen, welche nur heiliges und tiefes Empfinden der ersten Liebe aussprechen wollten. Sie legte das Instrument bei Seite, und fühlte sich nun erst recht allein, da nichts dem Unermeßlichen in

ihrer Bruſt befriedigend entſprach. Drückend wurde ihr die Luft im kleinen Zimmer und in einer Minute ſtand ſie mitten unter den hellen Blüthen im Garten. Da ward ihr beſſer. Mit Wohlgefallen betrachtete ſie die ſchönen Töchter des Sommers. Alle hoben vom abendlichen Thau erquickt friſcher ihre Häupter empor. Da gewahrte ſie in deren Mitte eine koſtbare fremde Pflanze, die verwelkt und halb entblättert ſich traurig zur Erde neigte. Die Mittagsſonne hatte ſie mit ihren glühenden Strahlen beinahe vernichtet, und die ſchwarzen ausgebrannten Zweige bildeten den grellſten Kontraſt mit den anziehenden Farben der nachbarlichen Blumen. Da zertrat ein ſchmerzliches Bild der Wahrheit Ida's Sehnen und Hoffen. »Arme Blume —« ſprach ſie bewegt, — »dir geht es wie mir an jenem Abend, wo ich im zahlreichen Kreiſe der ſchönen Frauen und Mädchen die einzige war, auf welche kein Auge mitleidig ruhte. — Der Kenner wird dich wohl bewundern wegen deines ſeltenen innern Werthes, aber dennoch kalt an dir vorübergehn, unwillkührlich wird er die Hand nach der lieblichen Roſe ausſtrecken, die

er im Grunde freilich in jedem Garten erblickt, deren reizendes Äussere ihm aber immer neu erscheint."

Ida erschrack nun über das harte Wort, welches sie über ihr eigenes Leben ausgesprochen hatte. Zum ersten Mal drängte das Bedauern um ihre vorige Schönheit bittere Thränen aus ihren Augen. Sie floh den Anblick dieser Unglück verheissenden Blume und kehrte kummervoll in ihr Zimmer zurück. Ein Gedanke hatte die ganze herrliche Natur und die freundliche monderhellte Sommernacht jedes Schmuckes beraubt, und hatte für sie die Erde so wie ihre Zukunft mit einem kalten eisigen Schleier bedeckt. — Sie hob den thränenden Blick zum Himmel empor, als sollte sie dort allein Trost und Erfüllung ihrer Wünsche finden. Wohl trug das gute Mädchen in ihrem Busen ein Herz so treu, so rein wie der blaue Himmel, so hell wie die seligen Sterne. Alle Tugenden eines wahrhaft zarten weiblichen Sinnes verliehen ihrer Seele einen eben so unvergänglichen Glanz als jenes Licht von oben, aber grausam hatte die Krankheit das schöne

Werk des Schöpfers in seiner äußern Form zerstört.

2.

Idas Schönheit und Anmuth in ihrem fünfzehnten Jahre gebot Bewunderung, und die unendliche Güte ihres reichen Herzen erwarb ihr allgemein Wohlwollen und Liebe. Ihre Eltern, deren einzige Freude und Stolz sie war, hatten alle ihre Mühe und Sorge daran gewendet, der gegen sie so freigebigen Natur durch die feinste Bildung beizustehen. — Ida hatte eine Cousine, mit welcher sie erzogen wurde, und für die sie der Gegenstand einer wahrhaft schwesterlichen Anhänglichkeit war. — Rosa war um einige Jahre jünger, hatte ein Gesichtchen eben so hübsch und blühend als es ihr Name zu verlangen schien, und alles Anziehende, was eine gute Erziehung zu geben vermag, verband sich mit dem zauberischen Liebreiz ihrer wahrhaft junonischen Gestalt. Doch Tiefe des Gemüths kannte sie kaum dem Namen nach, hatte wohl auch nie gewußt, was Gemüth eigentlich bedeute, noch weniger es gefühlt, und so glich sie einem Uhrgehäuse, besetzt

mit prächtigen Brillanten, dem jedoch das Werk mangelt! — Nichts als ein leeres Behältniß. — Das konnten aber fremde Menschen nicht beurtheilen. Die Brillanten sprühten ein so schönes Feuer, daß die geblendeten Augen verwöhnt und kurzsichtig wurden. Besonders auffallend war ihr Glanz in zahlreichen Versammlungen, je mehr Lichter, desto mehr Funken und die unmäßige Eitelkeit des Mädchens, verleitete sie alles aufzubieten, wenn sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Das anspruchlose Betragen Idas, bei ihrem unendlich größern Werthe, stach dagegen wunderbar ab. — Beide Mädchen aber galten überall für seltene Erscheinungen, und die ganze umliegende Gegend betrachtete sie als Muster.

Glücklich in ungetrübter Ruhe verlebte Ida ihre Kindheit bei geliebten Eltern und in der Nähe der Freundinn, deren Schloß am Fuß des Berges lag, auf welchem sie selbst in dem ihrer Familie wohnte. — Jetzt wurde sie von jener fürchterlichen Krankheit überfallen, welche das Schicksal ihres Lebens bestimmte. — Sie genas — aber spurlos war das schöne Antlitz

verschwunden; statt dessen stellten sich den erschrockenen Eltern fremde, von den Blattern grausam zerrissene Züge dar. Ein Ausdruck milder Güte war das einzige, woran sie noch ihr armes Kind erkannten, und der zarte reizend geformte Wuchs war ihr allein von ihrer vorigen Schönheit geblieben. Ida ertrug diesen Verlust mit himmlischer Geduld, aber einen Schrei des Entsetzens kostete es sie dennoch, als sie sich zum ersten Mal im Spiegel erblickte. Nach diesem Augenblick jedoch unterdrückte sie sorgfältig jede Klage, um den Kummer der guten Eltern nicht zu vermehren. Sie rief muthig ihre vorige muntere Laune zurück, und gewann sie um so leichter, als der leichte Sinn ihres damaligen Alters wohl auch viel zu ihrer Beruhigung beitrug. — Nun arbeitete sie an der Ausbildung ihres Geistes noch emsiger, um wenigstens durch Liebenswürdigkeit andere Mängel zu ersetzen. Die Jahre brachten sie selbst dahin, daß sie recht ruhig und ungezwungen über ihr, wie sie es nannte, verunglücktes Gesicht scherzen konnte, ja sie war selbst im Stande, ein Bild, ihre frühern Züge darstellend, in ihrem

Zimmer aufstellen zu lassen. Zog das wahrhaft schöne Gemählde die Aufmerksamkeit auf sich, so stand sie dann vor dem Bewunderer und versicherte in einem komisch bedauernden Tone, »so bin ich gewesen.«

3.

Ida war jetzt zwanzig Jahr alt geworden. Noch hatte sie nie den leisesten Wunsch gefühlt, die Liebe eines Mannes zu erwecken, auch hatte dieß bis nun noch keiner bei ihr vermocht. Seit zwei Jahren lebte sie nur, um den Tod ihrer zärtlich geliebten Eltern zu beweinen, und die tiefe Trauer ihres Herzens hatte sie bis jetzt in ihrer Einsamkeit zurückgehalten. — Ein Anverwandter, der zu ihrem Vormund ernannt wurde, hatte sich mit seiner Frau in ihre Nähe gezogen, und die Sorge, welche sie für diese alten Leute trug, war nun das einzige Interesse ihres Lebens.

Am ersten Mai drang die Frühlingssonne recht hell und freundlich durch eine kleine Öffnung der seidenen Vorhänge bis zum Bett der schlafenden Ida, und neckte sie mit ihren lokkenden Strahlen so lange, bis sie erwachte.

Unwillkührlich blinzelte sie über den Glanz der frühen Besucherinn und stand hastig auf, um sich an der Schönheit des Morgens zu erquicken. Sie riß das Fenster auf und besah mit Entzücken das Gemählde, das vor ihr lag. Auf ihren Lippen schwebte ein frommes Dankgebet, welches sie recht vom Grunde ihres Herzens an den Schöpfer aller Herrlichkeiten richtete, und ihr guter Engel trug es wohlgefällig zu Gott, denn er wußte, daß es rein und seiner würdig war. — Doppelt lieb war ihr die schöne Aussicht, denn die weißen Mauern der freundlichen Wohnung ihrer Rosa schimmerten ihr entgegen, und dabei lachte ihr das noch ungetrübte Glück der Freundschaft und die tausend Erinnerungen, die sich daran knüpften. — Sie hätte gern mit dem Cousinchen über ihr spätes Aufstehen geschmollt, da sie nun die Lust des Morgens allein genießen mußte. Aber die Sonne hatte dießmal den Scharfsinn eines Weibes gebraucht und nur jene geweckt, welche sie recht aufrichtig bewundern würde. — Mochte doch Rosa schlafen, so lange sie wollte, sie hätte den wahren Genuß Ida's selbst wachend

nicht getheilt, und kaum begriffen. Ida's Seele war jetzt recht heiter gestimmt, aber gerade dann, wann ihr so zu Muthe war, fiel ihr ein, daß die guten Eltern ihre Freude nicht mehr theilen, oder sich der ihrigen freuen konnten. Da drängte es sie jedes Mal zu ihrem einfachen Grabhügel und dort weinte sie aus Reue, daß sie sich ohne sie hatte freuen oder den Schmerz ihres Verlustes auf kurze Zeit hatte vergessen können. An diesem Morgen erging es ihr eben so; mit beklommenem Herzen schritt sie durch den Garten den Weg zum Kirchhof der Schloßkapelle. Sie brach alle ersten Blüthen des Jahrs, die ihr begegneten, sammelte sie in ihre Schürze und ihre Wehmuthsthränen fielen als Morgenthau auf diese ihren Eltern bestimmte Gabe herab. Ihr entschlummerter Vater hatte gesagt: „wenn ich sterbe, wünschte ich unter freiem Himmel meine letzte Wohnung zu finden. Mir däucht, daß die freundliche Frühlingssonne, wenn sie auf meinen Hügel schiene, mich noch im Grabe wärmen und ich mich ihrer freuen würde. Mir graut vor unserer Familiengruft und vor allen den eitlen

und unnützen Ehrenbezeugungen, die sich meine Vorfahren für ihre Nachfeier angeordnet haben.« — Seinem Wunsche gemäß, erkannte man nur an einem vergoldeten Kreuze im engen Kirchhof, die letzte Stätte des edlen Herrn von Felsheim. Dieses einfache Kreuz aber zog täglich hunderte seiner, durch ihn glücklich gewordenen Unterthanen herbei, um für ihren geliebten Wohlthäter Segen und Gebet auszusprechen. — Neben ihm unter einem zweiten ähnlichen Kreuze ruhte seine treue Begleiterinn in diesem Leben, die ihm auch bald in jenes gefolgt war. Da saß nun Ida zwischen den Gräbern ihrer Lieben, die Erinnerung an ihren letzten Abschiedskuß im wunden Herzen, ihre Blumen im Schooße, die sie nach und nach trauernd um die Kreuze wand, den lachenden Himmel über sich, aus dessen Mitte Gottes allsehendes Auge ihren frommen Wandel betrachtete, — und um sie her die frisch belebte Natur. Da trat der alte Franz, der sie schon im ganzen Schloß vergebens gesucht hatte, einen Brief in der Hand, an die Thüre des Kirchhofs. Sein Herz hatte ihm gesagt, wo

das Mädchen seyn werde. Kam er doch selbst alle Tage hierher, um seinen guten Herrn zu beweinen, und zu jammern, daß er ihm nicht vorangegangen war. Er liebte Ida, wie sein Kind, — er hatte ihre ersten Schritte bewacht — und sie war ja die Tochter seines Herrn!

Als er jetzt das Mädchen erblickte, blieb er von ihrem Schmerz ergriffen, an der Thüre stehen, und zwei große Tropfen fielen aus des alten Mannes Augen herab. Er wischte sie eilig ab, und wollte sich seines Auftrags entledigen, denn pünktlich war der alte Franz, dieß konnte ihm niemand nehmen, nie kam er eine Minute zu früh oder zu spät. Er hob schon den Fuß, um vorzutreten, aber es kam ihm vor, als wäre Blei daran, und es wollte dießmal mit der Pünktlichkeit durchaus nicht gehen. Er betrachtete den Brief mit ungewissen Blicken, kehrte ihn nach allen Seiten um, und sagte endlich zu sich selbst, indem er Ida von der Seite ansah. „Nein, jetzt kann ich mit der Einladung nicht herausrücken, wenn ich gleich selbst durch mein Schweigen Ursache werde, daß der Bediente eine Viertelstunde länger auf

Antwort wartet. — Gott weiß, daß man in einer Viertelstunde viel versäumen kann,« wiederholte der alte Franz für sich. — Und der Alte hatte wahrlich Recht. Fünfzehn Minuten haben oft Manches geändert. Möchte doch Jeder in dem Buche seiner eigenen Erfahrung nachblättern, um zu ersehen, wie Vieles oft anders geworden ist durch die Folgen dieses an sich doch so kleinen Zeitraums. Der alte Franz wartete geduldig mit seiner Ball-Einladung, bis Ida aus ihrer Traumwelt zurückkehrte, — und nun setzt ihr, daß den Alten sein inneres Gefühl wieder recht gut leitete. Das Bild vor seinen Augen und die Einladung, konnten nicht zusammenpassen, das sah er wohl. — Ach der Alte hatte hierin einen richtigern Takt gezeigt, als jene fein gebildeten Menschen der großen Welt, die unsere Gefühle, unser ganzes Innere so oft durch ähnliche Ball-Einladungen zertreten und martern, und nicht einmal ahnen, was sie an uns ausüben. — Der alte Franz hatte aber ein Herz — gerade was man bei jener Art Gebildeten am seltensten trifft.

Jetzt hatte Ida keine Blumen mehr; sie stand auf und verließ fröhlichern Sinnes den Kirchhof — eine theure Pflicht war erfüllt, und sie kehrte mit diesem Bewußtseyn ruhig nach Hause. Da kam Franz ihr entgegen und gab ihr den Brief. Diese Einladung, die sich nicht schicklich ablehnen ließ, verstimmte sie. — Anverwandte von ihr feierten ein Familienfest in einem nachbarlichen Schlosse und baten recht angelegentlich um ihre Gegenwart. Sie hatte seit zwei Jahren jede Unterhaltung vermieden und auch ihre Trauerkleider nicht abgelegt, — indeß, glaubte sie in ihrem Alter nicht berechtigt zu seyn, sich den gesellschaftlichen Pflichten gänzlich zu entziehen, und auf den Zuspruch ihres Vormundes, nahm sie die Einladung an.

Je näher die Stunde kam, wo Ida nach dem Ball fahren sollte, je ängstlicher wurde ihr zu Muthe. Sie verglich den reinen Äther um sie her mit der schweren Atmosphäre, die ihrer im überfüllten Tanzsaale harrte, die bekannten treuen Gestalten ihrer guten Hausgenossen mit den musternden Blicken, und den schalen Redensarten der ihr fremden Gäste,

und würde, als der Wagen vorfuhr, viel darum gegeben haben, wenn jemand aus Liebe zu ihr an ihrer Statt hätte einsitzen wollen.

Schüchtern trat sie in die glänzende Versammlung; sie hatte sich verspätet, und fand die Gesellschaft schon in mehrere Zimmer vertheilt, wo die Verschiedenheit der unterhaltenden Gegenstände Jedem erlaubte, seiner besondern Neigung zu folgen. In dem Saal, welchen Ida betrat, befand sich ein Kreis von Frauen und nicht tanzenden Mädchen, die ein allgemeines Gespräch führten. Es folgte ein Zimmer für Spiellustige und endlich kam der eigentliche Schauplatz des Balles, wo man abwechselnd tanzte und Musik machte. Ida blieb im ersten Zimmer, schloß sich dem Kreise der ruhig Sprechenden an und suchte mit den Blikken, ob ihre Hoffnung, Rosa und ihre Mutter dort zu treffen, sich nicht erfüllen werde. Sie hatte Rosa den ganzen Tag über erwartet und wenigstens darauf gerechnet, daß sie auch eingeladen seyn und ihr die Last dieses Abends durch ihre Gesellschaft, erträglich machen werde. Doch mit jeder Thür, die sich öffnete und

schloß, ohne ihr ein befreundetes Gesicht entgegen zu führen, fühlte sie ihre Fassung und die heute mühsam hervorgebrachte gute Laune verschwinden. Sie saß traurig und einsylbig. Da gesellte sich zu ihr der würdige Pfarrer des von ihrem Schlosse abhängigen Dorfes Felsheim.

Das stille Wesen Ida's zog ihn von jeher wunderbar an, und der ernste strenge Mann unterhielt sich gerne mit dem jungen Mädchen. »Sie ist die erste unter euch —« sagte er oft in seiner Aufrichtigkeit zu andern — „mit welcher ich ein vernünftiges Wort sprechen kann.« — Er lächelte zwar dabei recht gutmüthig, als sey dieß nicht so ganz genau zu nehmen, aber die Mädchen ärgerten sich dennoch ein wenig darüber, und beneideten die Weis'gepriesene.

Pfarrer Mollbach nahm jetzt Ida bei der Hand und fragte gütig, warum sie nicht lieber im Tanzsaale verweile und sich der fröhlichen Jugend anschließe? Ida antwortete, »sie wäre hier fremd und scheue sich, allein unter die vielen Unbekannten zu treten. »Nun liebe Ida,« versetzte der gute Pfarrer, »so will ich sie einführen. An meiner Seite ist meine junge Freun-

dinn vor jeder Bemerkung geschützt, und ich sehe mich gerne beneidet,« setzte er freundlich hinzu, indem er ihr seinen Arm bot.

In dem reich decorirten und beleuchteten Saale standen drei Reihen gepolsteter Sitze, wovon jede über die andere etwas erhaben war. Über der dritten vermengten sich mit den eleganten Wandleuchtern viele hundert künstlich angebrachte Gefäße mit den seltensten und schönsten Pflanzen gefüllt, deren Zweige, Blätter und Blüthen ein herrliches Dach über den Köpfen der Sitzenden bildeten. Alle Plätze waren auf dieser Reihe zum größten Mißvergnügen Idas bereits eingenommen, die sich, gerne in etwas wenigstens der Natur wieder genähert hätte. Der Pfarrer führte sie demnach zu dem untern Sitze, indem er sich an ihrer Seite niederließ. — Dankbar bewies sich Ida für seine Güte sie nicht verlassen zu haben und begann ein Gespräch, welches ihr die ganze Umgebung vergessen machte und sie hinderte, das allgemeine Aufsehen gewahr zu werden, welches die seltene Auszeichnung, womit sie Herr Mollbach behandelte, erregte.

Plötzlich nahm ein Gespräch zweier Personen, die hinter Ida saßen, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine ihr nicht unbekannte Stimme sagte: „und ich versichere sie, Graf, daß oft Züge, die durch diese Krankheit entstellt und zerrissen wurden, dennoch anziehend seyn können, wenn eine schöne Seele sich in ihrem Ausdruck spiegelt, ich habe an meiner Freundinn Ida den deutlichsten Beweis meiner Aussage.“ — „Seltsam genug“ — versetzte der Graf — „aber ich konnte noch nie einem von den Poken mißhandelten Gesichte begegnen, ohne daß es auf mich einen unendlich widrigen Eindruck gemacht hätte, so zwar, daß ich eine ähnliche Erscheinung sorgfältig meide. Es ist eine Schwachheit, die alle Gründe meiner Vernunft noch nicht besiegen konnten.“ —

Obwohl diese Schlußrede Ida keineswegs angenehm seyn konnte, so trieb sie ihre erste Empfindung dennoch durch einen sonderbaren Widerspruch sich rasch nach dem Sprechenden umzukehren. Sie erblickte einen jungen Mann, ernsten und edlen Ansehens, der mit einer ihrer Freundinnen sprach. Als diese letztere Ida er-

blickte, rief sie ihr freundlich entgegen, „o wie freue ich mich, dich zu sehen, Herzenskind, ich sprach so eben von dir, und hoffte wenig auf diese angenehme Überraschung.“

„Ich habe dich schon gehört“ — versetzte Ida — „und auch deine freundschaftliche Vertheidigung gegen die Äußerung dieses Herrn,“ setzte sie scherzend hinzu, denn sie opferte gern ihr Bischen Eitelkeit, um sich durch die Verlegenheit des Grafen ein wenig unterhalten zu können. „Ja ja“ — fuhr sie lachend fort — „ich bin auch eine der ursprünglich guten Sachen, welche die Mode verdarb. Als ich ins Leben trat, kannte man bereits das Mittel, um dem Unglück, das mich getroffen, zuvorzukommen. — Man hielt es aber für gut, der nützlichen Entdeckung ältere Vorurtheile entgegen zu setzen, und ich wurde so wie viele, das Opfer der zu großen Besorgniß meiner Eltern.“

„Fräulein“ — sagte der Graf — „die ruhige Gelassenheit, mit welcher sie ihre Folgen ertragen, lehrt uns deutlich, daß sie in ihrer innern Bildung reichen Ersatz dafür finden.“ — Der arme Graf hätte vieles gegeben, um das

vorige Gespräch wieder gut zu machen. Doch Ida ergötzte sich an seiner Verlegenheit und fragte mit einem schlimmen Lächeln, ob Geduld auch dann eine Tugend sey, wann das Gegentheil nichts nütze. „Geduld!“ — antwortete verbindlich der Befragte — „ist allezeit ein kostbarer Edelstein in der Krone eines Engels.“

Jetzt entspann sich zwischen den beiden Mädchen und dem Grafen ein geistreiches und belebtes Gespräch und der gute Pfarrer überließ Ida ihrer Freundinn, um zu dem für ihn passendern Kreis der alten Damen zurückzukehren.

Je mehr sich das Gezwungene der Unterhaltung verlor, je munterer und zutraulicher wurde unser Kleeblatt. — Der Graf zeigte eben so viel Geist als wahres Gefühl und sie saßen bald bei einander, als hätten sie sich schon seit lange gekannt. — Ida gestand sich leise, nie einen so liebenswürdigen Mann gesehen zu haben, und der Graf, als er endlich sich entschloß, Ida genau zu betrachten, gab in seinem Herzen der Freundinn Recht; denn unverkennbare Güte milderte um vieles das Abstoßende ihres Äußern.

4.

Oft, wenn ein lieblicher Traum uns die ganze Nacht hindurch beschäftigt, und es dünkt uns beim Erwachen die Nacht so kurz, so zögern wir die Augen aufzuschließen, um die Täuschung noch zu verlängern. Eben so erging es unserer Ida, als sie sich im Wagen befand und die raschen Pferde sie nach Hause fuhren. Sie drückte die Augen fest zu, um sich in den Tanzsaal zurückzuträumen. Da hörte sie noch seine wohlklingende Stimme, die zarten Töne, die sein meisterhaftes Spiel aus den Tasten gezaubert hatte, und als der Urheber aller unerwarteten Freuden dieses Abends, schwebte vor ihr die Gestalt dieses schönen jungen Fremden. Jetzt fiel ihr erst ein, daß sie ganz vergessen hatte, nach seinem Namen zu fragen, denn er war ihr nicht ein Mal durch ihre Freundinn vorgestellt worden, da sogleich etwas so gutmüthig Trauliches in ihr allseitiges Benehmen gekommen, daß sie das ganze Ceremoniel unwillkührlich bei Seite gelassen hatten. Jetzt ärgerte sich Ida recht vom Grunde ihres Herzens darüber. — Sie hatte zum ersten Mal eine

solche Unterhaltung mit Bedauern verlassen, und der Gedanke, daß sie nicht einmal den Namen des Grafen davon mitnehme, verstimmte sie völlig. Wer wußte, wann sie die Freundinn wiedersehen werde, die auf einer entfernten Besitzung lebte, und wer löste die noch größere Frage, ob sie ihr gegenüber unbefangen genug wäre, sich nach ihm zu erkundigen.

5.

Sie kam beinahe traurig nach Hause. Es vergingen Tage, Monde und alle, welche Ida seitdem gesehen, mußten die große Veränderung gewahr werden, die sich in ihrer sonst fröhlichen Laune ergeben hatte. Auch war jener Abend wirklich von unendlichem Einflusse auf Ida's inneres Leben gewesen. Nun ahnte sie zum ersten Mal, welch größeres Glück das Daseyn einem fühlenden Herzen bieten kann, als jenes der Trauer kindlicher Liebe und der Anhänglichkeit für eine Jugend-Gespielinn. — Bilder künftiger Seligkeit an der Seite eines geliebten Gegenstandes stiegen immer heller in ihr empor, immer sehnsüchtiger pochte das Herz nach dem Bewußtseyn, die Liebe eines würdigen Mannes zu be-

ſitzen und die Schöpferinn ſeines Glückes zu ſeyn. — Ihr, für ihre Ruhe nur zu treues Gedächtniß verlieh ihrem Ideal das ganze liebe Weſen des jungen Grafen. Es war der ſchwärmeriſche Blick ſeines ſchwarzen Auges, in welchem ſie den Ausdruck der Liebe finden wollte, es war der ſchön geformte Mund, der ihr die erſte ſchmeichelnde Verſicherung derſelben zuflüſtern ſollte. Ach! ſie geſtand es ſich endlich ſelbſt mit beklommenem Herzen: Er war derjenige, den ſie ſo gern glücklich gemacht hätte — und wo? wann? fragte das geängſtigte Mädchen, werde ihr die liebe Erſcheinung wieder begegnen. — Ihre Vernunft gab die traurige Antwort: vermuthlich nie mehr.

6.

Als Ida in jener Nacht nach Hauſe kam, fand ſie ihre Couſine Roſa, die ſeit paar Stunden ſchon auf ihre Rückkehr wartete. Sie erzählte ihr mit einem halb lachenden Geſichte, daß ſie ſchon am andern Morgen, nach einem ziemlich entfernten Badort mit ihrer Mutter abreiſen werde, um dort einige Monate zu verweilen. Sie beſchrieb der betroffenen Ida mit

Eifer, wie sehr sie sich auf ihren Aufenthalt unter der Menge von Fremden und den tausendfältigen Zerstreuungen freue, und hielt erst inne, als sie gewahrte, daß Thränen statt der gehofften Freude auf Ida's Antlitz sich zeigten. „Es ist die erste Trennung“ — fragte endlich diese sanft vorwerfend — „und deine erste Empfindung ist nicht Schmerz? Ach liebe Rosa, wie ganz anders ist mir zu Muthe! Mir kömmt vor, als sollte diese Entfernung jedes zarte Band der Freundschaft und des Andenkens, was dich an mich festhält, gewaltsam zerreissen und recht betrübt macht es mich, daß wir gerade jetzt so verschieden fühlen.“ Rosa's hübsches Gesicht war anfänglich über die Worte der Cousine etwas ernster geworden, aber das verführerische Bild des erwarteten Vergnügens verdrang jede bessere Empfindung.

Sie scheuete sich nun der Freundinn zu zeigen, wie sehr ihre ganze Seele damit beschäftigt war, und dieser Zwang wurde ihr bald unerträglich. Der häßliche Dämon flüsterte ihr zu, daß der Kummer der Cousine bloß vom Neide herrühre, und dieser Gedanke machte sie

zuletzt so unempfindlich, daß sie mit einer kalten Umarmung und einem beinahe frostigen Gesichte die Verkannte und aus wahrem Kummer weinende Ida, verließ. Zu dem Schmerze der Trennung gesellte sich in Ida noch jener über den richtigern Begriff, welchen sie nun von Rosa's Seele bekam, und so wurde es in ihr immer düsterer. Sie verlor allmählig das fröhliche ruhige Wesen, das ihr sonst so eigen war. Vergebens wartete sie lange auf einen Brief von Rosa, und seufzte nun, wann ihr Vorgefühl beim Abschiede ihr in Erinnerung kam. — Endlich schrieb Rosa. — Ihr Brief enthielt ein langes Detail von den einanderdrängenden Festen und von den schmeichelnden Beweisen der Bewunderung, die sie in jeder Gesellschaft erregte. Eine befriedigende Äußerung für ihre treue Anhänglichkeit suchte Ida umsonst. Die wenigen Worte, welche eigentlich an sie gerichtet waren, glichen den Höflichkeitsformeln, die unumgänglich nöthig sind.

Als Nachschrift bemerkte Rosa, daß sie die Bekanntschaft eines sehr einnehmenden jungen Mannes gemacht habe, dessen Neigung und

Betragen eine künftige Verbindung mit ihr vermuthen ließen. Wie gern hätte Ida den Inhalt dieses Briefes vergessen. Drei Monate vergingen; und während dieser Zeit fand Ida nur dann Erholung, wenn sie sich gänzlich den Träumen ihrer Sehnsucht überließ, die eine neue reizende Welt um sie bildeten, bis das einfache aber treffend wahre Bild der verdorrten Blüthe ein schmerzliches Licht in ihre Seele warf, und — auch ihre seligen Träume erblichen dann immer mehr und mehr. —

7.

Einige Zeit nach jener Sommernacht, die uns mit dem stillen Kummer der guten Ida vertraut machte, saß sie wieder Abends einsam in ihrem Garten. Da kam eilig ein Bote vom verwandten Schlosse herauf und kündigte ihr die Rückkunft der Cousine an. — Über diese unerwartete Freude sprang sie mit klopfenden Herzen hastig auf, sammelte eilig in ein Körbchen mehrere für Rosa bereitete Geschenke als Beweise des treuen Andenkens während ihrer Abwesenheit und so gepackt flog sie den Berg hinab, als eile sie der Erfüllung ihrer tiefsten

Wünſche entgegen. Alles war wieder Hoffnung und Liebe in ihr. Nun hoffte ſie wieder an dem Herzen der Freundinn von ihren innern Leiden zu geneſen, oder ſie durch Vertrauen gemildert zu fühlen. — War Roſa die Zeit hindurch ſo glücklich geweſen, ſo mußte ſie ja auch um ſo weicher ſeyn, um ſo liebevoller ihr entgegen kommen. Von ſo holden Vorſtellungen belebt, ſtürzte Ida mit dem Ungeſtüm der ſeligſten Freude durch die erſten Zimmer, welche zu der Wohnung Ida's führten. Aber nun ſtand ſie plötzlich ſtill, als der Klang einer wohlbekannten Stimme ihr entgegen ſcholl. Ein leiſes Zittern flog durch ihre Glieder und der ſchwachen Hand entfiel das Körbchen. Auf das dadurch erregte Geräuſch ſprang Roſa mit einem Freudengeſchrei aus dem Zimmer Ida entgegen, und führte ſie unter Liebkoſungen, die ſie nicht erwiedern konnte, in das Gemach. Der Geſang war verſtummt, aber je näher Ida dem Sänger kam, deſto deutlicher wurde ihr — obwohl das Dunkel des Abends einen unſichern Schein umher verbreitete, daß ihr Gehör ſie nicht getäuſcht habe. Immer hatte ſie noch

kein Wort hervorzubringen vermocht. Jetzt näherte sich Rosa dem am Klavier sitzenden jungen Manne, nahm ihn vertraulich an der Hand, und indem sie denselben Ida entgegen führte, sprach sie freundlich: „Erlaube theure Freundinn, daß ich dir in diesem Herrn den Grafen Adolph von Liliens vorstelle, der als mein zukünftiger Gatte auch ein gegründetes Recht auf die Wonne dieser Stunde hat.“ — Jetzt hatte ihn Ida völlig erkannt, — Er war es. — Das Ideal ihrer schönsten Träume, ihrer glühendsten Sehnsucht. — Ach sie hatte nicht geahnt, ihn so wieder zu finden. — Sie wollte aufstehen, aber sie schwankte auf ihren Sitz zurück.

„Was ist dir, Liebe?“ fragte Rosa besorgt.

„Nichts, gar nichts,“ — antwortete Ida, und wischte sich die kalten Tropfen von der brennenden Stirn — „ich bin den Berg zu schnell hinabgeeilt, und das thut zuweilen nicht gut,“ setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu.“ — „Wie preise ich das Geschick, mein Fräulein,“ — sagte der Graf, Ida jetzt erkennend — „welches mir bei unserm zweiten Zusammentreffen die Hoffnung erlaubt, ihnen nicht wie das erste

Mal, fremd zu bleiben, ja ihnen vielmehr näher anzugehören, durch dieß beglückende Band.“ Ein feuriger Kuß auf Rosa's niedliche Hand, zeigte der gemarterten Ida, wie zärtlich diese geliebt war.

II.

Nach einer drückend schweren Stunde, in welcher der Pfeil eines tödtlichen Schmerzens immer tiefer in Ida's Seele drang, kehrte sie nach Hause zurück. Die Gewalt, welche sie sich anthun mußte, um ihre Bestürzung zu verbergen, hatte sie erschöpft.

Der Eindruck, den der Graf auf sie gemacht, die Sehnsucht, die er in ihr erweckt, fingen bereits an, durch die Zeit geschwächt zu werden. Dieses Wiederfinden hatte den ersten erneuert und ihn ohne ihr Wollen zum bestimmten Gegenstande der zweiten gemacht. — Jetzt bedrohte sie die Gefahr eines täglichen Umgangs mit ihm. — Die Liebe, welche er für Rosa fühlte, verlieh seinen Bewegungen, seinen Worten, seinem ganzen Wesen etwas noch weit Anziehenderes, als die ernste Ruhe des Gemüths, welche Ida an jenem unvergeßlichen

Abend an ihm bemerkt hatte. — Nun sah sie wohl den Ausdruck der Liebe in seinen Augen, hörte die schmeichelnden Worte aus seinem Munde, doch sie galten ja nicht ihr! — Das Mädchen sah mit unendlichem Kummer das Gefühl der Liebe sich täglich in ihrer Brust vermehren. Sie hatte sich zwar gerne überredet, jeder Hoffnung, die ihr früher in ihrer Unwissenheit der Verhältnisse lächelte, zu entsagen, aber dennoch lebte sie in der Nähe der beiden Liebenden ein Leben voll der entsetzlichsten Qualen, denn sie fühlte, daß ihr ganzes Schicksal an einen Mann gebunden sey, dem sie nie angehören werde. Ihr Daseyn erschien ihr nun zwecklos. Eine Minute hatte ihr nicht nur den Gegenstand ihrer Liebe, sondern auch die Freundinn benommen, — kein Vertrauen konnte mehr ihr Leid erleichtern, — ein ewiges Schweigen mußte das Pfand für das Glück ihrer Lieben seyn. Sie warf sich einst in der Angst ihres Herzens vor Gott nieder, sie bat wenigstens als Werkzeug zu dem Wohle des Geliebten dienen zu dürfen nnd — uun ging ihr ein Gefühl auf, als hätte der Allmächtige ihr Gebet

erhört, und als sey sie bestimmt über seine Verhältnisse zu wachen. Dieser Glaube stärkte sie und verlieh ihr die Kraft, alle Regungen ihres Herzens mit dem undurchsichtigen Schleier unbefangener Heiterkeit zu decken.

9.

Des Grafen edler Charakter konnte bei näherer Beobachtung nur gewinnen, doch der Reichthum, welchen er in sich trug, kümmerte Rosa wenig. Seine äußere Bildung, sein Titel waren es, die ihre Eitelkeit befriedigten. In dem verführerischen Zauber ihres Benehmens, ihres Gesichtchens, und der Verschiedenheit ihrer Talente, bestand das Geheimniß, welches den Grafen über die Leere ihres Innern so wunderbar täuschte. Ach, er ahnte es nicht, wie viel Herrliches durch den Schmerz hoffnungsloser Liebe in seiner Nähe unterging. — Ein Umstand hatte ihn auf einen seltsamen Mangel von Zartgefühl bei seiner Braut aufmerksam gemacht. — Es war der Namenstag Ida's; geliebt und verehrt von allen die sie kannten, war jeder bemüht, derselben irgend eine unerwartete Freude zu machen. — Der

Graf hatte sich Rosa zum Vertrauten bei ihrem Plane angeboten. Doch das Trotzköpfchen wollte sich um keinen Preis dazu bereden lassen. — Unwillig nahm er seinen Hut, und betrat allein, seine einfache Blumengabe in der Hand, den Weg zu Ida's Wohnung. Es war Mittag, die Sonne brannte, als der Graf den Berg hinan stieg und die armen Blumen welkten sichtlich dahin. Um sie vor der Wärme zu schützen, erweiterte er sein Kleid und stellte sie sorgsam an seine Brust. So trat er in Ida's Zimmer und wollte ihr den Blumenstraus überreichen, doch kaum hatte ihn Ida's Hand etwas hastig berührt, so bedeckten auch schon die von der Hitze versengten Blätter den Boden, und nur die kahlen Sprossen blieben ihr zurück. — Beide sahen betroffen auf die zerrissenen Blumen. „Ein übles Zeichen, lieber Graf, alle Blüthen des Lebens welken bei meiner Annäherung," sagte Ida verstimmt. — „Ach Gott!" — rief der Graf entrüstet — „nicht sie, liebes Mädchen, ich allein bin daran Schuld." — Er dachte an diese Blume, aber Ida erblaßte vor dem Zusammenhang seiner Antwort mit

ihrem Gefühl. „Ich hätte kein so vergängliches Sinnbild meiner Freundschaft wählen sollen,“ fuhr der Graf fort, — aber Ida erwiederte scherzend; „Rosen deuten auf Liebe, solche Blumen sollten sie nur ihrer Braut geben. Vielleicht haben diese errathen, daß sie nicht für ihre wahre Gebietherinn bestimmt waren, und aus stiller Treue sich eher in der Nähe ihres Herzens einen süßen Tod suchen, als einer Fremden gehören wollen.“ »Ganz recht, liebes Mühmchen“ — antwortete der Graf — „Rosen deuten auf Liebe und in ihnen ist der reichste, innigste Wunsch meines Herzens offenbar: die Liebe eines edlen Menschen werde ihnen zu Theil, in dem ganzen reichen Maße, das ihre Güte verdient. Ach, daß ich recht bald einen Rosenstraus in der ganzen schönsten Bedeutung, an dieser Brust erblickte! ich dürfte dann hoffen, vielleicht an demselben Tage zum Altar zu treten, an dem sie die Myrthe in ihr Haar schlingen um eine doppelt heilige Stunde des Glücks zu feiern.“ Zur Antwort erblaßte das gepeinigte Mädchen und trat an das offene Fenster, denn sie athmete mit jeder Minute

schwerer. Der Morgenstrahl hatte tausend Blumen ihres Gärtchens entfaltet, aber alle, alle schienen zu Ida hinauf zu blicken und die geschmückten Häupter schüttelnd zu lispeln: „ach für dich dürfen wir nicht blühen!“ —

10.

Da meldete man das Geschenk der Cousine Rosa, und aus dem weggezogenen Schleier glänzte dem befremdeten Auge Ida's das blinkende Glas einer wunderschönen Psyche entgegen. — Ein dunkles Roth überzog des Mädchens Wange bei diesem Anblick. Es war ihr unaussprechlich kränkend, gerade vor dem Grafen ein so wenig passendes Geschenk zu empfangen. Was sollte sie, die Häßliche, anders damit, als sich fortwährend an das Unrecht der Natur erinnern. Der Graf selbst wurde verlegen, er konnte das Unzarte dieser Wahl, so wie den Mangel an Einsicht von Rosa nicht begreifen. Ihm war Ida's kleine Schwachheit, die nur zu aufrichtigen Spiegel zu meiden, nicht entgangen, und er entschuldigte sie gerne, um wie viel besser sollte sie daher die Freundinn kennen und ehren. — Er wußte nicht, daß das

arme Mädchen erst seit seiner Bekanntschaft ihren eigenen Anblick scheute, und daß seine ersten Äußerungen, ihr ewig gegenwärtig und kränkend blieben. Sobald er Ida verließ, eilte er dem unüberlegten Bräutchen einige Vorstellungen zu machen. Sie wurden aber übel aufgenommen. Rosa meinte, man hätte ihr selbst kein angenehmeres Geschenk machen können, daher hätte sie auf den nämlichen Eindruck bei der Cousine gerechnet. Sie schmollte, daß man absichtlich ihren guten Willen verkannte, und beharrte mit so vielem Eigensinn auf ihrer Behauptung über das Schickliche ihrer Wahl, daß der Graf tief verwundet wurde. — Sie verfiel für den ganzen Tag in die unerträglichste Laune, und der arme Adolph schied von ihr mit dem Keime eines langen Schmerzens in der Brust, denn zum ersten Mal hatten bittere Worte und anzügliche Reden ihm das Kleinliche ihrer Seele zum Theil enthüllt.

11.

Noch dauerte diese peinliche Stimmung, als Rosa's Mutter sich entschloß, einen Theil des Winters in der Nähe der Residenz zuzu-

bringen. Adolph folgte seiner Braut dahin mit einem immer unruhiger werdenden Herzen, und Ida sah sie mit einer bangen Besorgniß um das künftige Glück des Geliebten im Herzen von dannen ziehen, denn alle zarten Sorgen und Ermahnungen ihrer Freundschaft vermochten nicht das kränkende Benehmen Rosa's zu besänftigen.

12.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in der Stadt, wurde der Marquis von Ronsac, ein emigrirter Franzose, bei Rosa's Mutter eingeführt. Er war ein Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, wohlgestaltet und wie beinah' alle seine Landsleute, äußerst anziehend in den ersten Tagen der Bekanntschaft. Kannte man ihn aber genauer, so machten ihn sein satyrischer Geist, sein beißender Witz zu einem Gegenstande der Abneigung und der Furcht; man behandelte ihn dann um so besser, um nur nicht in den Schein der Lächerlichkeit zu kommen, denn niemand so gut auf seinen Nächsten zu verbreiten wußte, als er.

Die Eitelkeit verleitete Rosa auch, die Bewunderung dieses so gefürchteten Mannes erre-

gen zu wollen und ſie ſuchte eifrig jede Gelegenheit, ihn mit den Eigenſchaften ihres Verſtandes bekannt zu machen. Dem geübten Auge des feinen Weltmannes entgingen die Bemühungen des Mädchens nicht, und ſeine Eigenliebe flüſterte ihm zu, daß eine beginnende Neigung für ihn die Triebfeder ihres Betragens ſey. — Das Mädchen war hübſch, reich — gerade was er ſuchte. Freilich ſtand ihm der bereits erkorne Bräutigam im Wege. Wann aber zweifelt ein Franzoſe an dem Gelingen eines Planes, wozu ſein eigenes, vergöttertes Ich ihm verhelfen ſoll? — Der Marquis meinte, es ſey ihm ein leichtes Spiel, den traurigen Moraliſten (wie er Adolphen nannte) aus dem Sattel zu heben. Der Graf ſah mit ſtillem Mißvergnügen, wie der Plattkopf, den er in den erſten Stunden durchſchaut hatte, die Aufmerkſamkeit Roſa's in ſo hohem Grade erregte. Nicht Eiferſucht, aber, ſich bei dem Gefühle des eigenen Werthes einem ſo hohlen Menſchen nachgeſetzt zu ſehen, dieß war die Urſache ſeines Unmuthes.

13.

Planmäßig ging der Marquis zu Werke. Er machte nach und nach den Grafen zur Zielscheibe seines Witzes. Anfangs erröthete und schwieg das Mädchen, aber bald wurde sie mit seinem unzarten Scherze vertrauter, sie lachte mit und wetteiferte am Ende mit dem Marquis, um in dem Grafen Lächerliches zu entdecken. Vergebens suchte Adolph seine Braut von diesem gefährlichen Umgang abzuhalten. Sie war schwach genug, seine so herzlich gemeinten Ermahnungen dem Marquis mitzutheilen, und Rachbegier spornte diesen, nun seinen Plan noch emsiger durchzusetzen.

Als endlich der Einfluß dieses Mannes sich selbst in dem übrigen Betragen Rosa's gegen ihren Bräutigam zeigte; als sie einst sogar Spott gegen ihn gebrauchte, da verschwand der Zauber, der die Augen des edlen Mannes geblendet hatte. Sein Herz brach unter der Vorstellung, die theuerste Hoffnung seines Lebens aufgeben zu müssen, aber sein Entschluß war gefaßt. — Schweigend verließ er Rosa, die so oft den zarten Sinn seiner Worte und Hand-

lungen verkannt, sein Gefühl so unsanft berührt, und mit aller Gewalt seine Liebe und Achtung von sich gestoßen hatte.

14.

Rosa saß eben an ihrer Toilette, richtete von Zeit zu Zeit an einer Locke, las dann wieder in einem Artikel der Zeitung, welchen sie zum Gegenstande der heutigen Diskussion erwählt hatte, und dachte dabei an den Marquis, als man ihr ein Billet des Grafen hinterbrachte. Es enthielt die wenigen Worte: „Scherz treiben mit der wahren Liebe eines guten Herzens heißt: das Höchste und Heiligste des Lebens leichtsinnig verwerfen und sich dessen Besitzes unwerth zeigen: Ich gebe ihnen, mein Fräulein, das mir gegebene Wort zurück, sie sind frei, und ich zweifle nicht, daß sie in ihrer Umgebung für meinen Verlust reichliche Entschädigung finden werden."

15.

Die Stunde, in welcher der arme Adolph diese Zeilen geschrieben hatte, war für ihn die schwerste seines Lebens gewesen. Sie hatte ihn die höchste Anstrengung gekostet, und als der

Brief abgesendet war, wurde er so weich, daß er das freiwillige Opfer beinahe bereute! — Alle süssen Augenblicke vergangener Tage, durch inniges Vertrauen, herzliche Hingebung so schön geschmückt, führte jetzt die Erinnerung mit doppeltem Reiz an seiner wunden Seele vorüber. Der peinigende Zweifel, ob er sie vielleicht zu streng gerichtet und ihr Unrecht gethan, brachte ihn beinahe außer sich. Mit jeder Minute schlug ihm das Herz ängstlicher. Bald — jetzt mußte sie die unseligen übereilten Worte lesen und ein durch ihn verursachter Schmerz, sie ergreifen.

Adolph langte nun hastig nach seinem Hut, — unfähig, irgend einen Gedanken ruhig zu fassen, wollte er eben aus der Thür stürzen um von ihr Verzeihung und die Rückgabe aller seiner Hoffnungen zu erflehen, als der abgesendete Diener eintrat. Der Graf stand still und erbleichte „Nun" — sagte er hastig und in einem Ton, als sollte der ihm gegenüberstehende Mensch errathen, daß Leben oder Tod von seiner Antwort abhänge. — „Nun" — wiederholte jener — „als man mich gemeldet und ich eintrat, saß das Fräulein am Klavier und sang

mit dem Herrn Marquis. Sie fragte, ob Antwort nöthig ſey, und als ich dieß verneinte, warf ſie den Brief zur Seite und ſang fort; ich aber ging." „Das will auch ich thun," rief der Graf empört. Dieſer widrige Bericht hatte ihm ſeinen Entſchluß und den giftig nagenden Schmerz wieder gegeben. — In wenigen Minuten war der Reiſewagen fertig und Adolph beſtieg ihn, verzweifelnd an Glück und Ruhe.

16.

Wohin rollte der Wagen ſo ſchnell? — wohin ſonſt, als gerade nach dem einzigen Orte, wo jeder Gegenſtand Adolphs Leiden und Trauer vermehren mußte. — Es iſt eine Eigenthümlichkeit der tief empfindenden Gemüther, daß ſie gerne an der Wunde verbluten, die das zu warme Gefühl traf. Man könnte ſagen, ſie lieben ihre Schmerzen als den einzigen Nachlaß des entſchwundenen Glückes. So geſchah es, daß Adolph in der Nähe von Roſa's Sommerwohnung zwei düſtere Monate verlebte. — Im Frühlinge blühten die Roſen ſeiner Liebe. Des Winters kalte Hand hatte ſie entblättert. Die erſtarrte Natur um ihn her paßte zu ſeinem

Sinn. Ihm gefielen jetzt die kahlen Zweige, die ihres zarten grünen Schmuckes beraubt waren, wie sein Leben von allen Freuden. Dennoch war ihm das Sinnbild nicht treu genug, er hätte sie alle von einander absondern mögen, um solche sich selbst noch ähnlicher zu machen.

17.

Während dieser Zeit saß auch Ida mit ihrem Kummer im einsamen Schlosse, ohne zu ahnen, daß der Augenblick gekommen sey, dem Freunde durch den milden Trost der theilnehmenden Freundschaft hülfreich beizustehn. — Die zerstörende Gewalt des ersten Schmerzes hatte allein vermocht, die sanfte Dulderinn aus Adolphs Gedächtniß so lange zu entfernen. Nun faßte er mit Eifer den Gedanken, daß vielleicht Ida's Umgang ihm einige Erleichterung und Ruhe geben werde.

Univ.-Bibl. München

18.

Er trat einst unbemerkt und unerwartet in Ida's Zimmer. Sie empfing ihn mit einem Schrei, der halb der Freude und halb der Wehmuth gehörte, denn seine entstellten Züge zeigten nur zu deutlich, was er gelitten. — Adolph

glaubte sie bereits von allem unterrichtet, und groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß nicht eine Zeile von Rosa's Hand ihr etwas kund gemacht hatte. Nun war er gezwungen, ihr die Verhältnisse aus einander zu setzen. Er that es mit der möglichsten Schonung für Rosa; als aber Ida's Güte versuchte, ihn zu einer Wiedervereinigung zu bewegen, wiederholte er ernst und beinahe düster die ersten Worte seines Abschiedsbriefs an Rosa, und selbst die wohlwollende Freundinn hatte keine Antwort dafür.

19.

Jetzt ging für Ida eine schöne, an ruhigen heitern Stunden, reiche Epoche an. Täglich besuchte sie Adolph; die Zeit, wo er nicht gegenwärtig war, brachte sie in freudiger Erwartung und in der Vorbereitung irgend einer kleinen unerwarteten Freude zu. — War er da, so wandte sie alle ihre Sorge an, um sein gesunkenes Gemüth aufzuheitern und — es gelang ihr immer besser. Die vielen Talente, welche sie besaß, die fröhliche Wendung ihres Geistes, erhöht durch diese für ihr Herz so unverhofft

freudige Gegenwart, der reiche Schatz an Kenntnissen und Gefühlen, den sie in sich trug und täglich mehr entfaltete, machten Adolphen ihren Umgang bald unentbehrlich und seine wohlthätige Wirkung wurde immer sichtbarer.

20.

An Ida's Geburtstag kam der Graf später als gewöhnlich. Die halbe Stunde Unterschied hatte ihr unendlich lang gedünkt. „Ach“ — seufzte das Mädchen — „wohl sieht man, daß er meine Sehnsucht weder kennt noch theilt! nicht einmal dieser Tag sollte für mich schmerzlos hingehen.“ — Der Erwartete kam endlich. Erhöhte Freundlichkeit lachte Ida aus seinem Auge entgegen, aber keinen Glückswunsch sprachen seine Lippen aus. Er näherte sich ihr schweigend und setzte sich halb beklommen neben ihr auf den Sofa. — Über das fremdartige Benehmen, sah ihn jetzt Ida verwundert und beinahe empfindlich an. Da gewahrte sie erst in seinem Antlitz einen unverhelbaren Ausdruck von wehmüthiger Rührung. Ihr Herz pochte ängstlich, denn sie sah, daß etwas Ungewöhnliches den Geliebten bewegte, und noch hatte sie

nicht den Muth gefaßt, um ihn zu befragen, als er — indem er ihre Hand mit Innigkeit in die seinige drückte — folgende Worte an sie richtete: „Theure Freundinn, ich bin zu ihnen gekommen, nicht nur mit einem Herzen voll der aufrichtigsten Wünsche, sondern auch mit einem Geschenke. Mögen sie es nicht verschmähen! Hier ist es“ — sagte er, das Verheissene aus seiner Brust ziehend. — „Weiß ist zwar die Farbe der Unschuld, aber es sind Rosen!“ — und überreichte dem Mädchen seine Blumen. „Was ist das“ — rief sie und fuhr heftig zusammen. Das Herz ahnte, wollte selbst schon glauben, aber der Verstand zweifelte und fragte. — „Gute Ida“ — fuhr Adolph bewegter fort — „sie selbst lehrten es mich bei einer ähnlichen Gelegenheit. Rosen, sagten sie damals, sollen sie nur ihrer Braut geben. — Diese Gabe hat auch eine Bitte im Geleite. Die Rosen sind weiß, und deuten auf die Reinheit des Gefühls, das mich zu ihnen zieht: Nicht flüchtige Leidenschaft, aber die Anerkennung ihrer seltenen Tugenden und Geistesvorzüge lassen mich in einer Verbindung mit ihnen das ganze

Glück hoffen, das ich zu empfinden noch fähig bin. — Ach liebes Mädchen, ich weiß es wohl, nur sie, so gut, so mild, werden dem Schwachen verzeihen und ihm beistehn, wenn eine Erinnerung an vergangene Freuden zerstörend in den Frieden seines Gemüthes greift.“ — In diesen Worten lag so viel Hingebung und der Ausdruck eines so festen Glaubens, daß sie Ida bis in das Innerste ihrer Seele erschütterten.

21.

Dem Mädchen schwindelte vor der plötzlichen Erreichung eines Zieles, dem sie längst entsagt, und das sie seitdem nicht zu erhoffen wagte. Jedes andere Mädchen an ihrer Stelle wäre dem Geliebten in die Arme gesunken, hätte endlich der durch Entsagung und Schmerz zerrissenen Seele Luft gemacht, und den unverhofft dargereichten Freudenbecher in vollen Zügen geschlürft. — Aber eine Empfindung, so rasch und bestimmt wie das Denken, hielt Ida unwiderstehlich davon zurück. Sie war zu bewegt, um sich selbst zu trauen. Ungewöhnlich waren ihre Verhältnisse, daher fühlte sie, daß sie kein gewöhnliches Mädchen seyn dürfe und

jede ihrer Regungen treu bewachen müsse. Sie verlor ihre Fassung im Äußern nicht, verhielt die heißen Thränen des Entzückens und des gelösten Schmerzens, und indem sie mit Innigkeit und Würde Adolphen für seinen Antrag dankte, erbat sie sich einige Zeit zur Fassung ihres Entschlusses. — Der Graf bewilligte dieß gern und schied mit der wiederholten Versicherung seiner wärmsten Achtung.

22.

Ida blieb allein mit ihren Rosen. Im Anschauen der zarten Blumen überfiel sie ein heimlicher Schauer. „Es ist auch ein Kranz von weißen Rosen, womit man die entschlummerte Jungfrau schmückt“ — sagte sie leise.

Sie hatte die Wehmuth in Adolphs Antlitz wohl verstanden. Es war der Schmerz, die letzte unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und seine Liebe gesetzt zu haben. — Das letzte schwere Opfer der Vernunft und ihr durch Thränen erkaufter Sieg über die Stimme des Herzens. Wer aber konnte Ida dafür bürgen, daß es ihn nicht einst reuen und daß er sein Leben an der selbst angelegten unauflöslichen

Kette nicht zerreiben werde! konnte er Rosa je ganz vergessen?

Ida schritt jetzt schneller auf und nieder. „Ach!“ — fragte sie sich selbst mit einem schmerzlichen Seufzer — „wird er wohl sich jemal an das Widrige meines Äußern gewöhnen?“ Jetzt blieb ihr Kleid durch die Raschheit ihrer Bewegung hängen, sie wandte sich um, und das nur zu treue Glas der Psyche gab ihr durch den Wiederschein ihres Antlitz die klarste Antwort.

„Ach Rosa!“ — rief sie und schwere Thränen rollten ihr über die bleichen Wangen — „so mußte es kommen, daß alle meine Hoffnungen an deinem Geschenke scheitern, durch dieß rufst du dich in der wichtigsten Stunde in mein Andenken zurück. Wohl mir, daß die gütige Vorsehung mich noch zu rechter Zeit an die Pflichten der Freundschaft erinnert, und mein Herz vor dem Übermuth des blendenden Glückes bewahrt hat.“ — Sie legte die Hand auf ihr gefoltertes Herz, als wollte sie jeden raschen Schlag unterdrücken und den mächtigen Sturm beschwichtigen, aber schon die erste Minute hatte den herben Kampf entschieden. —

Kein Nebel umzog mehr den Weg, den sie wandeln zu müssen glaubte, klar war der Tag, welcher ihn beschien, aber ohne Sonne.

23.

Herr Mollbach trat ein. — Hätte unsere Ida des Trostes bedurft, so würde niemand mehr im Stande gewesen seyn, ihn zu geben, als dieser würdige Mann. Ida hoffte wohl auch auf Trost aber in der Erreichung ihres Zieles und wollte keinen andern Vertrauten ihres Edelmuths haben als ihr Bewußtseyn. So zart war ihre Seele, daß sie jeden, selbst bewundernden fremden Blick scheuete; sie theilte Herrn Mollbach nur die äußern Verhältnisse mit, und vergaß das liebende Mädchen, um ganz die warme gütige Freundinn seyn zu können. Sie bat um seinen Rath und als Mollbach von ihr schied, pries er Gott in der Schöpfung eines so herrlichen Wesens.

24.

Nach einigen Tagen kam der Graf. Ida machte ihn mit Offenherzigkeit auf ihre wenig anziehende Gesichtsbildung aufmerksam und stellte ihm vor, daß er die Ausführung eines zu ra-

schen Entschlusses vielleicht bereuen werde. Der Graf widerlegte ihre Gründe mit Wärme und bat um so dringender um ihre Hand. „Nun“ — sagte Ida endlich — „ich wünsche ihr Glück viel zu sehr, um nicht alles einzugehn, was meine Person betrifft. Doch muß ich noch eine Bedingung setzen, bis mein Jawort erfolgen kann, sie besteht in der Bitte, um ein Monat Bedenk- und Prüfungs-Zeit, und sind dann ihre Gesinnungen noch die heutigen, so werde ich die Ihrige.“ Adolph meinte zwar, dieser Monat könne in seinem Wollen keinen Wechsel hervorbringen, — dennoch gab er nach. „Lieber Graf“ — sagte Ida scherzend — „ich muß diese Prüfungszeit sogleich mit einer kleinen Trennung beginnen. Ich bin auf einige Tage zu einer Freundinn geladen, bleiben sie mir ja hübsch treu, lieber Adolph,“ und damit nahm sie von ihm Abschied.

25.

Sie kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück. — Während dessen hatte der Graf eine schöne Besitzung gekauft, eine halbe Stunde von ihrem Schlosse gelegen. Er wollte in seiner neuen

Verbindung wo möglich jede Erinnerung an die Vergangenheit entfernen, daher auch den jetzigen Wohnort Ida's verlassen. Er führte sie in das niedliche Haus, welches einfach aber höchst geschmackvoll eingerichtet war. Die Einrichtung der für Ida bestimmten Zimmer, bezeugte die zarteste Sorgfalt für die Erfüllung jedes Wunsches, jeder Neigung seiner Braut. „Ach" — seufzte Ida — „wenn das schöne aber ernste Gefühl seiner Achtung so viel Freundlichkeit über das Leben der von ihm Erkornen zu verbreiten weiß, um wie viel reicher an Herrlichkeit und beglückenden Folgen muß seine Liebe seyn."

26.

Der Monat war verstrichen. Adolph forderte dringend die Erfüllung des gegebenen Wortes. Er fühlte, daß nur Ruhe sein krankes Herz erleichtern konnte. Diese hoffte er in Ida's sanfter Nähe zu finden, und wie ein Todkranker gierig nach den letzten Rettungsmitteln hascht, so beschleunigte Adolph den Augenblick seiner Vermählung. — Die Pflicht sollte dann alle verführerischen Bilder, welche ihn nur zu sehr noch beschäftigten, zu jeder Zeit verfolg-

ten, zurückschrecken und seiner Schwachheit eine Stütze geben.

27.

Es kam endlich der Tag, an dem Adolph seine Vermählung feiern sollte. — Früh ging er zu Ida. Der erste Morgenstrahl hatte sie in frommer Andacht an dem Grabe der verblichenen Eltern getroffen, und oben bereitete ihr Engel an diesem Tag die lichte Krone des ewigen Heils.

28.

Der Graf fand seine Braut schon angezogen. Die heitere Ruhe ihres ganzen Wesens paßte zu ihrem weißen einfachen Anzuge. Ein Kranz weißer Rosen hielt einen langen Schleier auf ihrem Haupte fest. — Als dieser Theil ihres Putzes des Grafen Aufmerksamkeit fesselte sagte sie lächelnd, „er solle sich nicht wundern, wenn die minder hübschen Mädchen auch ihre Art Eitelkeit haben. Wenn mich die guten Leute in der Kirche an ihrer Seite sähen, lieber Adolph, so würde ich unsicher seyn, ob sie nicht einige zu aufrichtige Bemerkungen über ihre Wahl hören müßten, und dieses will ich ihnen

und mir ersparen. Neben ihnen müßte das Unglück, das mich getroffen, noch auffallender seyn, und so ist es besser, wenn ich den verhüllenden Schleier gebrauche.“

29.

Man fuhr endlich nach der Kirche, wo der gute Mollbach sie erwartete, um den Segen des Himmels auf ihren Bund zu legen. In einem Wagen fuhr Adolph mit zwei seiner Freunde, im zweiten seine Braut mit ihrem Vormund und dessen Gattinn. Ernst und feierlich war die Haltung des Grafen am Altar, eine tiefe Stille herrschte im heiligen Orte. Es war, als sagte jedem eine innere Stimme, daß jetzt kein Fest der Freude gefeiert, aber ein reines Opfer der Tugend gebracht werde. — Laut und vernehmlich sprach Adolph das Ja. Es lag darin die ganze Anstrengung, welche es ihm kostete, denn mit diesem Worte stieg die ewige Scheidewand hoch empor. Aus dem Schleier tönte unter einem fortdauernden Schluchzen, ein schwaches kaum vernehmbares Ja als Antwort zurück. Nach beendigtem Amte fuhr man in der vorigen Ordnung nach Hause. — Den Grafen

ſuchte man darauf vergebens. Ach Ida, hätteſt du geahnt, was ihn jetzt ſo bewegte, hätteſt du geſehen, wie er hinabeilte in die einſame Natur, die Hände krampfhaft über die gequälte Bruſt geſchlungen, daß ſie ja nicht zerſpringe unter der furchtbaren Laſt, wie er die Arme gegen den Himmel breitete und die Minute aus ſeinem Leben, aus der Schöpfung wegzuſtreichen flehte, die ihn nun unwiderruflich von ſeiner Liebe, ſeiner Seligkeit trennte — reine ſtarke Seele, würdeſt du auch dieſen namenloſen Schmerz ertragen haben?

30.

Noch hatte der Sturm in ſeiner Bruſt nicht ausgetobt, und zuckte ſelbſt auf ſeinem Angeſichte, wie ein fernes trübes Wetterleuchten, als der Graf in das Gemach ſeiner Gemahlinn trat. Er war allein, und der erſte Gegenſtand, welchen er jetzt erblickte, war Ida's, vor ihrer Krankheit ihr ſo ähnliche ſchöne Bild. Er hatte es nie geſehen. Als Ida ihn am erſten Abend bei der Couſine erkannte, hatte ſie ohne ſich ſelbſt über die Urſache Rechenſchaft geben zu können, das Bild mit einen ſeidenen

Vorhang bedeckt. — Dieſes war jetzt gelüftet. Adolph betrachtete es mit ſteigendem Intereſſe und Beklommenheit. So manchen geliebten Zug fand er darin wieder und es täuſchte ihn ſeine Einbildungskraft wahrlich nicht, denn Ida hatte ihrer Couſine einſt ſehr ähnlich geſehen. Im Anſchauen verloren, brachte ihn ſein Gefühl ſo weit, daß er unfähig, ſich länger zurückzuhalten im wehmüthigſten Tone laut ausrief: „Ach Roſa, Mädchen meiner Liebe, warum warſt du der Engel nicht, den meine Anbetung ſo gerne in dir gefunden hätte. Warum darf dich mein Herz nicht ſo achten, als es bis zu ſeinem letzten Schlage dich lieben wird.“ Ein leiſes Geräuſch folgte dieſen Worten und als ſich Adolph umſah, ſtand hinter ihm — Ida, bleich mit naſſen Augen.

31.

Des Grafen bebende Lippen fanden keine Worte. Das Bewußtſeyn, durch die bereits ausgeſprochenen, das ganze Glück ſeiner ſo gütigen edlen Gemahlinn zerſtört zu haben, machte ihn beinahe verzweifelnd.

„Lieber Adolph“ — ſagte jetzt Ida gefaßt

und tröstend — „nicht verkennen sollen sie das Gefühl, welches mich jetzt beseelt. Die Thräne ist nicht allein der Bote der Trauer, sondern auch der Freude. — Dieser Augenblick mußte kommen, ich hatte ihn vorausgesehen. Er mußte so schmerzlich seyn, um sie zu überzeugen, daß ich treuer und einsichtsvoller für ihr Glück sorgte als sie selbst. Gott hat, hoffe ich, meine Plöne geleitet, und es möge nun ihr Erfolg gut seyn und für ihre ganze Lebenszeit glänzend bestehen.“ Sie verließ schnell den Betroffenen und eh' er irgend einen Schluß fassen konnte, kehrte sie zurück, ihm eine weibliche Gestalt entgegen führend, die ihren ganzen Brautanzug trug. Des Kranzes Farbe nur war verschieden. Diese Rosen waren roth. „Nun“ — hub Ida lächelnd an — „trete ich in die Rolle der Freundinn zurück, welche ich eigentlich nur zum Scheine verlassen hatte, und hier, lieber Graf, stelle ich ihnen ihre wirklich angetraute Gattinn vor.“ Sie hob jetzt den dichten Schleier von des Mädchens Stirn, und dem Erstarrten blickten Rosa's in Freudenthränen schwimmende Augen entgegen.

32.

„Keine Vorwürfe, lieber Adolph“ — bat Ida — „Die Verirrte hat ſtreng gebüßt und bereuet. Sie hat die Prüfungszeit edel beſtanden. Nun iſt ſie für beide überſtanden, und es ſollen tauſend und tauſend reine Freuden ſie beglücken und entſchädigen. Ich gebe ſie ihnen wieder, die Heißgeliebte, mit der feſten Überzeugung, daß ſie ihrer würdig iſt.“

Sprachlos legen die Überſeligen ſich einander in den Armen. Sie betrachtend und durch das Gefühl des eigenen Werthes hoch über jeden irdiſchen Schmerz erhoben, glaubte Ida in dieſem Augenblick ſchon einer beſſern Welt anzugehören. Noch war aber das ſchwerſte Opfer nicht gebracht.

33.

Als Ida den Grafen auf einen Monat um eine beſtimmte Antwort verwieſen hatte, fuhr ſie eilig nach der Reſidenz, um ihren Plan durchzuführen. Sie fand Roſa ſich in Kummer und Reue verzehrend. Als ſie Adolphs Brief geleſen hatte, konnte ſie kaum ihren Sinnen trauen. Nie hatte ſie ſich gedacht, daß er ſich

von ihren Fesseln so leicht werde losmachen können. Sie rechnete zu sehr auf die Stärke seiner Liebe. Der Gedanke, von einem Mann verlassen zu seyn, war ihrer Eigenliebe unerträglich. Doch die gute Ida war fern, diese Ursache als die ihres Schmerzes zu erkennen. Rosa hatte dem Marquis gefallen wollen, war aber keineswegs gesonnen gewesen, ihm die weit vortheilhaftere Parthie mit dem Grafen aufzuopfern. Sie empfing Ida mit den bittersten Vorwürfen, denn sie hatte bereits von ihrem Verhältnisse mit dem Grafen gehört. — Ida ermahnte sie ernst an alle Pflichten, an das gegen ihn verletzte Zartgefühl. Sie sprach vom Herzen und drang zu dem der Freundinn. Nun enthüllte sie Rosa ihr ganzes Vorhaben und versprach ihr alles Verlorne wieder zu geben, wenn sie sich ihrer Leitung unterziehen wollte. Dieß versprach das Mädchen fest. Sie sollte diesen Monat durch ein zurückgezogenes Benehmen jeden nähern Umgang mit dem Marquis entfernen, und ihre Äußerungen sollten ihn überzeugen, daß der Beifall, den er bei ihr gefunden, größtentheils ein Scherz auf seine

Unkosten gewesen war. Zum Glück war er von der Störung in Rosa's Verhältniß nicht unterrichtet, und sie beschrieb jetzt mit so viel Eifer die seltenen Vorzüge ihres Bräutigams, daß der Marquis glauben mußte, sie hätte ihn zum Besten gehabt und sich erbittert zurückzog.

34.

Ida hatte Adolphen das selbst verworfene Glück wieder geschenkt. Aber damit begnügte sie sich nicht. Sie wußte zum Theil, wie leichtsinnig sein junges Weib war. Wie leicht konnte sie ohne Leitung durch unüberlegtes Betragen seinem Herzen eine neue Wunde schlagen, welche die kaum vernarbten alle wieder öffnen würde; dann wäre das Übel unheilbar, und ihr größtes Opfer unnütz geworden. Um ihr Ziel zu erreichen, mußte sein Lebensstern immer hell schimmern und sie beschloß daher, als sein Schutzengel in der Gatten Mitte zu wohnen, und ein wachsames Auge auf Rosa's kleinste Handlung zu haben. — Sie hatte mit unverdrossenem Muthe ihren edlen und wohlthätigen Entschluß ausgeführt. Nie verrieth ein Blick,

ein Wort, die Gewalt des innern Grams. Sie war nur beständig damit beschäftigt, Rosa's gute Eigenschaften in den Augen ihres Gemahls in das beste Licht zu setzen und sorgfältig alle Mängel zu verhüllen, die ohne ihren Trost sein Gefühl oft beleidigt hätten. — Die unerwartete Erfüllung seiner Wünsche gerade in dem Augenblick, wo er ihnen auf immer zu entsagen glaubte, hatte den Grafen in eine Art Taumel versetzt, und die Leidenschaft ihm einen neuen doppelten Schleier über Rosa's Fehler auf die Augen gelegt. Sechs Monate vergingen ihm in dem Genuß des seligsten Lebens. — Treue Freundschaft auf einer Seite, tief empfundene Liebe von der andern, schufen ihm aus dieser Welt ein Paradies.

35.

Einst saßen beide Cousinen Abends traulich beisammen, sie erwarteten Adolph, der einem Freunde auf eine Jagd gefolgt war. Rosa erzählte von ihrem Glück und dankte der edlen Freundinn. Da trat der Graf herein. Er war bleich und Fieberfrost rieselte durch seine Glieder. „Mir ist nicht wohl“ — sagte er den

beiden Frauen — „die herbstliche unsichere Witterung hat mir, wie ich glaube, geschadet. — Ich habe mich auf der Jagd sehr erhitzt. Die Gegend war so schön, ich wollte meiner Rosa auch einen Theil meines Vergnügens wiedergeben. Ich verweilte dort ein paar Stunden, um sie im Freien abzuzeichnen. Die kalte Abendluft hat mich ergriffen, es wird wohl nichts Bedeutendes seyn“ — sagte er beruhigend — „bloß eine kleine Erkühlung.“

Der Graf legte sich nieder. Am neunten Tag verließ der Doktor des Kranken Zimmer mit einem Gesichte, das dem ängstlich lauernden Blick Ida's jede Hoffnung benahm. Sie erreichte ihn noch beim Weggehen. „Fräulein“ — sagte der Arzt — „an des Grafen Übel scheitert meine Kunst. Er gehört bereits dem Himmel an. — Sie, deren Herzen er nicht so nahe ist, werden leichter den Verlust ertragen, aber die weit härter Getroffene, sein junges Weib, soll durch sie getröstet und an das dortige Wiederfinden erinnert werden. Es soll sie ihre Freundschaft in dieser Stunde unterstützen.“ — Mit diesen Worten verließ er Ida. — Es war

wie sie glaubte, der letzte namenlose Schmerz, der sie treffen sollte.

36.

Mit der letzten Anstrengung rafft sie alle ihre Kräfte zusammen, um ihn würdig zu tragen. Sie war keine Minute vom Krankenbette gewichen. Rosa genoß jetzt auf ihr vieles Zusprechen, einige Stunden Ruhe und Ida kehrte in das Zimmer des Jammers zurück. Adolph schloß die Augen auf, als sie herein trat. Er hatte in den letzten zwei Tagen niemanden erkannt. Nun erhielt er seine Besinnung wieder und fühlte deutlich, wie weit es mit ihm gekommen war. Seine schwache Hand faßte die der Eintretenden, seine matten Augen schienen etwas zu suchen, dann legte er sein Haupt an Ida's zerrissenes Herz und sagte leise, „auch gut, besser sogar, daß sie nicht da ist. — Hätte ich Sie vor Augen, so machte mich das Scheiden von dieser Welt unruhig, das soll es nicht, ich darf über die kurze Zeit meines Lebens nicht murren. — Es war so schön! du kennst mein Herz, treue Freundinn, sag meiner Rosa alles, was es jetzt erfüllt. Sie soll meinen festen

Glauben an ein ewiges Wiederſehen theilen, und deine Liebe, theure Ida, ſoll die zarte Blume in dieſem Sturme aufrecht halten. Hier meinen letzten Gruß an ſie," und Adolphs bleiche Lippen berührten Ida's Mund. „Dir, mein troſtreicher Engel in jeder Stunde des Lebens, dieſen Ring zum Andenken, welchen mein Wille und meine Achtung dir einſt beſtimmten. Leb wohl, meine geiſtige Braut." — In immer ſchwächer werdenden Tönen ſtammelte er noch einige Worte des Dankes, und bald entſchlummerte er ſanft an Ida's Bruſt. — Sein letzter Hauch war noch ein Seufzer der Liebe. —

57.

Noch knüpfte eine Pflicht Ida an das Leben. Sie ſollte Roſa tröſten, oder wenigſtens mit ihr um den Geliebten trauern und ſein Andenken in ihrem Herzen treu bis in den Tod bewahren. — So führte Ida ſeit einigen Monaten ein frommes ſtilles Leben der Erinnerung. Da kam ihr eines Morgens Roſa verlegen entgegen. „Liebe Couſine" — ſagte ſie — „ich muß dir eine baldige Veränderung meiner Lage ankündigen. Es wäre unbeſonnen und unnatür-

lich von mir, wenn ich es wagte, ohne Gefährten den langen Weg des Lebens zu wandeln. Ich habe mich daher entschlossen, in einigen Wochen zu einer zweiten Vermählung zu schreiten."

„Und mit wem?" fragte die Bestürzte:

„Mit dem Marquis von Ronsac" — versetzte Rosa. — „Ich kenne diesen Mann längere Zeit und sein Verstand, sein Betragen gefielen mir immer. Ich hoffe, diese Verbindung nie zu bereuen." — Während Rosa sprach, war Ida immer bleicher geworden. So beweinte man Adolph! Dieß war das Mädchen, dem sie das Glück ihm anzugehören, so edel geopfert hatte! Der so Unwürdigen hatte sie ihn abgetreten! Jede Regung des Gefühls, die sie bis zu dieser Minute immer zu Rosa hingezogen hatte, erstarrte jetzt in ihrer Brust! — Sie bekämpfte ihren Vorsatz nicht. Sollte sie noch einmal den Schatz ihrer Empfindungen vergeuden, um mißverstanden zu werden? — Kalt kündigte auch sie Rosa an, daß ihre sehr geschwächte Gesundheit und ihre wenig heitere Stimmung ihr nicht erlauben, länger in einem Haus zu

weilen, welches geänderte Umstände zu dem Schauplatze der Freuden und Belustigungen machen werden. Sie schied von Rosa noch am nämlichen Tag und kehrte in ihre stille Wohnung zurück. Die Cousine aber sah sich gern befreiet von diesem nun lästigen Zeugen ihrer Handlungen.

38.

Einige Wochen darauf fuhr der prächtige Zug der Hochzeitsgäste nach beendigter Trauung um sechs Uhr Abends von der Pfarrkirche zurück. Von dem Schlosse Felsheim tönte herüber der dumpfe und langsame Schlag einer Glocke. Ein Schauer überfiel die Neuvermählte. So klang es auch, als vor kurzer Zeit ihr Gatte seine letzte Wohnung betrat. War es sein Geist, der sich in ihr Andenken zurückrief? Sie war verstört; — doch bald erwärmte sich der leichte Sinn der schön geschmückten Braut an dem Feuer der hochzeitlichen Fackeln.

Die Sonne ging gerade unter und ihre glühenden Strahlen spiegelten sich an dem brillanten Diadem, das die Schwärze Rosa's schönen Haares erhob. — In der hohen Burg aber wand sich um Ida's bereits verklärtes Haupt

der weißen Rosen Kranz der Jungfrau als Sinnbild der Reinheit ihres Wandels. Die Bestimmung ihres Erdenlebens hatte sie treu erfüllt. Mit Rosa's Vermählung wurde sie auch der letzten Pflicht entledigt. Ihr so vielfach gequältes Herz sehnte sich nach Ruhe; ihr Geist nach Vereinigung mit dem Geliebten. Der Todes-Engel nahm sie mitleidig in seine Lilienarme und trug sie sanft der Belohnung ihres irdischen Leidens entgegen. Sie ruhte im weißen Gewand. — Die Hand, welche seine letzte Gabe trug, hielt auf ihr Herz den nun verdorrten Rosenstraus, dessen weiße Farbe ihre Ahnung wohl gedeutet hatte! —

39.

Am folgenden Morgen trat Pfarrer Mollbach in Rosa's Zimmer, und nun verstand sie erblassend das dumpfe Glockengetöne, als er ihr mit erstickter Stimme meldete, „der Engel sey in seine Heimath gegangen."

V.

Sancho Pansa und sein Esel.

Fabel.

Sancho, so wird in der glaubwürdigen Geschichte des Don Quixote erzählt, ward einst sein Esel gestohlen. Er bedauerte seinen Verlust wie den Verlust eines Freundes, bis er ihn zufällig wieder fand. Seine Freude war beim Wiedersehen ohne Gränzen. Er umarmte den Esel, küßte, streichelte ihn, und machte Freudensprünge wie ein Besessener. Er lief ins nächste Wirthshaus, ließ sich ein schönes Ragout bereiten, auf eine zinnerne Schüssel füllen, und lief zu seinen grauen Gefährten, um ihm recht gütlich zu thun. Der Esel beroch das duftende Gericht, schüttelte dann seine Ohren und wandte sich zu den daneben stehenden

Disteln. „Ein Esel“ — brummte Sancho in den Bart — „bleibt doch ein Esel!“ Langohr spitzte seine Ohren, reckte seine Schnauze in die Höhe und sagte in eben der Sprache, die einst Bileams Esel redete: „Herr! mein feiner Gaumen duldet diese Blätter kaum und sollte an eurem Mischmasch Geschmack finden?“ — — — Sollte man nicht glauben, mancher Kunstrichter sey bei — Langohr in die Schule gegangen.

Kapf.

VI.

Die Landung.

Erzählung

von

L. M. Fouqué.

An einem ſanftgrünenden Küſtengeſtade hatte ſich ſo eben mit annahender Abendkühle der Wetterſturm gelegt, vor welchem mehrere Tage hindurch das Meer tobend geweſen war, der Himmel ſchwarzumwölkt und von Blitzen durchzuckt. Jetzt leuchtete mildes Abendroth über die mehr und mehr ſich ſänftigende Fluth, die Bäume ſchüttelten ihre grünen Häupter im linden Abendhauch, und ſtreuten die letzten, noch auf ihnen laſtenden Regentropfen in raſchen Schauern hernieder, faſt wie es wohl zu geſchehn pflegt, daß die Augen getröſteter Menſchen ſich noch ein Mal, als nähmen ſie Abſchied von ihrem Leid, in reichen Thränengüſſen entladen, — die Vögel verſuchten ſich in neuen Weiſen, aus den umhüllenden Blätterdächern hervorgelockt. — Alles war Friede und

Freude in der lächelnden Inſelgegend, und vor ſo anmuthigen Grüſſen mannigfacher Art erſchloſſen ſich die Augen eines ritterlichen Mannes, der bis dahin ohnmächtig und wogendurchnetzt am Strande gelegen hatte. Die Zither an ſeiner Hüfte klang, wie er ſich bewegte, und ſo auch klirrte ſein gutes Schwerdt in der erzbeſchlagenen Scheide. Dies konnte ſeinen Schlachtenton ſo leicht nicht verlernen, aber jene ächzte in banger Verſtimmung mislautend auf. Da zog ein ſchmerzliches Lächeln über des Erwachenden Antlitz, und er ſprach vor ſich hin:

„O alſo immer noch, immer noch dieſſeit? War es mir doch, als habe mich der Schiffbruch ſchon hinübergeſpült in die ſeligen Inſeln, wo das Erwachen nur eben Licht und Segen und Freude heißt. Aber es gibt keinen Mislaut dort drüben. Arme, liebe Zither, die du mich ſo oftmal ahnend emporgeflügelt haſt in das ſelige Reich des Jenſeit, mußt eben nun du mit deinen ſturmverletzten Saiten mich mahnen, daß wir noch auf Erden ſind?“ —

Er begann das liebe Werkzeug zu ordnen, und ihm den ſüßen Wohlklang wieder einzu-

ſtimmen, und dazwiſchen beſann er ſich, wie er eigentlich hierhergekommen ſey, und welch ein Land ihn, den Geſcheiterten, gaſtlich empfangen habe in ſeinem Schooß.

„Weit, — ſehr weit muß der Strand hier von meiner Heimath liegen?“ — dachte er bei ſich ſelbſt. — „Weit von der Burg der holden Königswittib Editha; — denn ſeit ſie mich ausſandte, ihr Beiſtand zu gewinnen von Schweden- oder Dänenlandes Küſten, wider den Dränger, der ihr und ihres Kindleins Sicherheit und Reich bedroht, — ja, ja, ſo war es, — ſeitdem hat der Sturm uns viele, viele Tage, — wohl manche Woche lang umgetrieben durch dunkles Meer! — Boshafter Seneſchall Morgan, der du dich erfrechſt, die engelreine Wittwe, und den verwaiſeten Königsſohn zu verfolgen, — haſt dich vielleicht dem böſen Feinde ergeben, und vermochteſt du Sturm und Wetter aufzutreiben durch ſeine Macht? Die Sterne verloſchen uns vor dem regnigen Gewölk, — die Sonne ſelbſt nur brach ſelten und mit zweifelhaftem Strahl in ihrer höchſten Mittagshöhe hindurch! — O wo

nur trieb's mich hin? — Zertrümmert unser Schiff! — Das war das Letzte noch, was ich erblickte! Da treiben ja auch noch die armen Trümmer vor mir auf der Fluth! — Und ich — so scheint es — so ist es wohl ganz gewiß, — der Einz'ge nur gerettet ich, — Gott weiß an welchem Strand! Gott weiß wie fern dem lieben, schönen Northumbrien, wo schon die erhabne Herrinn Boten an die Küsten sendet, fragend: „kehrt Sänger Adelrath denn noch nicht wieder? — Verhieß er mir doch rasche Hülfe! Mir und dem armen Kind und armen Land! Räuber Morgan drängt mich von Burg zu Burg! Drängt wohl mich auf die fernsten Inseln noch hinaus! O Adelrath, der du mit Schwerdt und Zither mir immer, immer sieghaft dienen wolltest, nun zögerst du?“ — Herrinn, ich komme!“ —

Der unbeglückte Sänger rief es mit rascher Anstrengung, — aber noch wankten seine Füsse unter ihm, — fremd, wunderlich rauschte das räthselvolle Meer ihm entgegen, — er strebte eine nahe Höhe zu erklimmen, hoffend, daß er von dort erspähen könne, wo er eigent-

lich hinverschlagen sey, und welche Mittel vielleicht noch hier sich darböten, der holden Königinn Hülfe zu bringen. —

Aber ein duftiges Gebüsch umkränzte den Fuß des Hügels mit so dichten Geweben, daß der sturmermüdete Sänger nur langsam und mühevoll darin förderdrang. Bald faßte eine dornige Ranke sein Haargelock, bald seinen Mantel, bald gar die klagenden Saiten seiner Zither; — mit dem Schwerdte eine Bahn zu hauen, — dazu konnte er sich, den schönen wilden Rosen gegenüber, die ihm so freundlich zunickten, nicht recht entschliessen; — matt sank er im dichtesten Gezweig auf einige altbemooste Steine nieder.

Ihm ward stiller und besser zu Muth in der duftigen, obgleich halb unfreiwilligen Ruhe. Sein Auge richtete sich nach dem immer klarer leuchtenden Abendhimmel, seine Seele noch weit höher empor. „Ob dieser jetzt matte, weithinverschlagne Arm nicht mehr zu schützen vermag,“ — so dachte er bei sich, — „wohl gibt es Einen, der die Unschuld weit herrlicher schützt! — Ob alle Dänen- und Schweden-

Klingen, noch ungeweckt in ihren Scheiden rasten: — der Engel strahlende Klingen reihen sich um Editha her; — ob mein rüstiges Schifflein in die Fluth versank, — wohl rüstigere Fittige, als meine armen Segel sie spannten, schwingen sich zu des verwaiseten Königsknaben Rettung heran!" — Heitersinnend erwog er in sich selbst, wie es wohl den frommen Einsiedlern möge zu Sinn geworden seyn, wenn sie, gleich ihm jetzt in seiner duftigen Einsamkeit, sich so gänzlich fern gefühlt hätten von dem Treiben der Welt, und bei jedem Athemzuge nun der Himmel sich freundlicher herabzusenken scheine auf den von aller Erdenlust Geschiedenen, von Ahnungen schönerer, unvergänglicher Lust immer deutlicher, immer sehnsuchtsvoller umweht. — Er kam sich mehr und mehr wie ein solcher, in stiller Heiterkeit Lebendigbegrabner vor.

„Was die Zeit anbetrifft in ihrer Messung," — flüsterte er lächelnd vor sich hin, — „so will grade der Unterschied am wenigsten bedeuten. Stunden oder Jahre! Auch die Jahre bestehen ja doch endlich wieder aus Stunden,

und eben darin liegt gewiß ihre bedeutsamste, bisweilen bethörende, bisweilen zerdrückende Macht. — Daß aber ich wohl bald wieder aus diesem Laubengeflecht rüstig hervorschreite, — nun, ist denn das so ein mächtiger Unterschied? — Manch ritterlicher Siedler oder Mönch hat schon das Gleiche gethan, und sich ehrbar und fromm in der neubetretnen Welt erwiesen. Und wer sagt mir's, ob ich denn wirklich wieder hervorgehe aus meiner duftigen Rankenumhüllung? Ich matter, schiffbruch-erschöpfter Sänger! Der Tod kann meine Glieder hier eben so gut festlegen, als er es ehmals im Schlachtgewimmel vermocht hätte! — Und das wär' am Ende kein so gar übler Streich von ihm. Süß müßte sich's einschlafen unter der Laubenwölbung und dem sanft athmenden Rosengedüft." —

Da setzte sich ein kleiner, fröhlicher Vogel dicht neben den regungslos Ruhenden, und trillerte mit heller, gar lieblicher Stimme sein einförmiges Liedchen. Dem Sänger kam dies Singen rührend vor, wie uns wohl bisweilen der Gesang eines fröhlichen Kindes anklingt,

das eben auch nur seine arglose Lust mit immer wiederholter Melodie in die noch allwärts ihm lächelnde Welt hinaussingt.

Adelrath hatte es in der Gewohnheit, sich unwillkürlich den Sang und Ruf hübscher Thierlein in Worte zu übersetzen, und da war es ihm nun, als singe der kleine, fröhliche Vogel in einem fort:

»Sorg' nicht viel! Sorg' nicht viel!
Welt ist gar ein hübsches Spiel!
Sieh, wie Unsereins spielt und fliegt!
Spiel doch mit! Sey auch vergnügt!« —

Doch eben der Gedanke, das freundliche Geschöpf singe ihn so munter einladend an, — eben der lockte all die tiefsten Quellen seiner Wehmuth hervor, indem er bedachte, wie solch ein fröhlicher Zuruf im furchtbaren Widerspruch stehe mit all den feindseligen Erscheinungen dieser verwirrten Welt. — „Die uralten Heldensänger," — dachte er — „hatten's doch eigentlich besser, als wir Troubadours. Das ging rascher, wenn auch bisweilen etwas wilder in die Welt hinein, — so ohne Rückblick fast, — ja frischer! — Aber nein doch: frischer eigent-

lich nicht! denn was wohl kann frischer seyn, als der Thau, welcher auf den Kelchen der Blumen perlt? Hat etwa schon Einer das Abendroth und Morgenroth vertauschen wollen? All Ding hat seine Zeit; — wir Troubadours auch haben die unsrige.“ —

Die Gebüsche theilten sich mit sanftem Rauschen. Ein großer, schöner, glänzender Jagdhund von schneeweißer Farbe stand vor dem Sänger, wedelte zu ihm auf, und blickte ihn aus treuherzigen Augen an, als wolle er sagen: „i, bist du auch da? Du kennst mich wohl gar nicht mehr? Aber ich dächte doch, wir hätten uns einander schon sonst gesehn, und zwar bei fröhligen Gelegenheiten. Auf allen Fall ist mir's recht lieb, daß ich dir begegnet bin. Laß dich nicht stören; ich will mich auch nicht stören lassen!“ — Damit ging er wedelnd wieder seines Weges fürder, und Adelrath dachte lächelnd: „wie komm' ich mir denn vor? Ist es ja doch beinah, als wäre die alte Fabelzeit wieder emporgestiegen, wo Mensch und Thier sich in vernehmlichen Worten mitsammen besprachen! O es müßte was Exquis-

kendes ſeyn, dergleichen Geſchichtlein wieder zu erſinnen, im rechten anmuthig treuherzigen Verſtehen der Thierwelt; — aber du?“ — rief er plötzlich, und ſchüttelte ſich aus ſeiner Mattigkeit empor, — „haſt du denn immer nur und immer wieder auf neue Lieder zu ſinnen? Tritt vor aus dieſen Schatten! Thu, was dein höchſtes Sehnen auf Erden dir gebeut, lebend und ſterbend für deine Königinn, — zwar dazu gehören auch die ſchönen Lieder mit, — und ſeltſam, — eine ſchier unbezwingliche Träumerei bindet mich an dieſen duftigen Sitz. — Was war denn das mit dem ſchönen, ſchneeweißen Waidhunde vorhin? — Ich dächte faſt, ich hätte ihn ſonſt ſchon bei der Königinn geſehn, ſich freundlich ſchmiegend zu ihren Füſſen an den goldgezierten Stuhl, mit ihm ſpielend das freundliche Königskind; — aber wie ſollte denn der hierherkommen an den fernen Inſelſtrand? O ich träume, ich träume ja nur!“ —

Und die Augen ſanken ihm vor Mattigkeit zu.

Da ſtreifte ein plötzlicher Lichtglanz der durch Abendwolken vorſtrahlenden Sonne ſein

Antlitz. Emporblickend sah er ein schneeweißes Frauengewand durch die Zweige leuchten. Er wollte sich aufrichten, — da hielt ihn ein Blick, der sich nach ihm hinwendenden Schönheit wie in unzerreißbare Zauber gebunden. Es war — er konnte nicht zweifeln — es war die Erscheinung der Königinn Editha selbst. Die holde Gestalt sah ihn mit staunendem Unwillen an, — hub die schönen Hände wie klagend und verklagend gen Himmel, und verschwand.

„Ich träume," — flüsterte der Halbohnmächtige — „ich weiß es nun ganz gewiß, daß ich träume! Der Sturmwind hätte die Herrinn aus ihrem Schloß entführt und über ferne See'n und Lande sie hierher getragen? Thörichte Gebilde! Wunderliche Gaukeleien! Aber du, aller Träume Unbarmherzigster, wie darfst du sie mir zeigen, klagend über mich? Scheltend über mich? — O Herrinn, nicht ich habe die Stürme heraufbeschworen, die mich fortschleuderten von dem Pfade, den du mir geboteſt! — Aber sacht! Welch neue Erscheinung spiegelt der Traum mir vor?"

Morgan's, des treulosen Seneschall Ge-

ſtalt ſchritt eilig aus dem Rankengewirr hervor, auf demſelben ſchmalen Pfade, welchen Editha genommen hatte. Es ſchien, als ſtutze er einen Augenblick vor Adelraths unerwarteter Erſcheinung, — plötzlich aber fing er an, auf die höhniſch fratzenhafte Weiſe, die ſonſt ſchon im geſelligen Scherz dem Sänger oft ſo ärgerlich an ihm zuwider war, ſein Antlitz zu verzerren, zuckte die Achſeln, als bedaure er den matt Hingeſunknen, und eilte lautloſen aber beflügelten Ganges vorüber. Beſorgniß um die Königinn und auch wohl gereizter Zorn gab dem Sänger Kraft, ſich zu erheben. Auf ſein Schwert geſtützt, wankte er einige Schritte fürder, — da ſah er, durch die Ranken ſpähend, wie Edithens holder Knabe auf der nahen Wieſe Blumenkränze wand, mit welchen ſeine alte treue Wärterinn ihn auf eine anmuthige Weiſe ſchmückte. —

„Auch die Beiden hier!“ ſagte der ſtaunende Adelrath, und faßte nach ſeiner heißglühenden Stirn. „So iſt's wohl doch nur ein Traum! — Oder wach' ich, ſo iſt's Erſcheinung, und all dieſe Geſtalten zeigen mir den

Tod an, in welchen irgend ein ungeheures Schicksal sie zu dieser Stunde allsammt hinunterriß. Also auch du, blutiger, kronenräubrischer Morgan? Auch du mußtest mit in das Grab, das du der holden Wittwe, der blühenden Waise gegraben hast? — Noch als Schatten höhnt er mich, daß ich zu spät kam mit meiner Hülfe. — Aber, o Himmel, auch du, meine Königinn, erhebst klagend über deinen Sänger Blick und Hand? Du thust das noch von jenseit her? — Ja freilich, freilich, — von dortaus mußt du es wohl am Besten wissen. Schon auf dem irdischen Ufer ja sahest du immer so klar und hell, und warest mir oft wie ein reineres, unbestechlicheres Gewissen! O gewiß, gewiß, ich habe misgehandelt, ob ich auch in meiner Blindheit das Wie noch nicht erfassen kann! — Kleiner Engel auf den Wiesen dort, du frühverklärte, lächelnde Seele, was klagst denn nicht auch du über mich? — Oder du bist wohl so ganz frei von jeglichem Anhauch der irdischen Noth, — du wirst nun gleich zu singen anheben, wie der kleine Vogel vorhin hier sang, — aber deine greise Wärte-

rinn, die so wehmüthig treu auf dich niederschaut, — was klagt denn nicht die über mich? — Empor die treuen Händē, du Alte, zum Himmel! Hier steht der Unbeglückte.“ —

In halber Bewußtlosigkeit fühlte er sich plötzlich wieder auf den Steinsitz niedergesunken, — ein seltsam eiliges Geflüster, ein dumpfes Waffengerassel ließ sich von allen Seiten her vernehmen; — schwindelnd schloß er die Augen.

Da zupfte Etwas an seinem Mantel; — ein leises Gewinsel drang empor; — „wieder eine neue Erscheinung dieser bezauberten Insel?“ rief er, und sah umher. Der weiße Jagdhund stand neben ihm, ängstlich bittende Blicke auf ihn gerichtet, und so wie er die Augen aufthat, einige Schritte vorwärts laufend, wieder zu ihm hin, und wiederum vorwärts, als solle das heißen: „Folge mir doch! Eile doch nur! Hilf! Es ist ja die höchste Zeit!“ Und so wie der Sänger, auf sein Schwert gestützt, sich erhob, schoß der Hund pfeilschnell durch das Gezweige von hinnen, wie ganz von selbst erwartend, nun müsse der Sänger ihm eben so rasch

folgen. Aber selbst ein vollkommen rüstiger Mann hätte das wohl durch das verschlungne Gitterwerk dieser Ranken umsonst versucht; — der wankende Adelrath, obwohl er der wilden Rosen nicht mehr mit seinen bahnhauenden Schwertblitzen schonte, vermochte es noch minder. Den sehnenden Blick nach der Höhe, wohin der Hund seine Richtung nahm, hinauffendend, sah er nun plötzlich die Gestalt der Königinn, ihr Söhnlein auf den Armen, wie sie in stummer Eil als eine Flüchtende bergan vorüberschwebte. Sie verschwand in einer Windung des Hügels. Tiefer unten kniete die greise Wärterinn, jetzt beide Hände zitternd zum Himmel emporgestreckt, — plötzlich hoch am Abhang erschien der hohnlachende Morgan, einen Dolch in der Faust, — bewaffnete Männer tauchten hin und wieder um ihn empor; — wie davor berguntergeschreckt, erschien aufs neue die Königinn, ihr Kind im Arm, in entgegengesetzter Flucht; — jetzt streifte sie unfern des Rankengeheges vorüber, worin noch immer Adelrath wie zauberhaft umstrickt geblieben war, — jetzt flog der dräuende Morgan blitzesschnell ihr

nach; — „Halt! Steh!“ rief Adelrath ihn an. „Auf mich deinen Dolch! Auf mich deinen Grimm, dafern du irgend noch Mannesnamen zu führen gedenkst!“ — „Schwächling!“ rief der höhnende Morgan ihm zu. „Lauf mit, wenn du mir was zu sagen hast!“ — Und im raschen Schwunge wollte er ihm vorüber fliehn. Da sprang der treue, starke Waidhund ihm zähnefletschend entgegen; — Morgan faßte zum Schwert, das kühne Thierhaupt zu zerspalten; — „nimm's, wie du's haben will'st!“ rief Adelrath, und schleuderte in kühner Verzweiflung seine gute Klinge nach dem Feind hinüber. Heulend sank Morgan in sein Blut. — Es war Adelraths letzte Kraftanstrengung gewesen. Auch er taumelte nieder, auf seine tönende Zither hin. „Die Herrinn gerettet!“ rief er voll triumphirender Lust, während er Lanzen und Schwerter feindlich über sich blitzen sah, und das Wuthgebrüll von Morgans Kriegsleuten hörte, die an ihm den Tod ihres Hauptmanns zu rächen sich drängten. Er fühlte, wie Speeresstoß und Klingenschwung ihn traf, — „es war dennoch kein Traum!“ flüsterte er lä-

chelnd, — „Victoria!“ rief er laut, und sein Bewußtseyn erlosch. —

Wieder die Augen emporschlagend, sah er den tiefen, lichthellen Sternenhimmel über sich; — der Vollmond aus dem Meer aufsteigend, begann seine klaren Schimmer über alle Gegenstände zu breiten. „Was ist denn das?“ flüsterte Adelrath. „Mir ist, als schwömm' ich in lichten Fluthen. Ist das nun Mondenlicht, oder ist es mein Blut?“ — „Beides, lieber Held!“ sagte eine Engelstimme neben ihm, und indem er sich mit zuckendem Schmerz darnach hinwandte, sah er in Königinn Editha's Angesicht. Und wie ein Kind, etwas vor unerwarteten Geburtstagsgeschenken, seufzte er ein sanftes, fröhliches: „Ach!“ —

Seinen Gedanken begegnend, sagte die Königinn: „ja, mein vielgetreuer Sänger und Bote, ich bin es. Und damit du recht sanft und friedlich von hinnen scheiden mögest, — empor zu dem unsichtbaren Himmel, der sich bereits dir entgegenzusenken scheint in diesen leuchtenden Mondgewölken.“ —

Selig lächelte Adelrath empor und brei-

tete wie in kindlicher Unschuld die Hände nach dem himmlischen Licht. — Editha verstummte davor auf einige Augenblicke, und kreuzte die Arme betend über ihre Brust, — dann sprach sie wieder fürder:

„Damit du recht sanft und friedlich hinauf schweben mögest in deine Heimath, guter Sänger, so höre vorher, wie Alles hier gekommen ist. Mein Sohn, der jetzt noch kindliche König künftiger Männer, hört es auch mit an, und freut sich dankbar über dich!“

Das matte, leisblutende Haupt wendend, sahe Adelrath, wie der junge König von der andern Seite neben ihm kniete, die Händchen zum inbrünstigen Gebet gefalten, einem Engel vergleichbar in den Lichtern des Mondes und des innern, seligen Friedens. — „Thut es dir sehr weh, du tapfrer, blutiger Sänger?“ flüsterte der holde Knabe ihm zu, und Adelrath entgegnete heiter: „gar nicht weh, du freundliches Königskind! Denn es sind Todeswunden, und nah am Ziele schmerzen die nicht mehr.“ —

Da sagte die Königinn Editha sehr ernst: „nun unterbrich mich nicht wieder, mein Knabe.

Nun muß ja unſer Freund noch dieſſeit vernehmen, wie herrlich er ſtirbt. Und er hat nicht lange mehr dieſſeit zu verweilen. — Du edler Sänger," — ſprach ſie mit weicher Faſſung, — „manch Wort, was du vorhin im Wundentraum vernehmen lieſſeſt, gab kund, du wähnteſt dich auf einer fernen, in unbekannten Meeren liegenden Inſel. So iſt es nicht; wohl ſandte ich dich über ferne Fluthen zu meiner und deines jungen Königs Rettung hinaus. Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt! Zurückgewandt iſt Euer Schiff im wilden Fluthenwirbel, — herangeworfen wieder an unſre Angellandsküſte, ohne daß ihr ſchwindelnden Meerumſchäumten alleſammt wiſſen mochtet, wo es Euch umtrieb; — da ſeyd ihr geſcheitert an heimathlichen Klippen, eben weil ihr euch einbildet, ihr ſchifftet an wildfremden Landen. Die Trümmer deines Fahrzeuges, die Leichen deiner Gefährten liegen als Zeugen davon am Strand umher. — Dich aber — o Adelrath, ſtirbſt du ſchon?" —

„Noch nicht, liebe Herrinn, — aber bald! — Drum gieb mir deine liebfreundliche Kunde

bald mit auf die Fahrt! — Auf die ferne, Alles entscheidende Fahrt!“

„Dich Adelrath“ — sprach die Herrinn unter leisen Thränen fort, — „sah ich in der wilden Rosenlaube ruhen, als ich, vor Morgan hierhergeflüchtet, in vermeinter Sicherheit durch die lieblichen Duftgehäge der Insel mich erging. Ja, einen Augenblick zweifelnd, dachte ich — lächle du nicht so schmerzlich; es thut mir weher, als dir! — einen Augenblick zweifelnd dachte ich: „auch er schläft hier unter Rosen, und säumt, dich zu erretten?“ — O wie so ernst und froh du lächelst! Du hast es ja nun bewährt, wie du — ob todesmatt — in Gottes Namen zu fechten und zu siegen verstehst! — Der Dränger Morgan erlag vor deiner Klinge, — mein Kind und ich, wir erretteten uns, derweile der Feinde Wuth dich mördlich traf, — jetzt sind meines Oheims von Kent mächtige Kriegsgeschwader herbeigekommen, die Empörer zu verderben, — das vom tyrannischen Seneschall bedrückte Land jauchzt errettet empor, — o Adelrath, und könnt denn ihr nicht mehr mit uns leben?“

„I lebe doch immer!“ flüſterte Editha's Sohn, den Blutenden mit leiſen, lieben Händchen ſtreichelnd; „lebe doch nur wenigſtens noch ein ganz klein Bischen!“

„O ja, ein ganz klein Bischen, mein junger König!“ ſagte Adelrath mit einem ſeligen Lächeln. „O reicht mir doch meine Zither noch zu guter Letzt her.“ — Und wie der liebe Knabe das that, griff der blutende Sänger noch einige Akkorde darauf, halb ſprechend, halb ſingend:

»Schiffbruch! —
Landen! —
Träumen — Erwachen! —
Seligkeit!
O Alles beſiegende,
Fröhliche Seligkeit! —
O Lied, warum kannſt du's nicht ſingen?« —

Und damit war er, was die Menſchen für dieſe Erde ſo zu nennen pflegen, todt. Aber er ſah unausſprechlich hell und anmuthig aus, ſo daß der Kleine ordentlich aus

Freuden darüber ſeine Händchen zuſammenſchlug und ihm nachſang:

»Fröhliche Seligkeit!
Lied, warum kannſt du's nicht ſingen?» —

VII.

Das Wunderfräulein

oder

Heute wie vor fünf hundert Jahren.

Ein Schwank

von

Frhrr. von Biedenfeld.

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodensee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geschenke an Weinen, Obst und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landschaft empor die Trümmer von eilf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Gespenster oben gefährlich, so hat der Reisende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen sind ringsumher geborne Zauberinnen; das beweisen die Herzkirschen-Augen und die Vergißmeinnicht-Äugelein, die schwarzen und die mildgoldenen Bogen über denselben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger sind, als Zauberspräche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt iſt, und das recht ernſtlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen sein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beiſpiel wirket oft mehr als hundert gute Lehren; darum will ich ganz getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, ſo habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenſchen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die ſtattliche Hohenkrähen. Sorgſam gewarnt vor den nächtlichen Erſcheinungen hatte ich dennoch beſchloſſen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu ſehen. Mein Geburtstag iſt mir um ſo werther, weil er zugleich der erſte Tag im Wonnemonat iſt. Wer weis überhaupt, ob man noch einen ſolchen Tag erlebt?

In der herrlichſten Feierſtunde des Morgens ſtehe ich ſchon auf dem ſanften Vorhügel, und ſchaue die weißen Gold- und Roſenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des See's den Bräutigam der Natur all-

strahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hosianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Frische rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwischen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwischen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geschmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gastlich die Kelche den Heeren summender Bienen und cephyrischer Schmetterlinge; ein milder Ost schwebt schaukelnd über Kräuter und Halme und Gräser daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß sie in wonnigem Flötengelispel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen säuseln; schon zerstreuen sich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor steigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und seinen sieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die ersten Sicheln blinken im frischen Grün längs der sonnigen Raine um der edeln Rosse Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geschwätziges Völkchen

übt sich in Wechselgesängen mit der Schnitterinn; der Nachtigall letzte Klagen verschmelzen sich zu unaussprechlich süßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entsteigend auf azurnen Wellen sich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfest der ersten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Grase, die smaragdenschimmernde Sylphide schaukelt sich wollüstig auf der Liebe athmenden Krone des ersten Röschens und entschwebt dem Summen der Biene, welche sich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des süßen Goldes befährt; Käferchen schwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Gesandten der Natur, — um die Grüsse der Sehnsucht hinüber zu tragen und ferne stehende Liebende zu vermählen; das Bächlein schlängelt sich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, hascht und küßt, im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tausend Blümchen, birgt sich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuspringen und die Sonne mit seinen de-

manknen Augen anzulachen im Wohlseyn des Junggesellenstandes. Bald aber ist es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden soll und von welcher schon ganze Schaaren von Fischen als Brautwerber ihm entgegengesendet werden. Sein frohes Murmeln verstummt, das kindische Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinschaft mit der reichen Braut und verflossener heitrer Stunden und schleicht nur langsam und unbehaglich durch die schwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft sich sträubend und in großen Beugungen rückwärts strebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das stille Plätzchen unter der Ulme zu verlassen, von wo ich seit sechs Stunden alle paradiesischen Aussichten ringsumher mittelst meines schwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da störte mich ein nahes Flüstern und meinem Blick begegnete ein stattliches Bauernweib, welche ihr Amor-

chen am strömenden Busen, hinter mir gestanden und voll Verwunderung meiner Zauberei still und kaumathmend zugesehen hatte. Als sie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entstehen sah, wich sie voll Erstaunen einige Schritte und konnte ein leises: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet sich nicht gerne vom Anblick der zauberreichsten Schönheiten der leblosen Natur — zu dem Anschaun des schönsten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säuglein an der Brust? Unsre Bekanntschaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel stand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu sehen und ihm sein Mahl sogleich auftischen zu können. Im Anblick meiner Landschaftsmahlerei vertieft, hatte sie ihn heute wirklich übersehen, und wurde nun von ihm zärtlich scheltend überrascht, eben als sie an-

fangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schlosses über mir, einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr spährliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abschlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit seinen Vorräthen zur Mittagsstunde nach ihrer Hütte bestellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, so erschien er mit seiner lieblich duftenden Last und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakonischen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!“ mit einem schalkhaften Lächeln.

Alles vergaß ich und riß hastig das Siegel entzwei, denn ich harrte sehnlichst einer Kunde von dem unvermutheten Verschwinden meiner angebeteten Seraphine, um ihre Spur weiter zu verfolgen und vielleicht mein schönstes Lebensglück ihrem Herzen anvertrauen zu dürfen. Mein Freund schrieb mir:

„Theurer Julius! Ich eile Dir Kunde zu geben von Deiner wundervollen Geliebten, wie ich sie erforschen konnte und so weit ich sie zu

geben vermag. Du sahst sie in Frankfurt, sahst sie wieder in Mannheim, trafst mit ihr in Heidelberg zusammen, hattest Gelegenheit im Zauberthale von Wimpfen einige Worte mit ihr zu wechseln und den Pfeil noch tiefer in dein wundes Herz zu drücken; flogst nach Heilbronn herüber, um Dich abermals an ihrem räthselhaften Anblick zu laben; folgtest ihr nach Stuttgard, um dort ihre Spur zu verlieren und warst schon zu verwirrt, um auch nur die allergewöhnlichsten Fragen der Klugheit zu thun, um ihre Herkunft, Stand, Namen und Zweck der fliegenden Reise zu erfahren. Der Name Seraphine schien Dir genug, um sie am Ende der Welt wieder zu finden und so zogst Du ihr blindlings nach, wie einst deine Ahnen auf Ebentheuer auszogen. Ich wollte dich zappeln und die Hitze verkühlen lassen. Nun ich aber von hier fort und den Rhein hinab muß, melde ich Dir mit wenigen Worten: Sie heißt Seraphine von Tannenburg, ist im Harzgebirg geboren, eine nahe Verwandte des Besitzers von Hohenkrähen und verweilt seit acht Tagen ganz in Deiner Nähe! Suche sie auf, finde sie und

mache ſie zu Deinem Weib; zu Deinem Gevatter aber recht bald Deinen treuen Freund und Bruder Wilhelm!“

Ich war unausſprechlich glücklich, und hätte in meinem Entzücken die ganze Welt umarmen mögen. Nur die eiſerne Beharrlichkeit, nie einen Entſchluß aufzugeben, hielt mich ab, ſogleich den Hügel hinabzurennen und die ganze Gegend auszuſpähen, um heute noch die Heißerſehnte zu finden. Ich hätte ja vor mir ſelbſt mich ſchämen müſſen — vor dem unbeſtechlichſten aller Erdentribunale. Das Natürlichſte wäre wohl geweſen, zum alten Baron, welchen ich als meinen ehemaligen Oberſten und fernen Anverwandten wohl kannte — ſchnurſtracks ſelbſt zu gehen, und eigenhändig an der ſicherſten Quelle Kundſchaft zu ſchöpfen. Allein gerade das Natürliche erſchien mir als etwas Gewöhnliches, wovon ich nie ein großer Freund geweſen. Auf dem geraden Wege zum Ziel zu gelangen, wäre mir nicht romantiſch oder romanhaft genug geweſen, und hätte mir die Luſt zu einer Liebe benommen, welche ſo ſonderbar begonnen hatte.

Ich zügelte daher mein Sehnſuchtpochen-

des Herz und sendete meinen Johann hinab, um Seraphinen auszukundschaften, und mir um die neunte Stunde Nachts in die Ruinen gute Post zu bringen, damit ich des andern Tages die Nachforschungen selbst fortsetzen, und an mein Ziel gelangen könnte. Ungeduldig stieß ich ihn hinaus und schritt im Druck der Mittagssonne den gähen Berg hinauf nach den Ruinen.

Noch stehen stattliche Ringmauern von der alten Burg und unverwüstliche Gewölbe, welche eines über dem andern von dem Wasserspiegel bis zum Gipfel hinauf aus den Felsen gesprengt seyn und der Meinung nach große Schätze alter Zeiten verbergen sollen. Der Besitzer scheint keine Schätze dort zu vermuthen, oder dieselben seinen Enkeln für Nothfälle bewahren zu wollen, weil seit Menschengedenken, außer von stets verunglückten Wünschelrüthlern, kein Versuch gemacht war, auch nur einen der vielen Schätze an das Tageslicht zu bringen. Nur auf der nordöstlichen Spitze steht auf einem gähen Vorsprung noch ein Flankenthürmlein alten Baues bewohnbar, woran ein freundliches Häuschen gestützt wurde

für den Kastellan, einen alten Reichsfeldwebel, welcher in Gesellschaft seines wackern Weibchens und eines flinken Jungens die einzige Bevölkerung der weitläufigen Burg ausmacht. Ein schmales Zugbrückchen führt zu ihm hinüber, sonst ist seine Wohnung rings von einer ziemlich hohen Backsteinmauer umfangen.

Ich mußte nach alter Sitte Namen, Stand und Begehren nennen, ehe ich in die ritterliche Burg eingelassen wurde. Der Alte war es sehr gerne zufrieden, das kleine niedliche Gastzimmer im obersten Stockwerk des Thürmchens für die kommende Nacht mir einzurichten und führte mich mit großer Geschäftigkeit in den Ruinen umher, jede schöne Aussicht mir zeigend und erklärend. Nur die halb verfallene Kapelle bat er mich, nicht jetzt zu betreten, sondern diesen Anblick für die Nacht mir aufzusparen, wenn der Mond schon hoch stehen würde.

Ich hatte Lust, noch einige Skizzen der Gegend zu entwerfen, aber es wollte nicht mehr gehen; immer und immer erfüllte eine Erscheinung den Vorgrund, welche die ganze

Perſpective mir bedeckte und mein Auge blendete. Mißmuthig ſchloß ich meine Mappe und ging wie im Traume Planlos umher, ſtets gequält von den Stacheln ſehnſüchtiger Erwartung, froher Hoffnung und banger Furcht. Die Sonne ging unter in aller Majeſtät ihrer wandelloſen Schönheit — ich bemerkte es nicht; der ruhegebietende Hauch der nahenden Nacht durchbebte meine Glieder mit ſeinem kühlen Schauer, ich fühlte es nicht; Lunas heitre Blicke ſpähten umher, als ſuche ſie nach den lieben Endymion, ich ſah ſie nicht, die ganze Erde und der Himmel ſpiegelten ihr Bild vor meine Seele von höhern ſeligen Reizen umfloſſen. Da weckte mich der Kaſtellan aus meinen ſüßen Träumen und rief mich hinab, die Kapelle im Mondſchein zu betrachten und das ſchönſte Wunder des Schloſſes kennen zu lernen.

Die kleine Kapelle ſteht jetzt ganz frei, ihr Inneres wird von einem einzigen hohen gothiſchen Fenſter beleuchtet. Der Eingang iſt von den Trümmern der äußern Mauer beinahe ganz verſchüttet und alle Zierrathen der Wazen, Basreliefs und Sculpturen auf den äuſ-

ſern Wänden ſind völlig verwittert, weil der ſchwammige Sandſtein dem Zahn der Zeit nicht lange zu widerſtehen vermochte, und die frühern Beſitzer auch um den Tempel über ihrer Familiengruft ſich wenig kümmerten.

Der Alte hatte mit aſtronomiſcher Sorgfalt den Himmel beäugelt und bat mich, nun noch einige Minuten zu verweilen, bis der Mond auf dem rechten Punkt ſtehen würde, um das Wunder in ſeiner ganzen Gloria zu zeigen.

„Indeſſen,“ fuhr er fort, „erzähle ich Euer Gnaden mit ſieben Worten eine Geſchichte, welche ihnen das bald zu ſchauende Wunder erſt zu einem recht bewundernswerthen Wunder machen wird; — hören ſie: Im Jahr des Herrn 1321 war die einzige Fräulein Tochter des überaus tapfern Ritters Otto von Hohenkrähen gerade 18 Jahre alt, und mithin zu einer Vermählung mit einem mannbaren Ritter ſo ziemlich herangediehen. Der Herr Ritter und ihr Bruder der tapfre Conrad, waren auch beide geſonnen, ſie ſobald als möglich einem adelreichen Ritter des Gaus, dem Herrn

Ulrich von Heben zum Eespons zu geben, und hatten den Bund bereits durch Wort und Handschlag beſiegelt, ohne bei dem Fräulein Widerſtand gefunden zu haben; denn ihr Herz war noch frei von Minneluſt und zärtlichen Gefühlen für irgend einen Ritter. Es wurde demnach beſchloſſen, daß nach dem großen Turnier zu Würzburg die Vermählung ſtraks vollzogen werden ſollte. Die Menſchen beſchließen gar vieles, wovon im Buch des Himmels kein Wort ſteht, und ſo ein Beſchluß gilt dann auch gerade ſo viel, wie ein ungeſtempelter Rechnungsbogen. Der Vater, der Bruder, der Bräutigam und das Fräulein zogen mit vielen Vaſallen und mit namhaftem reiſigem Gepränge gen Würzburg, um des Schwabengaues und ihrer edeln Abſtammung dort würdig zu erſcheinen. Herr Conrad kämpfte wie ein Löwe und Herr Ulrich erſiegte ſich den erſten Dank aus den Händen der ſchönen Ida von Gemmingen; aber Herr Rudolph von Senkenberg hatte die Augen und faſt das ganze Herz ſeiner Braut indeſſen dafür gewonnen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechſeln. Der böſe Feind

und die Kobolde und Hexen schleichen sich durch ein Schlüsselloch in wohlverwahrte Gemächer, und Liebe findet den Weg zum Herzenskämmerlein oft durch die Augen aus der Ferne. Der Senkenberger war ein gar muthig tapfres Schwert, aber auch ein weichherziges Kind, dem Gesang ergeben, und der zarten Sitte und vor allem unterthan den holden Frauen so weit Zucht, Ehrbarkeit und Ritterthum es ihm erlaubten. Herr Otto lud den Vielgeliebten ein, auf seinem Zug nach Welschlands kunstblühenden Auen auf Burg Hohenkrähen einzusprechen oder lieber gleich mit ihnen zu ziehen und die Vermählung ritterlich mit ihnen zu feiern. Der Conrad und der Ulrich waren ihm auch hold und zugethan, das Fräulein nur schien unwillig darüber zu seyn, daß ein dritter auf der Heimfahrt sie begleiten und oft wie ein Stöhrenfried zwischen sie und ihren Bräutigam treten sollte. Aber die aufsteigende und schnell wieder verschwindende Flamme in ihrem Gesicht war nicht Zeichen des Unmuthes oder Widerwillens, sondern eine Schalkheit der mächtig entbrennenden Liebe zu Senkenberg, ein

Aufblitzen der Scham und banger Ahnung zugleich. Sie zogen denn zusammen gen Hohenkrähen. Herr Conrad und Ulrich ritten stets eine Strecke Weges voraus und unterhielten sich weidlich von Jagden, Turneien und Fehden, und von einem Zuge, den sie gegen die mächtigen Werdenberge vorhatten. Herr Otto aber blieb stets an der Seite seiner Tochter und ergötzte sich baß an den feinen Mähren und Schwänken, welche Herr Senkenberg in mancherlei Weisen gerühmter Minnesänger wunderkünstlich vortrug, den Weg zu verkürzen. So lange sie auf der Heerstrasse neben einander einher zogen, waren sie fröhlich und guter Dinge, wenn sie aber Abends in die Herberge einritten, begegneten sich die Blicke scheuer und scheuer, ihre Lustigkeit war wie verschwunden; das Fräulein begehrte bald nach dem Lager und Herr Senkenberg warf sich trüben Sinnes unter einen Baum und klagte dem Mond und den Sternen sein Herzeleid in trübseligen Liedern oft die ganze Nacht durch vor, wenn nicht zuweilen, wo es unbemerkt geschehen konnte, ein Fensterlein sich öffnete und eine süße Stimme

ihm Ruhe gebot. Des Morgens war er aber doch stets der erste zu Roß und heitern Sinnes trieb er die andern zum Aufbruch an. Allein der letzte Reisetag vertrieb die Fröhlichkeit aus den Gesichtern, Reden und Herzen. Das Fräulein ritt still dahin auf ihrem sanften Zelter und zählte die Grashalme und Kieselsteine am Heerweg; Herr Senkenberg stob auf seinem Rappen wild hin und her, und war dann wieder so lahm und todt als hätte ihn der Holzmeier mit einem Schlagfluß berührt; nur sein Auge schien zu leben und blitzte zuweilen nach dem Fräulein hinüber, um sogleich wieder am Sattelknopf zu hängen. Der alte Herr Otto war des stillen unheimlichen Einherziehens nicht gewohnt und darum zuerst besorgt um seine Tochter, es könnte ihr etwas fehlen an ihrer Gesundheit, bald aber unwirsch, weil sie ihn ihres Wohlseyns versicherte und doch so still und trübselig blieb. Er schalt sie kindisch — weil er in seinem Herzen vermeinte, sie wäre ungehalten darüber, daß ihr Bräutigam mit Conrad vorausgeritten war, um ihren Empfang auf der Burg zu bereiten. Allein damit hatte

der alte Schütze nicht ins Schwarze, sondern ins Blaue hinein geschossen; denn des Bräutigams Entfernung war wirklich das einzige am ganzen Tag, was ihr einige Freude gewährte. Je näher sie der heimathlichen Burg kamen, desto lauter und bänglicher schlug ihr und dem Herrn Senkenberg das Herz; beide gedachten des näher rückenden Augenblickes der ewigen Trennung. Der Ritter griff gar oft voll Ingrimm an sein Schwert und knirschte grausenvolle Flüche in sich hinein; dem Fräulein aber rollten die hellen Thränen über die Backen und Seufzer preßten die Brust; die ganze Welt schien zuweilen wie ein wilder Hexentanz sie zu umschwirren, und der Himmel nur Tod und Flammen auf sie herab zu schleudern, so bang und wehmüthig und furchtsam war ihr zu Muthe. Beide ersufzten zu gleicher Zeit freudig, als der alte Herr Otto ihres Murrsinnes endlich überdrüßig diesseits des Städtleins Engen hochauf voransprengte und alle Knappen ihm jauchzend folgten und sie allein ließen. Sie ritten noch eine gute Weile langsam fürbaß, ohne sich anzuschauen oder ein Wort zu reden. Nur zu-

weilen schoß ein Blicklein links, und ein anderes rechts und beide wurden gluthroth im Angesicht. Herr Senkenberg sann endlich darauf, das mißbehagliche Stillschweigen zu brechen und auf geziemende Weise eine förderliche Zwiesprache anzuknüpfen, und öffnete eben den Mund mit einem herben Seufzer — da traten die Rosse über die Gränzen und jubelnd sprengten ihnen Bräutigam und Bruder entgegen mit all ihrem reisigen Zeug, auf dem Boden der Heimath, die Holde zu begrüßen. Der alte Herr Otto aber saß oben auf dem Söller, und leerte den zweiten Humpem Krenzacher auf des Turniersiegers Wohl. Wenn's Einem darum immer wohlginge, weil auf's Wohl wacker getrunken wird, da müßte es dem am Wohlsten ergehen, welcher auf sein eigenes Wohl manch zehnten Becher geleert hat; aber dem ist nicht also!"

„Die ganze Burg war anzuschauen, wie ein Feenschloß der Freude; alle Vasallen und Sassen der beiden Ritter waren versammelt in ihren Prunkwämsern; Stahl und Eisen verschwanden und machten dem Gold und Silber

Platz mit edlem Gestein und vielsagenden Perlen, wie mit einem Blumengarten bestreut.“

„Herr Rudolph mußte sich auch bequemen, den Stahlwams abzulegen und sich in ein prachtvolles Feierkleid, welches ihm Herr Ulrich verehrte — einzuhüllen, weil er Brautführer seyn sollte. Es wurde ihm zu einem Feuerkleide, das ihn gewaltig schnürte und nicht sehr wollüstig an die Qualen des Fegfeuers anmahnte. Die Braut saß neben ihm an der Willkommtafel. Sie beide waren die einzigen Traurigen in der allgemeinen jubelnden Lustigkeit, und hatten die einzige Freude, sich von den Zechenden nicht sehr bemerkt zu sehen.“

„Auch bei diesem traurigen Alleinseyn unter der schwirrenden Menge, fanden die Herzen wieder keine andern Dolmetscher, als scheue Blicke, Seufzer, und einzelne jedem andern sinnleere Worte; aber beide trugen die Überzeugung von der Tafel hinweg, daß sie liebten, geliebt wurden, und namenlos unglücklich seyn müßten, wenn nicht der Himmel durch irgend ein Wunder die irdischen Hemmketten sprengen

und sie befreien sollte aus den Banden des Herrn Ulrichs von Heben.“

„Der Mond stand eben da, wo er jetzt steht, als das Fräulein feierlichen Schrittes in die Kapelle trat, und ihre Knie beugend vor dem Altare, von der Mutter Gottes Stärkung erflehte in inbrünstigem Gebet, und Trost für ihr Herz und für des armen Rudolphs liebendes Herz. Hinter sich ein leises Rauschen vernehmend, wendete sie das Haupt mit den thränenfeuchten Augen und ersah — Herrn Rudolph, welcher hinter ihr kniete in ihr Anschauen verloren und die Hände emporgerungen zum Himmel ein heißes Gebet der Liebe stammelte. Wie ein Blitz traf der Anblick ihr Herz, mit einem Angstrufe sank sie bewußtlos nieder — um bald zum schönsten Augenblicke ihres Lebens in seinem Arm zu erwachen. Die Wonnen seliger Liebe durchbebten ihren Busen, der erste Kuß brannte auf ihren Lippen — die ganze Welt zerfloß vor ihren trunkenen Blicken in einen rosigen, Paradiesesluft athmenden Schimmer. Da traf ihr Ohr plötzlich ihres Bruders donnernde Stimme: „Verräther, Bube!“ brüllte

er und stieß sein Schwert voll blinder Wuth tief in die Brust des Geliebten, welcher mit dem letzten Röcheln des Todes in ihren Schooß niederfiel. „Barmherziger Gott!“ waren ihre letzten Worte. Sie sank neben den Geliebten auf die Stufen des Altars hin, um nie wieder zu erwachen.“

„Der graue Vater überlebte nicht lange die Schmach seines Hauses, Verzweiflung streckte ihn auf das Krankenlager und saugte wie ein Vampyr an den Adern seines Lebens. Er starb einsam, nachdem er in wildem Fieberwahn den Sohn mit Verwünschungen von sich gestoßen hatte. Herr Ulrich war längst tiefen Gram in der Seele davon gezogen nach Preußen gegen die Heiden. Er hatte das Fräulein wirklich lieb, und hätte lieber, sie glücklich zu machen, der Seligkeit ihres Besitzes entsagt. Dem Bruder konnte er nicht mehr Freund seyn, ohne ihn ob seiner überraschen That zu strafen. Heimlich ließ er Nachts sein Roß sich satteln, betete noch einmal in der Kapelle und schied für ewig von der theuren Geliebten und von dem süßen Boden der Heimath. Der rasche

Herr Conrad fühlte am schwersten — die Last seiner That. Fruchtlos waren alle Bemühungen, die Gespenster des Mordes und des Vaterfluches zu verscheuchen. Überall begegneten ihm die schwarzen schrecklichen Gestalten. Nach jahrelangem Umherschweifen kehrte er endlich auf seine Burg zurück, verschenkte den größten Theil seiner Habe an Nothleidende, Klöster und Kirchen; ließ von einem berühmten Meister nach einem wohlgetroffenen Bildniß seine Schwester mahlen, wie sie neben dem ermordeten Geliebten todt niedersinkt; stellte dieses schauerlich schöne Bild hier in die Kapelle auf, lag ganze Nächte knieend vor ihm in heißem Gebet und wurde eines Morgens todt vor demselben gefunden."

„Des Fräuleins Seele scheint keine Ruhe gefunden zu haben unter der Erde, denn rastlos wandelt sie unter den Lebenden umher seit fünf hundert Jahren, und ist seit jener Zeit, ohne Jemanden etwas zu leide zu thun, unter dem Namen, des Wunderfräuleins, der Schrecken der ganzen Gegend und sieht heute noch aus, wie sie nach dem Bilde war vor

fünf hundert Jahren. Offen und frei wandelt sie am hellen Tage umher unter den Gliedern des Nebenstammes, welcher die Güter ererbte. Die hohe Herrschaft will es aber vor uns gemeinen Leuten vertuschen und gibt sie, so oft sie erscheint, für eine junge Base oder Anverwandte aus. Wie die weiße Frau ist das Wunderfräulein überall, wo sich die Familie aufhält. Mich betrügt man aber nicht. Ich sah sie vor 45 Jahren im Sachsenlande bei dem Vetter des jetzigen gnädigen Herrn, und vorgestern — denken sie sich meinen Schrecken — steht sie wieder leibhaftig, wie sie damals war, vor mir und lacht mir ins Gesicht. Das Alter scheint sie boshaft gemacht zu haben, denn sie kam Abends sogar in mein Quartier und trieb ihren Spott mit uns armen Leuten! Ach du lieber Gott! so weit hat es ein solches Familiengespenst noch nie getrieben!"

„Jetzt steht der Mond recht — ich öffne ihnen die Thüre, treten sie hinein, die Wunderbare zu sehen; ich bleibe hier im Freien."

„Die Schlüssel klirrten in seiner Hand, so zitterte der Alte, obgleich er früher dem

Tode der Schlachten nicht gebebt hatte, wie seine Narben beurkundeten. Mit abgewandtem Gesicht öffnete er die Thüre und sprach halblaut: „rechts an der Mauer!“ meine Blicke flogen dahin und ich sah nichts als kahles Mauerwerk in dem wunderbaren Halblicht, welches der durch die gelben Fensterscheiben einfallende Mond hervorbrachte.

Einen Augenblick stand ich staunend, immer den Blick nach der rechten Seite gekehrt und beinahe schon unwillig, von dem Alten gefoppt worden zu seyn — da folgte mein Auge unwillkührlich dem Mondstrahl, welcher die Mauer links in magischem Schimmer vergoldete; — die düstern Figuren des bestaubten Bildes schwammen vor meinen Augen unkenntlich umher — ich trat einige Schritte näher und mit unaussprechlicher Lebendigkeit begegneten die Züge des Wunderfräuleins meinem Auge — laut schrie ich auf: „Allmächtiger! Seraphine!“ Der Alte floh voll Schrecken, in dem Wahn, das Gespenst habe mir vielleicht für meinen Fürwitz den Hals umgedreht.

„Seraphine!“ rief ich noch ein Mal

und eine eisige Hand berührte mich, eine hohle Stimme ertönte matt hinter mir: „wer ruft mich?“ Der Schrecken des unerwarteten Anblicks hatte meine Sinne verwirrt — ich wendete mich bebend und sah — Seraphinen mit drohendem Antlitz vor mir stehen, und meinen schüchtern eintretenden Johann mit Jammergeschrei zu Boden stürzen.

Ein schallendes Gelächter weckte mich aus meiner Betäubung. Hatte mich vorhin der Schrecken gebleicht, so überzog jetzt die Scham mein Antlitz mit Purpur. Seraphine, der alte Hohenkrähen und mein Freund Wilhelm, standen Arm in Arm vor mir und begannen wieder ihr schallendes Gelächter; der Reichstruppenfeldwebel und Kastellan, brachte lachend meinen Johann mit reichen Wassergüssen wieder ins Leben und die Frau Kastellaninn stand besorgt neben mir, ein Fläschchen Eau de Cologne in der einen Hand, in der andern flüchtigen Salmiak; der Junge aber steckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und schloß mit seinem schelmischen Gesicht die Hogartsche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Mal laut auf, so

herzlich und vollstimmig, daß alle meine Muskeln unwiderstehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als schon alle Gesichter zum Ernst sich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius,“ brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am besten! Hier wird's zu kühl, hinauf zum Kastellan, dort soll dir Licht werden über alles!“ Ach du lieber Himmel, ihm war's zu kühl, und ich glaubte in einem russischen Schwitzbad zu stecken. Was half's? ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberst und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kastellan mit seiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beschlossen den Zug, welcher sich nach dem Thürmchen in Bewegung setzte, wo ein fürstliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite selbst vor wie ein Missethäter am letzten Tage der Ausstellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem scheuen Seitenblick nach den Constellationen der Gesichter flüchtig zu ser-

schen. Aber mein Herz schlug so mächtig wie in den Stunden der ersten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des ersten Schusses harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden sollte. Hinein! hinein! wünschte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt seufzte ich leise: „wenn's nur losging!“ Wilhelm erbarmte sich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Brust mit einem Wink, welcher allen überflüssigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflösung so manches Räthsel verhies. Der Oberste leerte einen Zuges seinen ritterlichen Becher, strich sich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite und stimmte die ganze Klaviatur seines Gesichtes in D. Diese Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt, ich suchte daher alle mögliche Fassung zu gewinnen, um einen gediegenen Spaß- und Zank- gemischten Sermon ordonanzmässig anzuhören, welcher denn auch sogleich folgendermassen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Husaren-Ex-Rittmeister! Als wohlbestallter Standarten-

junker waren Sie schon ein süß romantisches Püppchen; als Lieutenant wurden Sie ein schwärmerisches Närrchen und der Rittmeister machte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutschthum, Magnetismus, Wahlverwandschaften, Stillingiaden und Idealismus in der Liebe. Sie waren und sind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meisten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundschaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Wesen meines Stammes — da die schmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einsehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erscheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm, die romanhaften Zusammenkünfte auf der Reise, und mit meinem Kastellan die hier gespielte Gespensterposse. Sie haben nun das idealisch romantische Mädchen gefunden, was ihrer Seele schon vor Jahr-

tausenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um sie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein sagen! was übrigens die Geschichte mit dem Wunderfräulein betrifft, so ist sie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Ähnlichkeit. Überzeugen Sie sich selbst, ob Seraphine ein Gespenst oder ein wohlconditionirtes Mädchen ist, küssen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küssen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es schon längst erwartet!"

Eine milde Gluth rieselte beseligend durch alle meine Adern, schüchtern, aber voll Sehnsucht wendete ich mich nach meiner Nachbarinn. Ja! ihr Engel des Himmels! sie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — stammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem ersten glühenden Kuß auf ihren süßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen schmerzlich erschreckt aufzufahren.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem Kräuterbewachsenen Trümmerhaufen einsam mich liegend fand, und erkannte; daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsrose, in deren Zweige mein Haupt ganz verschlungen war, herrührte? Gespenstig erschien mir nun erst das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des seligsten Genusses von Seraphinens Lippen hinweg in diese schauerliche Einöde mich geschleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzustehen, nur scheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Gesichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeister, wünsche wohl geschlafen zu haben!“ redete der Kastellan, der mühsam über die Trümmer zu mir heraufkletterte mich an.

„Geschlafen?“ antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betastete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geschlafen?“

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und ge-

träumt seit zwei Stunden überlaut! ha ha ha! ist's Wunderfräulein bei ihnen gewesen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!" —

„Geschlafen, geträumt? Also alles — alles was ich sah und hörte, wäre nur ein Traum gewesen?" —

„Wie Euer Gnaden befehlen!" —

„Wie kam ich aber hierher?"

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Aussichten, und schliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht steht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er ist in diesem Augenblick angekommen!"

„Geschlafen! geträumt?" rief ich noch einmal und sprang auf, „wenn das nur ein Traum war, so hole der Teufel das ganze Leben!"

Von den Stacheln der heftigsten Neugierde gespornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenlosen Erstaunen alles — alles gerade so, wie ich es im Traum gesehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um,

ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervorträte. Nichts ließ ſich hören und ſehen!

„Wie weit iſt's zum Schloß des Oberſten?“ rief ich haſtig, der Kaſtellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden drei Viertelſtunde Wegs, aber der Fuchs hat ſie gemeſſen!“ — Ja, ja, der Oberſte hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache ſchlafen und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich ſie um Herz und Hand — ſagt ſie nein — ſo — gute Nacht Herr Kaſtellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!“

Der Alte mochte ſich wundern und mich kurios anſchauen, ſo oft er wollte — es blieb bei meinem Entſchluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Oberſten. Er ſaß im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geſchichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade ſo, wie der Kaſtellan ſie mir im Traume erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine

leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte schreibe: das lebendige Wunderfräulein ist nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unser Jahrhundert ein Zweites schwerlich mehr hervorbringen wird!

VIII.

Aphorismen.

Ein alter Mensch könnte recht viel lächeln über die Thorheiten seines langen Lebensweges, stünden nicht so viele Kreuze daran, an denen er lange geweint hätte, und die ihre Trauerflöre noch, wie Nachtschatten, hinüber wehten in seinen stillgewordenen einsamen Abend.

Im Garten des Lebens pflückt der Dichter die Blumen, der Prosaist die Früchte, der Philosoph von beiden etwas, und der Narr lacht alle dreie aus.

Ein alter Mensch ist ein unkenntlicher Baum, ohne Blätter, Blüthe und Frucht, wie

müſſen ihm erſt recht nahe treten, um auf ſeiner Rinde zu ſehen, was er war.

Wahre Begeiſterung in einer leeren Bruſt durch Vorſtellungen zu erzwingen, iſt eben ſo viel, als trübe leuchtende Sterne mit der Putzſcheere ſchneutzen zu wollen.

O du gütiger Gott! läßt, wenn wir am Abenduſer des Lebens ſtehen, auf ſeinem ſtillgewordenen Meere uns noch einmal die buntgeſchmückten Nachen unſrer Jugendfreuden in duftigen Nebelfernen vorüberziehen, die Hoffnung ſteht noch immer lächelnd darin und winkt uns, aber ſtiller wie ſonſt, mit dem Kranze von Immortellen.

Eine neue Schöpfung, ein neues Geborenwerden beginnt mit dem Menſchen in der Stunde, wo er nach langem Zweifeln und Hin- und Herwägen endlich einen feſten, in ſich ſelbſt vollendeten, und darum keines Widerſpruchs fähigen Entſchluß faßt. Die äußern Hinderniſſe ſeyen, welche ſie wollen, er weiß es, ſie

werden ihm Kampf kosten, aber er weiß es auch, der bessere Mensch muß sich nach Kämpfen sehnen, weil diese ihm erst zeigen sollen, ob er auch selbst etwas werth und der schönen, hinter jedem Kampfe liegenden Krone, würdig sey.

Stehst du allein, magst du wohl einem plötzlichen Einfalle, selbst einem sogenannten Geniestreiche folgen, ist aber das Glück und Wohl andrer an dich gebunden, und besonders, bist du Gatte und Vater, dann sage dem so verführerischen genialen Handeln auf immer Lebewohl. Der Hausvater hat seine gemessene Bahn, aus welcher er, ohne Wagniß für sich und die Seinen, nicht heraus darf. Die geniale That hat im engen Hause nicht Raum, sie schlägt oft Mauern und Fenster aus, welche, ohne sie, den ganzen Familienkreis noch lange wohlthätig geschützt hätten.

Die Fluthen mußten von wilden Stürmen erst tüchtig hin und hergepeitscht werden, damit jeder Niederschlag, der Schlamm, wie

das Gold, sich an der rechten Stelle niedersetzen und der Geist Gottes friedlich über den nun geschiedenen friedlichen Elementen, in klarer Ruhe, schweben konnte.

So der Mensch, ordentliche Ruhe findet er doch nicht eher, als bis er ins Klare gebracht, was ihm bisher so wild im Sinne auf und nieder rauschte. Aber diese sturmgeborne Ruhe, ist dann auch sein Höchstes, und er hält sie fest mit der besten Kraft, wieviel des Äußeren auch neben ihm werde oder vergehe, und sey er dies selbst. Nicht zurückschauend, und nicht messend die Zeit der wilden Stürme, hält er nur fest, was er endlich, und sey es einen Schritt vor dem Jenseits, mit fester Manneskraft aus ihr herausgehoben hat, damit es, als sein Panier, mit ihm hinübergehe zum Licht.

Eine Minute ist das Grab der andern, und darum betrübe dich nie zu sehr, wenn die gegenwärtige voll schwarzer Ungewitter hängt, die folgende bringt vielleicht Blumen und spielende Engel.

Weisheit und Muth sind die Eltern der Größe, sie wird Waise, wenn auch nur eines von ihnen stirbt.

Die poetischen Blumen entfalten sich, wenn sich die physischen schließen, und um das, wie eine Knospe am Abende geöffnete und weicher gewordene Herz, summen die Gefühle wie durstige Bienen, und alle Töne halten länger aus, und ziehen fort, bis in die Gefilde des Schlafes und wecken seine Kinder, die Träume.

Die Natur führt uns, wie Kinder, in ihr großes Schauspielhaus, und trägt uns wieder heraus, wenn wir darin gesehen, was uns gut ist; Kinder dürfen oft nicht alle fünf Akte sehen.

Freundliche Hore! letzte meiner Lebensstunden, flattre mir einst nicht schnell und ungekannt vorüber, sondern nahe mir freundlich und vertraut, und küsse eine Saite meiner Brust nach der andern stumm, daß sie, wie sterbende Echos, leise verhallen, und deine weiche Hand drücke das klopfende Herz langsam

nieder zur Ruhe, daß ſein Leben nicht plötzlich abreiße von der lang vertrauten Welt, ſondern, müde einſchlafend, ſich ſanft hinüber träume in die andre. Und ſo ſehe ich dich einſt kommen ohne Thränen und Zagen, und die Meinen, welche um mich ſtehen zum letzten Kuſſe, mit ihren ſtummen Thränen, werden dich nicht fürchten und ſcheuen wie den Tod, nein, ſie werden dich lieben, daß du ihren müde gewordenen Freund in ſanften Armen hintragen willſt zur erſehnten Ruhe, wie eine Mutter ihr Kind zur ſtillenden Wiege.

Angſt iſt das irre gewordene Kind der Vernunft.

Grüniz.

IX.

Die Doppeltgänger.

Erzählung

von

E. T. A. Hoffmann.

Erstes Kapitel.

Der Wirth zum silbernen Lamm riß seine Mütze vom Kopf, warf sie auf die Erde und rief, mit beiden Füßen darauf herumstampfend: „So — so — trittst du alle Rechtschaffenheit, alle Tugend, alle Nächstenliebe mit Füßen, du ehrvergessener Gevatter, du gottloser Wirth zum goldnen Bock! — Hat der Kerl nicht lediglich mir zum Tort seinen verwünschten Bock über dem Thor mit schweren Kosten so gleißend neu vergülden lassen, daß mein niedliches silbernes Lämmlein nun ganz ärmlich und bleich dagegen absticht, und alle Gäste mir vorbei nach dem funkelnden Thier ziehen? — Alles mögliche Gesindel von Seiltänzern, Comödianten und Taschenspielern reißt der Spitzbube an sich, damit sein Haus nur immer von Menschen

wimmle, die ſich erluſtiren und ſeinen eſſigſauren doppelt geſchwefelten Wein ſaufen, ſtatt daß ich meinen vortrefflichen Hochheimer und Nierenſteiner ſelbſt ausſaufen muß, um ihn nur los zu werden an einen Mann, der ächten Wein zu ſchätzen weiß. Kaum verläßt die Comödiantenbande den vertrakten Bock, als die kluge Frau einkehrt mit dem Raben, und Alles ſtrömt wieder hin und läßt ſich wahrſagen und ruinirt ſich mit Eſſen und Trinken. Und wie der heilloſe Nachbar oft ſeine Leute, die bei ihm einkehren, behandeln mag, kann ich mir wohl denken, denn der junge hübſche Herr, der erſt vor wenigen Tagen dort war und heute zurückkam, iſt doch richtig nicht bei ihm ſondern bei mir eingekehrt. — Aber er ſoll auch bedient werden fürſtlich. — Ach! — Ach! — Teufel! — Da geht er ja hin, der junge Herr nach dem goldenen Bock — die verfluchte weiſe Frau, die wird er ſehen wollen. Es iſt Mittagszeit — der Hochwohlgeborne ſtrebt nach dem goldnen Bock — verſchmäht alle Speiſung des ſilbernen Lämmleins! — Gnädiger Herr! — Ihr Gnaden!“ —

So schrie der Wirth zum offnen Fenster heraus, aber Deodatus Schwendy (das war der junge Mann) überließ sich dem Strom der Menschenmenge, der ihn unaufhaltsam fortriß in das unfern gelegene Wirthshaus.

Dicht gedrängt stand Alles in Flur und Hofraum, ein leises erwartungsvolles Geflüster lief hin und wieder. Einzelne wurden in den Saal gelassen, andere traten heraus, bald mit verstörten, bald mit nachdenklichen, bald mit frohen Gesichtern.

„Ich weiß nicht," sprach ein alter ernster Mann, der sich mit Deodatus zugleich in eine Ecke geflüchtet hatte, „ich weiß nicht, weshalb diesem Unfug nicht von Obrigkeitswegen gesteuert wird." „Warum!" fragte Deodatus. „Ach" fuhr der Mann fort, „ach! Sie sind fremd, Ihnen ist daher unbekannt, daß von Zeit zu Zeit ein altes Weib herkommt, die das Publikum äfft mit wunderbaren Prophezeihungen und Orakelsprüchen. Sie hat einen großen Raben bei sich, der den Leuten über Alles, was sie wissen wollen, wahr- oder vielmehr falschsagt. Denn ist es auch richtig, daß

mancher Ausspruch des klugen Raben eintrifft auf sonderbare Weise, so bin ich doch überzeugt, daß er dagegen hundertmal ins Gelag hineinlügt. Sehn sie nur die Leute an, wenn sie herauskommen und Sie werden leicht merken, daß das Weib mit dem Raben sie ganz und gar berückt. — Muß denn in unserm, dem Himmel sey Dank! — aufgeklärten Zeitalter solch ein verderblicher Aberglaube" —

Weiter hörte Deodatus nichts von dem, was der in vollen Eifer gerathene Mann schwatzte, denn eben trat der bildschöne Jüngling, todtenbleich, helle Thränen in den Augen aus dem Saal heraus, in den er vor wenigen Minuten heiter, frohlächelnd hineingegangen.

Da war es dem Deodatus, als sey hinter jenen Vorhängen, durch die die Menschen hineinschlüpften, wirklich eine dunkle, unheimliche Macht verborgen, die dem Fröhlichen die unheilbringende Zukunft enthülle und so schadenfroh jeden Genuß des Augenblicks tödte. —

Und doch stieg in ihm der Gedanke auf, selbst hinzugehen und den Raben darum zu befragen, was ihm die nächsten Tage, ja die

nächsten Augenblicke bringen könnten. Auf geheimnißvolle Weise war Deodatus von seinem Vater, dem alten Amadeus Schwendy, aus weiter Ferne nach Hohenflüh geschickt worden.

Hier auf die höchste Spitze des Lebens gestellt, sollte sich seine Zukunft entscheiden durch ein wunderbares Ereigniß, das ihm der Vater in dunklen geheimnißvollen Worten verkündet. Mit leiblichen Augen sollte er ein Wesen schauen, das sich nur wie ein Traum in sein Leben verschlungen. Er sollte nun prüfen, ob dieser Traum, der aus einem, in sein Inneres geworfenen Funken immer frischer und strahlender emporgekeimt, wirklich heraustreten dürfe in sein äußeres weltliches Treiben. Er sollte, war dieses, eingreifen mit der That. — Schon stand er an der Thüre des Saals, schon wurden die Vorhänge gelüpft. Er hörte eine widrig krächzende Stimme, ein Eisstrom glitt durch sein Inneres, es war als dränge ihn eine unbekannte Gewalt zurück, andere kamen ihm zuvor und so geschah es, daß er, ohne daran zu denken unwillkührlich die Treppe emporstieg und in ein Zimmer gerieth, wo man das

Mittagsmahl für die zahlreichen Gäste des Hauses bereitet hatte.

Der Wirth kam ihm freundlich entgegen. „Ei sieh da! Herr Haberland! — Nun das ist schön. Sind sie gleich da drüben in dem schlechten Hause, in dem silbernen Lamm eingekehrt, so können sie sich doch nicht der weltberühmten Wirthstafel des goldnen Bocks entziehen. Ich habe die Ehre, diesen Platz für sie zu belegen.“

Deodatus merkte wohl, daß sich der Wirth in seiner Person irrte, allein ganz und gar befangen von der großen Unlust zu sprechen, die jede heftige Anregung aus dem Innern heraus erzeugt, ließ er sich nicht darauf ein, den Irrthum aufzuklären, sondern setzte sich stillschweigend an seinen Platz. Die weise Frau war der Gegenstand des Tischgesprächs und es herrschten die verschiedensten Meinungen, indem manche alles für ein kindisches Gaukelspiel erklärten, andere dagegen ihr in der That die vollkommenste Erkenntniß der geheimnißvollen Verschlingungen des Lebens zutrauten und daraus ihre Sehergabe herleiteten.

Ein kleiner, alter, etwas zu dicker Herr, der sehr oft aus einer goldnen Dose, nachdem er sie auf dem Rockermel gerieben, Tabak nahm und dabei ungemein klug vor sich hinlächelte, meinte, der Hochweise Rath, dessen geringes Mitglied zu seyn, er die Ehre habe, werde bald der verdammten Hexe das Handwerk legen, vorzüglich weil sie eine Pfuscherinn sey und keine wahre ordentliche Hexe. Denn daß sie Jedes Lebenslauf in der Tasche habe, und in nuce wiewohl in absonderlichen schlecht stylisirten Redensarten durch den Raben hersagen lasse, sey übrigens kein solch großes Kunststück. Wäre doch noch zum vorigen Jahrmarkt ein Mahler und Bilderhändler am Orte gewesen, in dessen Bude ein Jeder sein wohlgetroffenes Portrait habe finden können.

Alles lachte laut auf. „Das ist," rief ein junger Mann dem Deodatus zu, „das ist etwas für sie, Herr Haberland. Sie sind ja selbst ein tüchtiger Portraitmahler, aber so hoch haben Sie ihre Kunst doch wohl nicht gesteigert!"

Deodatus schon zum zweiten Mal als Herr Haberland, der wie er nun vernommen, ein

Mahler seyn mußte, angesprochen, konnte sich eines imern Schauers nicht erwehren, indem es ihm plötzlich vorkam, als sey er mit seiner Gestalt und seinem Wesen der unheimliche Spuck jenes ihm unbekannten Haberlands. Aber bis zum Entsetzlichen wurde dieses innere Grauen gesteigert, als in dem Augenblick, noch ehe er dem, der ihn als Haberland angeredet, antworten konnte, ein junger Mensch in Reisekleidern auf ihn zustürzte und ihn heftig in seine Arme schloß, laut rufend: „Haberland — liebster bester George, hab ich dich endlich getroffen! Nun können wir fröhlich unsern Weg fortwandern nach dem schönen Italia! Aber du siehst so blaß und verstört?“ —

Deodatus erwiederte die Umarmung des ihm unbekannten Fremden, als sey er in der That der längst gesuchte und erwartete Mahler George Haberland. Er merkte wohl, daß er nun wirklich in den Kreis der wunderbaren Erscheinungen trete, die ihm sein alter Vater in mancherlei Andeutungen verkündet hatte. Er mußte sich hingeben allem dem was die dunkle Macht über ihn beschlossen. Aber jene Ironie

des tiefsten Grimms gegen fremde unerreichbare Willkühr, in der man Eignes zu bewahren und zu erhalten strebt, erfaßte ihn gewaltig. In verzehrendem Feuer erglüht hielt er den Fremden fest bei beiden Armen und rief: „Ei du unbekannter Bruder, wie sollt ich nicht confus aussehen, da ich so eben mit meinem Ich in einen andern Menschen gefahren bin, wie in einen neuen Überrock, der hin und wieder zu eng ist oder zu weit, der noch drückt und preßt. Ei du mein Junge, bin ich denn nicht wirklich der Mahler George Haberland?“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde, „wie du mir heute vorkommst, George. Bist du denn wieder einmal von deinem wunderlichen Wesen befangen, das über dich kommt wie eine periodische Krankheit? Überhaupt wollt ich fragen, was du denn mit all dem unverständlichen Zeuge haben willst, der deinen letzten Brief anfüllt.“

Damit holte der Fremde einen Brief hervor und schlug ihn aus einander. So wie Deodatus hineinblickte, schrie er auf, wie von einer unsichtbaren feindlichen Macht schmerzhaft

berührt. Die Handschrift des Briefes war ja ganz genau seine eigene.

Der Fremde warf einen raschen Blick auf Deodatus und las dann langsam und leise aus dem Briefe:

„Ach lieber Kunstbruder Berthold! Du weißt nicht, welch eine düstere, schmerzende und doch wohlthuende Schwermuth mich befängt je weiter ich fortwandere. Sollst Du es wohl glauben, daß mir meine Kunst, ja all' mein Leben, Thun und Treiben oft schal und dürftig vorkommt? Aber dann erwachen süße Träume aus meiner fröhlichen frischen Jugendzeit. Ich' liege in des alten Priesters kleinem Garten ins Gras hingestreckt und schaue hinauf, wie der holde Frühling auf goldnen Morgenwolken daher gezogen kommt. Die Blümlein schlagen von dem Schimmer geweckt die lieblichen Augen auf und strahlen ihre Düfte empor, wie ein herrliches Loblied. Ach Berthold! — mir will die Brust zerspringen vor Liebe, vor Sehnsucht, vor brünstigem Verlangen! Wo finde ich sie wieder, die mein ganzes Leben ist, mein ganz-

zes Seyn! — Ich gedenke dich in Hohenflüh zu treffen, wo ich einige Tage verweile. Es ist mir als müsse mir eben in Hohenflüh was besonderes begegnen, woher dieser Glaube, weiß ich nicht!“ — —

„Nun sage mir,“ sprach der Kupferstecher Berthold — das war eben der Fremde — weiter, nachdem er dies gelesen, „nun sage mir nur, Bruder George, wie du in frischer fröhlicher Jugend auf der vergnüglichen Reise nach dem Kunstlande solcher weichlicher Schwärmerei nachhängen magst.“

„Ja lieber Kunstbruder,“ erwiederte Deodatus, „es ist mit mir ein ganz tolles absonderliches Ding. So wie das nun gleich gar poßierlich ist, daß ich recht aus der tiefsten Seele das geschrieben, was du eben lasest und daß ich dennoch gar nicht der Georg Haberland bin, den du“ —

In dem Augenblick trat der junge Mann hinein, der schon früher den Deodatus als Georg Haberland begrüßt hatte, und meinte, Georg habe Recht gethan, daß er der weisen Frau halber noch einmal zurückgekehrt sey. Er solle

sich an all das Geschwätz bei Tische gar nicht kehren, denn wollten auch die Weissagungen des Raben eben nicht viel bedeuten, so sey es doch höchst merkwürdig, wenn sie, die weise Frau selbst auftrete, wie eine zweite Sybille oder Pythia und in beinahe wilder Begeisterung geheimnißvolle Sprüche hersage, indem dumpfe geheimnißvolle Stimmen sie umtönten. Sie gebe heute in dem geräumigen Bosket des Gartens eine solche Darstellung, die Georg durchaus nicht versäumen müsse.

Berthold ging um manches Geschäft, das ihm in Hohenflüh oblag, abzuthun. Deodatus ließ es sich gefallen, mit jenem jungen Mann ein paar Flaschen zu leeren und so die Zeit bis zum Sonnenuntergang hinzubringen.

Die Gesellschaft, die im Zimmer versammelt, brach endlich auf, um sich nach dem Garten zu begeben. Da strich auf dem Flur ein langer hagrer, vornehm gekleideter Mann, der eben angekommen schien, bei ihnen vorüber. Im Begriff in die Zimmer hineinzutreten, wandte er sich noch einmal um, sein Blick fiel auf Deodatus und den Thürdrücker in der

Hand, blieb er wie eingewurzelt stehen! Wildes Feuer blitzte aus seinen düstern Augen, während Todtenblässe sein krampfhaft zuckendes Antlitz überzog. Er trat einen Schritt vorwärts auf die Gesellschaft zu, doch wie plötzlich sich besinnend, kehrte er wieder um, rannte hinein in das Zimmer und warf dröhnend die Thüre hinter sich zu. Was er zwischen den Zähnen murmelte, konnte niemand verstehen.

Mehr als dem jungen Schwendy war dem Andern das Betragen des Fremden aufgefallen, Deodatus hatte nicht sonderlich darauf geachtet. Man begab sich nach dem Bosket. —

Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen auf eine hohe, von Kopf bis zu Fuß in ein weites erdgelbes Gewand gehüllte, Gestalt, die den Zuschauern dem Rücken zugewendet hatte. Neben ihr auf der Erde lag ein großer Rabe wie todt, mit gesenkten Flügeln. Alle wurden von dem fremden grauenhaften Anblick erfaßt, das leise Geflüster verstummte und in dumpfen, die Brust belastenden Schweigen erwartete man, was die Gestalt beginnen werde.

Ein Säuseln strömte, wie Wellengeplät-

scher wunderbar klingend durch das dunkle Gebüsch und wurde zu Tönen, zu vernehmbaren Worten:

„Phosphorus ist bezwungen. Der Feuerkessel glüht auf im Westen! — Nachtadler! schwing dich empor zu den erwachten Träumen.“

Da erhob der Rabe das gesenkte Haupt, schlug mit den Flügeln und stieg krächzend in die Höhe. Die Gestalt breitete beide Arme aus, das Gewand fiel herab und eine hohe wunderherrliche Frau stand da im weißen faltenreichen Kleide, mit einem Gürtel von funkelnden Steinen und schwarzen, hochaufgenestelten Haaren. Hals, Nacken und Arme, zeigten entblößte, jugendlich üppige Formen.

„Das ist ja nicht die Alte!“ so flüsterte es durch die Reihen der Zuschauer. —

Jetzt begann eine ferne dumpfe Stimme:

»Hörst du, wie es im Abendwinde heult und jammert?“

Eine noch fernere Stimme murmelte:

„Die Klage beginnt, wenn der Gluthwurm leuchtet!“

Da ging ein entsetzlich, herzzerschneiden-

der Jammer durch die Lüfte. Die Frau sprach:

„Ihr fernen Klagetöne, habt ihr euch losgewunden aus der Brust des Menschen, daß ihr vermöget, frei euch zu erheben im gewaltigen Chor? — Aber verhallen müßt ihr in Luft, denn die in segensreichen Himmeln thronende Macht, die Euch gebietet, ist ja die Sehnsucht.“

Die dumpfen Stimmen heulten stärker:

„Die Hoffnung ist gestorben! Der Sehnsucht Luft war die Hoffnung. Sehnsucht ohne Hoffnung ist namenlose Qual!“

Tief auf seufzte die Frau und rief wie in Verzweiflung:

„Die Hoffnung ist der Tod! — Das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Da schrie Deodatus unwillkührlich aus dem Innersten heraus: „Natalie!“

Rasch wandte sich die Frau um und ein altes fürchterlich verzerrtes Weiberantlitz starrte ihn an mit glühenden Augen. Grimmig mit ausgespreizten Armen auf ihn losfahrend, kreischte das Weib: „Was willst du hier? — Fort! Fort! — Der Mord ist hinter dir her! —

Rette Natalien!“ — Der Rabe rauschte durch die Bäume herab auf Deodatus und krächzte gräßlich: »Mord — Mord!« Von wildem Entsetzen gepackt, halb sinnlos, rannte Deodatus fort nach seiner Wohnung.

Der Wirth sagte ihm, daß während dessen ein fremder reich gekleideter Herr mehrmals nach ihm gefragt, indem er seine Person genau beschrieben, ohne seinen Namen zu nennen und endlich ein Billet zurückgelassen habe.

Deodatus erbrach das Billet, das ihm der Wirth einhändigte und das richtig an ihn addressirt war. Er fand folgende Worte:

„Ich weiß nicht, ob ich es unerhörte Frechheit oder Wahnsinn nennen soll, daß Sie Sich hier blicken lassen. Sind Sie nicht, wie ich es jetzt glauben muß, ein ehrloser Bösewicht, so entfernen Sie Sich augenblicklich aus Hohenflüh oder erwarten Sie, daß ich Mittel finden werde, Sie von Ihrer Tollheit auf immer zu heilen.“

»Graf Hektor von Zelies.«

»Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ — So mur-

melte Deodatus dumpf in sich hinein, als er dies gelesen. Er war entschlossen, sich durch die Drohungen eines Unbekannten, die noch dazu auf irgend einem unerklärlichen Irrthum beruhen mußten, durchaus nicht aus Hohenflüh vertreiben zu lassen, sondern mit festem Muth, mit männlicher Kraft dem entgegen zu treten, was irgend eine dunkle Macht über ihn verhängt. Sein ganzes Inneres war erfüllt mit banger Ahnung, die Brust wollte ihm zerspringen, hinaus sehnte er sich aus den Mauern ins Freie. Die Nacht war eingebrochen, als er eingedenk des unbekannten bedrohlichen Verfolgers seine geladenen Pistolen einsteckte und forteilte durch das Neudorfer Thor. Schon war er auf dem freien Platz, der vor diesem Thore befindlich, als er sich von hinten gefaßt und zurückgezogen fühlte: „Eile — eile, rette Natalien, die Zeit ist da!“ — So murmelte es ihm in die Ohren. Es war das gräßliche Weib, die ihn gefaßt hatte und die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß. Ein Wagen hielt in geringer Entfernung, der Schlag war geöffnet, die Alte half ihm hinein und stieg nach. Er

fühlte sich von weichen Armen umfangen und eine süße Stimme lispelte: „Mein geliebter Freund! endlich! — endlich kommst du!“ — „Natalie, meine Natalie!“ So schrie er auf indem er halb ohnmächtig vor Entzücken die Geliebte in die Arme schloß.

Rasch ging es nun fort; im dicken Walde schimmerte plötzlich heller Fackelglanz durch das Gebüsch. „Sie sind es,“ rief die Alte; „noch einen Schritt weiter und uns trifft Verderben!“ —

Deodatus zur Besinnung gekommen, ließ halten, stieg aus dem Wagen und schlich leise, die gespannte Pistole in der Hand auf den Fackelglanz zu, der augenblicklich verschwand. Er eilte zurück zum Wagen, aber erstarrt vor Entsetzen blieb er eingewurzelt stehen, als er eine männliche Figur erblickte, die mit seiner Stimme sprach: „die Gefahr ist vorüber!“ und dann einstieg.

Nachstürzen wollte Deodatus dem schnellfortrollenden Wagen, als ihn ein Schuß aus dem Gebüsch zu Boden warf. —

Zweites Kapitel.

Es ist nöthig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der ferne Ort, von dem her der alte Amadäus Schwendy seinen Sohn nach Hohenflüh schickte, ein Landhaus in der Gegend von Lucern war. Das Städtlein Hohenflüh im Fürstenthum Reitlingen, lag aber ungefähr sechs bis sieben Stunden von Sonsitz, der Residenz des Fürsten Remigius entfernt.

Ging es in Hohenflüh laut und lustig her, so herrschte dagegen in Sonsitz solch ein allgemeines Piano, wie etwa in Herrnhuth oder Neusalz. Alles trat leise wie auf Socken daher und selbst ein nothwendiger Zank wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Von den gewöhnlichen Vergnügungen der Residenz, von Bällen, Conzerten, Schauspielen war gar nicht die Rede und wollten sich die armen, zur Traurigkeit verdammten, Sonsitzer einmal vergnügen, so mußten sie hinüber ziehen nach Hohenflüh. Dies alles kam daher. Fürst Remigius, sonst ein freundlicher, lebenslustiger Herr, war seit mehreren Jahren, es konnten wohl über die

zwanzig seyn, in furchtbar tiefe, an Wahnsinn gränzende Melancholie versenkt. Ohne Sonsitz zu verlassen, sollte sein Aufenthalt einer Einöde gleichen, in der das düstre Stillschweigen der lebensmüden Trauer herrscht. Nur seine vertrautesten Räthe und die nothwendigste Dienerschaft mocht er sehen und selbst diese durften es nicht wagen zu sprechen, wenn der Fürst sie nicht angeredet. In einer dicht verschlossenen Kutsche fuhr er daher und niemand durfte auch nur durch eine Gebehrde merken lassen, daß er den Fürsten in der Kutsche wisse.

Über die Ursache dieser Melancholie gab es nur dumpfe Gerüchte. So viel war gewiß, daß damals, als die Gemahlinn des Fürsten den Erbprinzen geboren und das ganze Land von freudigem Jubel ertönte, wenige Monate nachher Mutter und Kind verschwanden auf unbegreifliche Weise. Manche meinten, Gemahlinn und Sohn wären als Opfer einer unerhörten Cabale entführt worden, andere behaupteten dagegen, der Fürst habe beide verstoßen. Diese bezogen sich, um ihre Behauptung zu unterstützen, auf den Umstand, daß zu derse-

ben Zeit der Graf von Törny, erſter Miniſter und entſchiedener Liebling des Fürſten, vom Hofe entfernt worden, und es ſcheine gewiß, daß der Fürſt ein verbrecheriſches Verhältniß zwiſchen der Fürſtinn und dem Grafen entdeckt und an der Ächtheit des gebornen Sohnes gezweifelt.

Alle, die die Fürſtinn näher gekannt, waren aber im Innerſten überzeugt, daß bei der reinſten unbefleckteſten Tugend, wie ſie die Fürſtinn bewährt, ein ſolcher Fehltritt ganz undenkbar, ganz unmöglich ſey.

Niemand in Sonſitz durfte bei harter Ahndung auch nur ein Wort über das Verſchwinden der Fürſtinn äußern. Auſpaſſer lauerten überall und plötzliche Verhaftungen derer, die nur irgendwo anders als innerhalb ihres Zimmers davon geſprochen, zeigten, wie man ohne es zu ahnen, belauſcht, behorcht wurde. Eben ſo durfte auch über den Fürſten, über ſeinen Kummer, über ſein ganzes Thun und Treiben kein Wort geſprochen werden und dieſer tyranniſche Zwang war die ärgſte Bedrängniß der Bewohner einer kleinen Reſidenz, die eben

nichts lieber im Munde führen als den Fürsten und den Hof. —

Des Fürsten liebster Aufenthalt war ein kleines, dicht vor den Thoren von Sonsitz gelegenes Landhaus mit einem weitläuftigen eingehegten Park.

In den düstern wildverwachsenen Gängen dieses Parks wandelte eines Tages der Fürst, sich ganz hingebend dem zerstörenden Gram, der in seiner Brust wühlte, als er plötzlich ganz unfern ein seltsames Geräusch vernahm. — Unartikulirte Töne — ein Ächzen — Stöhnen, dazwischen wieder ein widriges Quicken — Grunzen — und dann wie in erstickter Wuth dumpf ausgestoßene Schimpfwörter. — Erzürnt, wer es gewagt, dem strengsten Verbot entgegen einzudringen in den Park, trat der Fürst schnell aus dem Gebüsch und es bot sich ihm ein Schauspiel dar, das den griesgramigsten Emelfungus zum Lachen hätte reizen können. — Zwei Männer, der eine lang und knochendürr, wie die Hektik selbst, der andere ein kleines glaues Fallstafflein in den schmuckesten Sontagskleidern des idealen Spießbürgers angethan,

waren in heftigsten Faustkampf begriffen. Der Große säbelte mit den langen Armen, die mit den geballten Fäusten mächtigen Streitkolben nicht unähnlich, so unbarmherzig auf den Kleinen los, daß jeder fernere Widerstand unnütz und nichts anders rathsam schien, als schnelle Flucht. Doch Muth im Herzen wollte der Kleine, gleich den Parthern noch fliehend fechten. Da krallte sich aber der Große fest in das Haupthaar des Gegners. Schlechte Intention! — Die Perücke blieb ihm in der Hand, der Kleine nützte strategisch die Puderwolke, die ihn einhüllte, dukte schnell nieder und unterlief mit vorgestreckten Fäusten so behende und geschickt den Großen, daß dieser mit einem gellenden Schrei rücklings überstürzte. Nun warf sich der Kleine auf den Großen, enterte sich fest, die linke Hand mit gebogenen Fingern zweckmäßig als Enterhacken brauchend, in der Halsbinde des Gegners und arbeitete mit den Knieen und der rechten Faust so schonungslos auf den Großen ein, daß dieser, kirschblau im ganzen Antlitz, gräßliche Laute ausstieß. Doch plötzlich fuhr nun der Große dem Kleinen mit

den spitzen Knochenfingern so gewaltig in die Seiten und gab mit der letzten Kraft der Verzweiflung sich selbst einen solchen Schwung, daß der Kleine in die Höhe geschleudert wurde wie ein Ball und niederstürzte, dicht vor dem Fürsten.

„Hunde!“ rief der Fürst mit der Stimme eines ergrimmten Löwen, „Hunde, welch ein Satan hat euch eingelassen? was wollt ihr?“

Man kann denken, mit welchem Entsetzen die beiden ergrimmten Gymnastiker sich aufrafften vom Boden, wie sie nun gleich armen verlornen Sündern, bebend, zitternd, keines Worts, keines Lauts mächtig vor dem erzürnten Fürsten standen.

„Fort,“ rief der Fürst, „fort, auf der Stelle, hinauspeitschen lasse ich euch, wenn ihr noch einen Augenblick weilt.

Da fiel der Große nieder auf die Knie und brüllte ganz Verzweiflung: „Durchlauchtigster Fürst — gnädigster Landesherr — Gerechtigkeit — Blut für Blut!“ —

Das Wort Gerechtigkeit, war noch eins von den wenigen, das stark anschlug an des Fürsten Ohr. Er faßte den Großen stark ins Auge und sprach gemäßigter: „Was ist's, sprecht,

aber nehmt euch in Acht vor allen dummen Worten und macht's kurz."

— Vielleicht hat es der geneigte Leser schon geahnt, daß die beiden tapfern Kämpfer niemand anders waren als die beiden berühmten Gastwirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm aus Hohenfüh. In dem immer höher gesteigerten Groll gegen einander, waren sie zu dem wahnsinnigen Entschluß gekommen, da ihnen der hochweise Rath nicht genügte, dem Fürsten selbst allen Tort zu klagen, den jeder vom andern erlitten zu haben glaubte, und der Zufall ließ es geschehen, daß beide in demselben Augenblick zusammen trafen vor dem äußersten Gatterthor des Parks, das ein einfältiger Gärtnerbursche ihnen öffnete. Beide können fernerhin sehr schicklich mit ihren Schildnamen bezeichnet werden! —

Also! — der goldne Bock, ermuthigt durch des Fürsten ruhigere Frage wollte eben beginnen, als ihn vielleicht in Gefolge des feindlichen Enterns ein solch fürchterliches krächzendes Husten überfiel, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Diesen verderblichen Zufall nutzte augenblicklich das silberne Lamm und stellte mit nicht geringer Beredtsamkeit dem Fürsten all die Unbild vor, die ihm der goldne Bock zufüge, der alle Gäste anlocke, indem er alle nur mögliche Hanswürste, Marktschreier, Wahrsager und anderes Gesindel bei sich aufnehme. Er beschrieb die weise Frau mit dem Raben, er sprach von ihren schnöden Künsten, von ihren Orakelsprüchen, mit denen sie die Leute hinters Licht führe. Das schien die Aufmerksamkeit des Fürsten zu fesseln. Er ließ sich die Gestalt der Frau von Kopf bis zu Fuß beschreiben, er fragte, wann sie gekommen, wo sie geblieben. Das Lamm meinte, er seiner Seits halte das Weib für nichts anders, als für eine betrügerische halbwahnsinnige Zigeunerinn, die ein hochweiser Rath zu Hohenflüh hätte sogleich festnehmen lassen sollen.

Der Fürst heftete den funkelnden durchbohrenden Blick auf das arme Lamm, das, als hätt' es in die Sonne geschaut, sogleich ausbrach in ein heftiges Niesen.

Dies nützte sofort der goldne Bock, der

sich indessen vom Husten erholt und nur auf den Moment gelauert hatte, dem Lamm die Rede abzuschneiden. Der Bock berichtete in süß und sanft tönenden Worten, daß alles, was das Lamm von der Aufnahme schädlichen polizeiwidrigen Gesindels berichtet, die schändlichste Verläumdung sey. Insonderheit rühmte der Bock die weise Frau, von der die geschentesten brillantsten Herren, die größten Genies von Hohenflüh, die er täglich an seiner Tafel zu bewirthen die Ehre, behaupteten, sie sey ein überirdisches Wesen und höher zu achten, als die ausgebildetste Somnambüle. Ach, gar arg ging es aber zu bei dem silbernen Lamm. Einen artigen, schönen, jungen Herrn habe das silberne Lamm von ihm weggelockt, als er nach Hohenflüh zurückgekehrt und gleich in der folgenden Nacht sey er auf seinem Zimmer mörderisch angefallen und durch einen Pistolenschuß verwundet worden, so daß er hoffnungslos darnieder läge.

Jede fernere Rücksicht, jede Ehrfurcht vor dem Fürsten in der Wuth vergessend, brach das silberne Lamm los und schrie: derjenige, wel-

cher behaupte, daß der junge Herr George Haberland auf seinem Zimmer angefallen und verwundet worden, sey der niederträchtigste Spitzbube und abgefeimteste Hallunkenkerl, der jemals Beinschellen getragen und die Gassen gekehrt. Vielmehr habe wohllöbliche Polizei in Hohenflüh ermittelt, daß er in selbiger Nacht vor das Neudorfer Thor spaziert, daß dort ein Wagen gehalten, aus dem eine weibliche Stimme gerufen: „rette Natalien," daß darauf der junge Herr in den Wagen gesprungen. — „Wer war das Weib im Wagen?" fragte der Fürst mit strengem Ton.

„Man sagt," stotterte der goldne Bock, um nur wieder zum Wort zu kommen, »man sagt, die weise Frau habe" —

Die Rede blieb dem goldnen Bock in der Kehle stecken vor dem furchtbaren Blick des Fürsten, und, als dieser ihm ein tödtendes „Nun? was weiter?" zurief, fiel das silberne Lamm, das gerade außer der Richtung jener Strahlen im Schatten stand, leise stammelnd ein: „Ja, die weise Frau und der Herr Maler George Haberland — Im Walde hat er

den Schuß erhalten, das weiß ja die ganze Stadt — aus dem Walde haben sie ihn geholt und zu mir gebracht am frühen Morgen — er liegt noch bei mir — wird aber wohl genesen, denn die Pflege bei mir — und der fremde Herr Graf — ja der Herr Graf Hektor von Zelies". —

„Was? wer?" rief der Fürst auf, daß das silberne Lämmlein ein paar Schritte zurückprallte. „Genug," sprach dann der Fürst weiter mit rauhem gebieterischen Ton, „genug! packt euch Beide fort augenblicklich. — Der wird den mehrsten Zuspruch haben, der seine Gäste am besten bedient! — Hör' ich noch das mindeste von einem Gezänk unter euch, so soll der Rath euch die Schilder von den Häusern reißen und Euch fortbringen lassen aus den Thoren von Hohenflüh!"

Nach diesem kurzen kräftigen Bescheid ließ der Fürst die beiden Wirthe stehen, und verlor sich schnell ins Gebüsch.

Der Zorn des Fürsten hatte die aufgebrachten Gemüther besänftigt. Im Innersten zerknirscht schauten sich beide, das silberne Lämm-

lein und der goldne Bock, wehmüthig an, Thränen entquollen den verdüsterten Augen und mit dem gleichzeitigen Ausruf: „O Gevatter!“ fielen sie sich in die Arme. Während der goldne Bock das silberne Lamm fest einklammernd und über dasselbe weggebeugt häufige Schmerzestropfen ins Gras fallen ließ, schluchzte dieses vor herber Wehmuth leise an der Brust des versöhnten Gegners. Es war ein erhabener Moment!

Die zwei herbeieilenden fürstlichen Jäger schienen aber dergleichen pathetische Scenen nicht sonderlich zu lieben, denn ohne Weiteres packten sie den goldnen Bock sowohl als das silberne Lamm, wie man zu sagen pflegt, beim Fittig und warfen beide ziemlich unsanft zum Gatterthor hinaus.

Drittes Kapitel.

Bin ich hin und hergezogen,
Über Wiese, Flur und Feld
Hat manch Hoffen mich betrogen,
Ist mir manch Lust entflogen
In der bunten lauten Welt.

Was nur ſtillt dies bange Sehnen,
Was den Schmerz in dieſer Bruſt!
Bittre Qualen! herbe Thränen!
Leeres Trachten! — falſches Wähnen!
Flieht mich ewig jede Luſt?

Darf ich noch zu hoffen wagen,
Dämmert noch mein Lebensſtern?
Soll' ich's länger dulden, tragen
Wird mein Schmerz mir ſelbſt nicht ſagen,
Ob ſie nah iſt, ob ſie fern?

Sie die iſt mein innig Leben,
Sie die iſt mein ganzes Glück,
Süßen Träumen hingegeben,
Schaut mit wonnigem Erbeben
Sie mein Liebetrunkner Blick.

Doch in Nacht iſt bald verſchwunden
Der Geliebten Lichtgeſtalt!
Kann ich nimmer mehr geſunden?
Freundes Troſt, Balſam den Wunden
Iſt auch der für mich verhallt?

Der Kupferſtecher Berthold hatte ſich, während er dies Lied, das ſein Freund der Mahler George Haberland gedichtet, leiſe vor ſich

sang, auf einer Anhöhe unter einem großen Baum gelagert und war bemüht, eine Parthie des Dorfs, das vor ihm im Thale lag, getreu nach der Natur in sein Mahlerbuch hineinzuzeichnen.

Bei den letzten Versen schossen ihm aber die Thränen aus den Augen. Er gedachte lebhaft seines Freundes, den er oft durch ein lustiges Wort oder durch ein heitres Kunstgespräch aus der düstren trostlosen Stimmung gerissen, in die er seit einiger Zeit versunken und den nun ein unerklärliches Unheil von ihm getrennt. „Nein," rief er endlich, indem er schnell seine Geräthschaften zusammenpackte und hastig aufsprang, „nein, noch ist Freundes Trost nicht verhallt für dich, mein George! — Fort dich aufzusuchen und nicht eher dich zu verlassen, bis ich dich im Schoße der Ruhe sehe und des Glücks." —

Er eilte zurück in das Dorf, das er vor wenigen Stunden verlassen und wollte dann weiter fort nach Hohenfluh.

Es war gerade Sonntag, der Abend fing an einzubrechen, die Landleute eilten nach der

Schenke. Da zog ein seltsam gekleideter Mensch durch's Dorf einen lustigen Marsch auf der Papagenopfeife blasend, die ihm aus dem Busen hervorragte und dazu derb die Trommel schlagend, die er umgehängt. Ihm folgte ein altes Zigeuner-Weib, die tapfer auf dem Triangel klingelte. Hintenher schritt langsam und bedächtig ein stattlicher Esel mit zwei vollgepackten Körben belastet, auf denen zwei kleine poßirliche Äffchen hin und her hüpften und sich herum balgten. Zuweilen ließ der Mensch vom Blasen ab und begann einen seltsamen kreischenden Gesang, in den das Zigeunerweib, sich aus ihrer niedergebeugten Stellung ein wenig aufrichtend, mit gellenden Tönen einstimmte. Begleitete nun der Esel den Gesang mit seinen klagenden Naturlauten, quickten die Äffchen dazu, so gab es einen angenehmen lustigen Chor, wie man sich ihn wohl genügend denken mag.

Bertholds ganze Aufmerksamkeit fesselte der junge Mensch, denn jung war er, das war sichtlich, unerachtet er sein Antlitz mit allerlei Farben häßlich beschmiert und durch eine große

Doktorperücke, auf der ein kleines winziges Treſſenhütlein ſaß, auf widrige Weiſe entſtellt hatte. Dazu trug er einen abgeſchabten rothen Sammtrock mit großen goldſtoffnen Aufſchlägen, einen offnen Hamletskragen, ſchwarzſeidne Unterkleider nach der letzten Mode, auf den Schuhen große bunte Bandſchleifen und ein zierliches Ritterſchwert an der Seite.

Er ſchnitt die tollſten Geſichter und ſprang hin und her in den luſtigſten Capriolen, ſo daß das Bauernvolk übermäßig lachte, doch Bertholden erſchien das ganze Weſen wie der unheimliche Spuck des Wahnſinns und überdem regte der tolle Menſch, wenn er ihn genau ins Auge faßte, in ihm Empfindungen auf, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte.

Der Menſch blieb endlich in der Mitte eines Raſenplatzes vor der Schenke ſtehen und ſchlug auf ſeiner Trommel einen langen ſtarken Wirbel. Auf dies Zeichen ſchloß das Landvolk einen großen Kreis und der Menſch verkündete, daß er jetzt gleich vor dem verehrungswürdigen Publikum ein Schauſpiel aufzuführen gedenke, wie es die höchſten Poten-

taten und Herrschaften nicht schöner und herrlicher geschaut.

Die Zigeunerinn ging nun im Kreise umher und bot unter närrischen Redensarten und Gebehrden bald Korallenschnüre, Bänder, Heiligenbildchen u. a. zum Kauf aus, bald wahrsagte sie dieser, jener Dirne aus der Hand und trieb ihr von Bräutigam und Hochzeit und Kindtaufe sprechend das Blut in die Wangen, während die andern kicherten und lachten.

Der junge Mensch hatte indessen die Körbe ausgepackt, ein kleines Gerüste gebaut und mit kleinen bunten Teppichen behängt. Berthold sah die Vorbereitungen zum Puppenspiel, das denn auch nach gewöhnlicher italienischer Art erfolgte. Pulcinell war von besonderer Aktivität und hielt sich tapfer, indem er sich aus den bedrohlichsten Gefahren mit Gewandheit rettete und über seine Feinde stets die Oberhand gewann.

Das Spiel schien geendet, als plötzlich der Puppenspieler sein, zur furchtbaren Fratze, verzerrtes Antlitz emporhob in den Raum der Puppen und mit todtstarren Augen gerade hin

in den Kreis blickte. Pulcinell von der einen Seite, der Doktor von der andern schienen über die Erscheinung des Riesenhaupts sehr erschrocken, dann erholten sie sich aber, beschauten sorglich mit Gläsern das Antlitz, betasteten Nase, Mund, die Stirn, zu der sie kaum hinauflangen konnten, und begannen einen sehr tiefsinnigen gelehrten Streit über die Beschaffenheit des Haupts und auf welchem Rumpf es sitzen könne oder ob überhaupt ein Rumpf als dazu gehörig anzunehmen. Der Doktor stellte die aberwitzigsten Hypothesen auf, Pulcinell zeigte aber dagegen viel Menschenverstand und hatte die lustigsten Einfälle. Darin wurden sie zuletzt einig, daß, da sie keinen zum Kopf gehörigen Körper wahrnehmen könnten, es auch keinen gäbe, nur meinte der Doktor, die Natur habe sich, als sie diesen Giganten ausgesprochen, einer rethorischen Figur, einer Synekdoche bedient, nach der ein Theil das Ganze bezeichnet. Pulcinell behauptete dagegen, daß das Haupt ein Unglücklicher sey, dem vor vielem Denken und tollen Gedanken der Rumpf abhanden gekommen und der nun bei dem

gänzlichen Mangel an Fäusten sich gegen Ohrfeigen, Nasenstüber u. dgl. nicht anders wehren könne als durch Schimpfen.

Berthold merkte bald, daß hier nicht der Scherz galt, der ein schaulustiges Volk ergötzen kann, sondern daß der finstre Geist einer Ironie spucke, die dem mit sich selbst entzweiten Innern entsteigt. Das konnte sein frohes freundliches Gemüth nicht ertragen, er begab sich weg nach der Schenke und ließ sich an einem einsamen Plätzchen hinter derselben ein mäßiges Abendbrot auftragen.

Bald vernahm er aus der Ferne Trommel, Pfeife und Triangel. Die Landleute strömten nach der Schenke, das Spiel war geendet.

In dem Augenblick, als Berthold fortwandern wollte, stürzte mit dem lauten Ausruf, „Berthold — herzgeliebter Bruder!“ jener tolle Puppenspieler herbei. Er riß die Perücke vom Haupt, wischte schnell die Farben vom Antlitz.

„— Wie? — George! — ist es möglich?“ So stammelte Berthold mühsam, beinahe zur Bildsäule erstarrt. „Was ist dir,

kennst du mich denn nicht?“ So fragte George Haberland voll Erstaunen. Berthold erklärte nun, daß, wenn er nicht an Gespenster glauben wolle, er freilich nicht zweifeln könne, seinen Freund vor sich zu sehen, wie dies aber möglich wäre, das könne er durchaus nicht enträthseln.

„Warst du,“ so sprach Berthold weiter, „warst du nicht unserer Abrede gemäß nach Hohenflüh gekommen? — traf ich dich nicht dort, begegnete dir nicht Seltsames mit einem geheimnißvollen Weibe im Gasthof zum goldnen Bock? Wollten Unbekannte dich nicht dazu gebrauchen, ein Frauenzimmer entführen zu helfen, die du selbst Natalie nanntest? Wurdest du nicht im Walde durch einen Pistolenschuß schwer verwundet? — hab ich nicht von dir Abschied genommen mit schwerem Herzen, da du entkräftet, todtwund auf dem Lager lagst? — Sprachst du nicht von einem unerklärlichen Ereigniß, — von einem Grafen Hektor von Zelies?“ —

„Halt ein, du durchbohrst mein Innres mit glühenden Dolchen!“ so rief George im wilden Schmerz.

„Ja,“ fuhr er dann ruhiger fort, „ja Bruder Berthold, es ist nur zu gewiß, es gibt ein zweites Ich, einen Doppeltgänger, der mich verfolgt, der mich um mein Leben betrügen, der mir Natalie rauben wird!“

In voller Trostlosigkeit verstummt, sank George auf die Rasenbank.

Berthold setzte sich neben ihm hin und sang leise, indem er sanft des Freundes Hand drückte:

Freundes Trost, Balsam der Wunden
Ist noch nicht für dich verhallt!

„Ich,“ sprach George, indem er sich die Thränen wegtrocknete, die ihm aus den Augen strömten, „ich verstehe dich ganz, mein geliebter Bruder Berthold! — Es ist Unrecht, daß ich dir nicht schon längst meine ganze Brust erschloß, nicht schon längst dir alles, alles sagte. — Daß ich in Liebe bin, konntest du längst ahnen. Die Geschichte dieser Liebe — sie ist so einfältig, so abgedroschen, daß du sie in jedem abgeschmackten Roman nachlesen kannst. — Ich bin Mahler und so ist nichts mehr in der hergebrachten Ordnung, als daß ich mich in

ein schönes junges Frauenzimmer, die ich abkonterfeie, sterblich verliebe. So ist es mir denn auch wirklich gegangen, als ich während meines Aufenthalts in Straßburg meine Proviantbäckerei — du weißt, daß ich darunter das Portraitmahlen verstehe — mehr trieb als jemals. Ich bekam den Ruf eines außerordentlichen Portraitisten, der die Gesichter recht aus dem Spiegel stehle in der schönsten Miniatur und so geschah es, daß eine alte Dame, die eine Pensionsanstalt hatte, sich an mich wandte, und mich ersuchte, ein Fräulein, das bei ihr, zu mahlen für den entfernten Vater. Ich sah, ich mahlte Natalien — o ihr ewigen Mächte, das Geschick meines Lebens war entschieden! — Nun nicht wahr, Bruder Berthold, da ist nichts besonders daran? — Doch höre, manches mag doch bemerkenswerth seyn. — Laß es mich dir sagen, daß mich seit meiner frühen Knabenzeit in Ahnungen und Träumen das Bild eines himmlischen Weibes umschwebte, dem all mein Sehnen, all mein Lieben zugewandt. Die rohesten Versuche des mahlerischen Knaben zeigen dies Bild eben so als die vollendeteren Ge-

mälde des reisenden Künstlers. — Natalie sie war es! — Das ist wunderbar, Berthold! — Auch mag ich dir sagen, daß derselbe Funke, der mich entzündet, auch in Nataliens Brust gefallen, daß wir uns verstohlen sahen. — O zerronnenes Glück der Liebe! — Nataliens Vater, Graf Hektor von Zelies war gekommen, das Bildlein der Tochter hatte ihm ausnehmend gefallen, ich wurde eingeladen, ihn auch zu malen. Als der Graf mich sah, gerieth er in eine seltsame Bewegung, ich möchte sagen Bestürzung. Er fragte mich mit auffallender Ängstlichkeit über alle meine Lebensverhältnisse aus, und schrie dann mehr als er sprach, indem seine Augen glühten, er wolle nicht gemalt seyn, aber ich sey ein wackrer Künstler, müsse nach Italien und das auf der Stelle, er wolle mir Geld geben, wenn ich dessen bedürfe!« —

»Ich fort? — ich mich trennen von Natalien? — Nun es giebt Leitern, bestechliche Zofen — wir sahen uns verstohlen. Sie lag in meinen Armen, als der Graf eintrat. — »Ha, meine Ahnung — er ist reif!« — so schrie der Graf wüthend auf und stürzte auf

mich los mit gezogenem Stilet. Ohne daß sein Stoß mich treffen konnte, rannte ich ihn über den Haufen und entfloh. — Spurlos war er andern Tages mit Natalien verschwunden!“ —

„Es begab sich, daß ich auf die alte Zigeunerinn stieß, die du heute bei mir gesehen. Sie schwatzte mir solch'. abenteuerliche Prophezeihungen vor, daß ich gar nicht darauf achten sondern meinen Weg fortsetzen wollte. Da sprach sie mit einem Ton, der mein Innerstes durchdrang: George, mein Herzenskind, hast du Natalien vergessen? — Mag es nun Hexerei geben oder nicht, genug, die Alte wußte um meinen Liebesbund, wußte genau, wie sich alles begeben, betheuerte mir, daß ich durch sie zu Nataliens Besitz gelangen solle und gab mir auf, mich zu einer bestimmten Zeit in Hohenflüh einzufinden, wo ich sie, wiewohl in einer ganz andern Gestalt finden werde. — Nun Berthold, laß mich nicht alles weitläuftig erzählen — mir brennt die Brust — ein Wagen rollt auf mich zu — hält — die Reiter kommen näher — Jesus ruft eine Stimme im Wagen — es ist Nataliens Stimme. — Eile —

eile, ruft eine andre Stimme — die Reiter biegen seitwärts ein. — Die Gefahr ist vorüber, spreche ich, und steige in den Wagen — in dem Augenblick fällt ein Schuß, fort geht es! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, es ist Natalie, es ist die alte Zigeunerinn — Sie hat Wort gehalten.“ — „Glücklicher George!“ sprach Berthold.

„Glücklicher?“ wiederholte George, indem er eine wilde Lache aufschlug, „ha! noch im Walde holten uns Polizeisoldaten ein. Ich sprang aus dem Wagen, die Zigeunerinn mir nach, packte mich mit Riesenkraft und schleppte mich ins finstre Dickicht. — Natalie war verloren. — Ich war in Wuth, die Zigeunerinn wußte mich zu besänftigen, mich zu überzeugen, daß kein Widerstand möglich, und daß noch keine Hoffnung verloren. Ich vertraue ihr blindlings und wie du uns hier siehst, das ist ihr Plan, ihr Rath, um der Verfolgung eines mordsüchtigen Feindes zu entgehen.“ —

In dem Augenblick trat die alte Zigeunerinn hinzu und sprach mit krächzender Stimme:

„George, ſchon leuchtet der Nachtwurm, wir müſſen fort über die Berge.“

Da wollte es Berthold bedünken, die Alte treibe leeres loſes Gaukelſpiel mit Georgen, den ſie an ſich gelockt, um durch ihn mit jenen Poſſen mehr Geld zu gewinnen.

Zornig wandte er ſich zur Alten, erklärte, daß er als Georgs beſter innigſter Freund es nicht länger zugeben werde, daß er ſchnöder Landſtreicherei und niedrigen Poſſen ſein Kunſtleben opfre, mit ihm ſolle er nach Italien und fragte dann, was ſie überhaupt für ein Recht habe auf den ihm verbundenen Freund.

Da erhob ſich die Alte, die Züge des Antlitzes ſchienen ſich zu veredeln, aus den Augen ſtrahlte ein dunkles Feuer, plötzlich war ihr ganzes Weſen die Würde und Hoheit ſelbſt, ſie ſprach mit feſter volltönender Stimme: „Du fragſt, was für ein Recht ich habe auf dieſen Jüngling? — Ich kenne dich wohl, du biſt der Kupferſtecher Berthold — Du biſt ſein Freund, aber ich — o ihr ewigen Mächte! — ich bin — ſeine Mutter!

Damit faßte ſie Georgen in ihre Arme

und drückte ihn stürmisch an ihre Brust. Doch plötzlich überfiel sie ein krampfhaftes Zittern, sie stieß Georgen von sich mit abgewandtem Gesicht, sie ließ sich erschöpft, halbohnmächtig auf die Rasenbank, sie wimmerte, indem sie sich mit dem weiten Mantel, den sie umgeworfen, das Antlitz verhüllte: „Starre mich nicht so an George mit seinen Augen — warum wirfst du mir immer und ewig mein Verbrechen vor? — Du mußt fort — fort!“ —

»Mutter!“ rief George, indem er der Zigeunerinn zu Füßen stürzte. Diese schloß ihn nochmals heftig in ihre Arme, indem sie keines Wortes mächtig aus tiefer Brust aufseufzte. Sie schien in Schlaf zu versinken. Doch bald erhob sie sich mühsam, sprach wieder ganz Zigeunerinn mit krächzender Stimme: „George, schon leuchtet der Nachtwurm, wir müssen fort über die Berge!« und schritt langsam fort.

George warf sich sprachlos an die Brust des Freundes, dem auch das bis zum Entsetzen gesteigerte Erstaunen die Zunge band.

Bald vernahm Berthold das Trommeln, Pfeifen, Klingeln, den schauerlichen Gesang,

das Geschrei des Esels und das Quicken der Affen und den Jubel des nachziehenden Landvolks bis alles dumpf verhallte in der weiten Ferne.

Viertes Kapitel.

Förster, welche am frühen Morgen den Wald durchstrichen, fanden den jungen Deodatus Schwendy ohnmächtig in seinem Blute liegend. Der Branntwein, den sie in Jagdflaschen bei sich führten, that gute Dienste, ihn ins Leben zurückzurufen, sie verbanden, so gut sie es vermochten, die Brustwunde, packten ihn auf einen Wagen und brachten ihn nach Hohenflüh in das Wirthshaus zum silbernen Lamm.

Der Schuß hatte nur die Brust stark gestreift ohne daß die Kugel eingedrungen war, der Wundarzt erklärte daher, daß an Lebensgefahr nicht zu denken, wiewohl der Schreck und die Kälte der Nacht den erschöpften Zustand herbeigeführt, in dem sich Deodatus befand. Kräftige Mittel würden aber auch diesen bald heben.

Hätte Deodatus nicht den Schmerz der Wunde gefühlt, das ganze unerklärliche Ereigniß wäre ihm nichts gewesen als ein Traum. Es schien ihm gewiß, daß jenes Geheimniß, von dem der Vater in dunklen Worten gesprochen, sich zu enthüllen begann, daß aber irgend ein feindliches Wesen dazwischen getreten, und seine Hoffnung vernichtet. Dieses feindliche Wesen, wer konnte es anders seyn, als der Maler George Haberland, der ihm so durchaus ähnlich, daß er überall mit ihm verwechselt worden.

„Und wie," sprach er zu sich selbst, „wenn jene Natalie, jener schöne Liebestraum, der in süßen Ahnungen durch mein Leben ging, nur ihm angehörte, meinem unbekannten Doppeltgänger, meinem zweiten Ich, wenn er sie mir geraubt, wenn all mein Sehnen, all mein Hoffen ewig unerfüllt bliebe?

Deodatus verlor sich in trübe Gedanken, immer dichtere Schleier schienen seine Zukunft zu verhüllen, jede Ahnung war dahin, er sah ein, daß er nur auf den Zufall hoffen dürfte, der ihm vielleicht Geheimnisse erschließen konnte,

welche gar verhängnißvoll, gar gefährlich seyn müßten, da sein Vater, der alte Amadeus Schwendy es selbst nicht gewagt, sie ihm zu offenbaren. —

— Der Wundarzt hatte den kranken Deodatus eben verlassen, er befand sich allein, als die Thüre leise geöffnet wurde und ein großer in einen Mantel gehüllter Mann hineintrat. Als er den Mantel zurückschlug, erkannte Deodatus in ihm augenblicklich jenen Fremden wieder, den er im Gasthause zum goldnen Bock auf dem Flur getroffen und er errieth, daß es derselbe seyn mußte, der ihm das unerklärliche Billet geschrieben, nähmlich der Graf Hektor von Zelies. Es war dem so.

Der Graf schien sich Mühe zu geben, den finstern stechenden Blick, der ihm eigen, zu mildern, er zwang sich sogar zu einiger Freundlichkeit.

»Wahrscheinlich,« so begann er, »wahrscheinlich erstaunen sie mich hier zu sehen, Herr Haberland, noch mehr werden sie erstaunen, wenn ich ihnen erkläre, daß ich hier bin, um ihnen Frieden, Versöhnung anzubieten, im Fall sie gewisse Bedingungen« —

Deodatus unterbrach den Grafen, indem er mit Heftigkeit versicherte, daß er keineswegs der Maler George Haberland sey, daß hier ein unglücklicher Irrthum vorwalten müsse, der ihn in ein Labyrinth unerklärlicher Ereignisse stürzen zu wollen scheine. Starr schaute der Graf ihm ins Gesicht und sprach dann mit einem Blick, aus dem ein wenig der Teufel lächelte. „Sie haben, mein Herr Schwendy oder mein Herr Haberland oder wie sie sich sonst zu nennen belieben mögen, Natalien entführen wollen?“ —

„Natalie, o Natalie!“ seufzte Deodatus tief aus der Seele.

„Hoho,“ sprach der Graf mit dem bittersten Ingrimm, „Sie lieben Natalien wohl sehr?“

„Mehr,“ erwiederte Deodatus, indem er vor Schwäche zurücksank auf sein Lager, „mehr als mein Leben. — Sie wird mein werden, sie muß mein werden, in meinem Innersten glüht die Hoffnung, das Verlangen!“ —

„Welche unerhörte Frechheit,“ fuhr der Graf auf im flammenden Zorn, „he warum traf“ — plötzlich innehaltend, seinen Zorn mit

Gewalt niederkämpfend, sprach der Graf, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, mit erkünstelter Ruhe: „Verdanken sie ihrem Zustande, daß ich sie schone, unter andern Umständen würde ich Rechte geltend machen, die sie vernichten könnten. Aber ich verlange nun, daß sie mir augenblicklich sagen, wie es geschehen konnte, daß sie Natalien sahen hier in Hohenflüh?“

Der Ton, in dem der Graf sprach, erfüllte den Deodatus Schwendy mit dem tiefsten Unwillen. Sich trotz seiner Schwäche ermannend, richtete er sich auf und sprach mit festem männlichen Ton: „Es kann nur das Recht der Unverschämtheit seyn, das Sie geltend machen zu können glauben, wenn Sie in mein Zimmer dringen, wenn Sie mich mit Fragen belästigen, die ich nicht beantworten kann. Sie sind mir völlig unbekannt, niemals hatte ich mit Ihnen etwas zu schaffen, und diese Natalie, von der sie sprechen, wissen sie denn, daß diese das Himmelsbild ist, das in meinem Herzen lebt? — Weder in Hohenflüh noch sonst irgendwo sahen meine leiblichen Augen die —

doch es iſt Frevel, zu ihnen von Geheimniſſen zu reden, die ich bewahre tief in meiner innerſten Bruſt!“

Der Graf ſchien in Staunen und Zweifel zu gerathen, er lispelte kaum hörbar: „Niemals hätten ſie Natalien geſehen? — Und als ſie ſie malten? — Wie wenn dieſer Haberland — dieſer Schwendy“ —

„Genug,“ rief Deodatus, „genug! — Entfernen Sie Sich, nichts habe ich zu ſchaffen mit dem finſtern Geiſt, den ein wahnſinniger Irrthum hinter mir hertreibt und der mich angriff auf den Tod! — Es giebt Geſetze, welche ſchützen gegen hinterliſtigen Meuchelmord — Sie verſtehen mich Herr Graf!“ —

Deodatus zog ſtark die Glocke. —

Der Graf biß die Zähne zuſammen und maß den Deodatus mit furchtbarem Blick.

„Hüte dich,“ ſprach er dann, „hüte dich, Knabe! Du haſt ein unglückliches Geſicht — hüte dich, daß dein Geſicht nicht noch einem andern mißfalle als mir.“ —

Die Thüre ging auf und hereintrat der kleine alte etwas zu dicke Herr mit der gold-

nen Dose, den der geneigte Leser als Mitglied des hochweisen Rathes an der Wirthstafel im goldnen Bock gesehen und sehr klug raisonniren gehört hat.

Der Graf entfernte sich mit einer drohenden Bewegung gegen Deodatus zur Thüre heraus und zwar so wild und heftig, daß der kleine Rathsherr und seine Begleitung darob etwas erstaunt und verblüfft schienen.

Dem Rathsherrn folgte nähmlich ein ganz kleines winziges verwachsenes Männlein, der einen großen Stoß Papier unter dem Arm trug und hinterher traten zwei Rathsdiener hinein, die sich sofort als Wachen an der Thüre postirten.

Der Rathsherr grüßte den Deodatus mit ernster Amtsmiene, das Männlein rückte mit Mühe einen Tisch vor das Bett, legte die Papiere darauf, holte ein Schreibzeug aus der Tasche, erkletterte den ebenfalls mit Mühe herangerückten Stuhl und setzte sich in schreibfertige Positur, während der Rathsherr sich auch auf einen Stuhl dicht vor dem Bette niedergelassen hatte und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

Deodatus wartete ungeduldig, was aus dem allem nun endlich werden sollte. Endlich begann der Rathsherr pathetisch: „Mein Herr Haberland oder mein Herr Schwendy, denn Sie mein Herr, der Sie da vor mir im Bette liegen, belieben zwei diverse Namen zu führen, unerachtet das ein Luxus ist, den keine tüchtige Obrigkeit dulden darf. — Nun! — ich hoffe, Sie werden, da der hochweise Rath schon von Allem auf das genaueste unterrichtet ist, nicht durch unnütze Lügen, Ränke und Schwänke ihren Arrest verzögern. Denn arretirt sind sie in diesem Augenblick, wie sie aus der Postirung jener treuen ehrlichen Rathswächter mit mehrerem ersehen werden.“

Deodatus fragte verwundert, welches Verbrechens man ihn denn anklage, und welches Recht man habe, ihn als durchreisenden Fremden zu verhaften.

Da hielt ihm aber der Rathsherr vor, daß er wider das erst neuerdings emanirte Duell-Mandat des gnädigsten Herrn Fürsten auf das schrecklichste gesündigt, indem er sich wirklich im Walde duellirt, welches denn schon

die Pistolen, die man in seiner Rocktasche gefunden, hinlänglich bewiesen. Er möge daher nur ohne weiteres den frechen Mitduellanten, so wie die etwanigen Sekundanten nennen und hübsch erzählen, wie sich alles begeben von Anfang an.

Dagegen versicherte nun Deodatus sehr ruhig und fest, daß hier nicht von einem Duell, sondern von einem meuchelmörderischen Angriff auf seine Person die Rede. Ein Ereigniß, das ihm selbst unerklärlich, und das einem hochweisen Rath noch viel unerklärlicher seyn werde, habe ihn ganz ohne seinen vorbedachten Willen in den Wald geführt. Die gefährliche Drohung eines ihm ganz unbekannten Verfolgers, sey die Ursache, warum er sich bewaffnet und der hochweise Rath würde viel besser thun, seine Pflicht für Ruhe und Ordnung zu sorgen, viel besser erfüllen, wenn er, statt auf eine grundlose Vermuthung hin Arrest und Untersuchung zu verfügen, jenem Meuchelmörder nachforschte.

Dabei blieb Deodatus stehen, unerachtet der Rathsherr noch hin und her fragte und bezog, als dieser mehr von seinen Lebensverhältnissen wissen wollte, sich lediglich auf seinen

Paß, der, so lange nicht ein gegründeter Verdacht der Falschheit vorhanden, dem hochweisen Rath genügen müsse.

Der Rathsherr wischte sich den Angstschweis von der Stirne. Der Kleine hatte schon einmal übers andre den grandiosen Gänsekiel in das Tintenfäßlein getunkt und wieder ausgespritzt, schreibbegehrliche Blicke auf den Rathsherrn werfend. Der schien aber vergebens nach Worten zu trachten. Da schrieb der kleine Keck und las mit krächzender Stimme:

„Aktum Hohenflüh den — Auf Befehl eines hiesigen hochweisen Raths hatte sich der unterschriebene Deputirte“ —

„Recht,“ rief der Rathsherr, „recht liebster Droßelkopf, recht himmlischer Aktuar, der unterschriebene Deputirte hatte sich — der unterschriebene Deputirte — das bin ich — ich hatte mich“ —

Es war im Rath des Himmels beschlossen, daß der unterschriebene Deputirte sein Werk nicht vollenden, nicht unterschreiben, Deodatus vielmehr von dem unseligen Zuspruch befreit werden sollte.

Hinein trat nähmlich ein Offizier von der Leibgarde des Fürsten in Begleitung des Wirths, den er, als er Deodatus erblickte, fragte, ob das wirklich der junge Mann sey, der im Walde verwundet worden. Als der Wirth es bejaht, näherte sich der Offizier dem Lager des Deodatus und erklärte mit bescheidner Artigkeit, daß er Befehl habe, den Herrn George Haberland sogleich zum Fürsten nach Sonsitz zu bringen. Er hoffe, daß sein Zustand kein Hinderniß in den Weg legen würde; übrigens seyen alle Vorkehrungen getroffen, daß die Fahrt ihm durchaus nicht nachtheilig seyn könne, und werde auch übrigens der Leibchirurgus des Fürsten beständig an seiner Seite seyn.

Der Rathsherr auf einmal des Auftrags enthoben, der ihm Angstschweis ausgepreßt, näherte sich, vollen Sonnenschein im Antlitz, dem Offizier und fragte mit submisser Verbeugung, ob er vielleicht den Arrestanten schließen lassen solle, größerer Sicherheit halber. Der Offizier blickte ihn aber ganz verwundert an und fragte dann seiner Seits, ob der gestrenge Herr Rathsherr wahnsinnig sey, was er denn für

einen Arreſtanten meine? Der Fürſt wolle den Herrn Haberland ſelbſt ſprechen, um alle Umſtände eines Ereigniſſes zu erfahren, das ſeinen Zorn gereizt. Nicht begreifen könne der Fürſt, wie in ſeinem Lande und vorzüglich ganz in der Nähe von Hohenflüh noch ein verruchter Meuchelmörder ſein Weſen treiben dürfe, und werde deshalb die Obrigkeit, der die Sorge für die Sicherheit der Bürger obliege, zur ſchweren Verantwortung ziehen.

Man kann denken, wie dies dem dicken Rathsherrn in alle Glieder fuhr, der kleine Schreiber purzelte aber ſo fort vom Stuhle herab und wimmerte unten: er ſey nichts als ein armer höchſt unglücklicher Aktuarius, dem es ganz ſchrecklich ergangen ſeyn würde, wenn er jemals die Zweifel laut werden laſſen, die er ſchon längſt gegen die Weisheit des hochweiſen Raths im Innern gehegt. —

Deodatus betheuerte, um jedem Irrthum vorzubeugen, daß er nicht der Mahler Haberland ſey, mit dem er nur große Ähnlichkeit haben müſſe, vielmehr wie er hinlänglich auf

die glaubhafteste Art nachweisen könne, Deodatus Schwendy heiße und aus der Schweiz hergereiset sey. Der Offizier versicherte dagegen, daß es hier auf den Namen gar nicht ankomme, da der Fürst nur eben den jungen Mann zu sprechen verlange, der im Walde verwundet worden. Nun erklärte Deodatus, daß er denn in jedem Fall der sey, den der Fürst gemeint und daß er, da die Wunde nicht im mindesten bedeutend, sich stark genug fühle, mitzugehen nach Sonsitz. Der Leibchirurgus des Fürsten bestätigte dies, Deodatus wurde sogleich in den bequemsten Reisewagen des Fürsten gepackt und fort ging es nach Sonsitz.

Ganz Hohenflüh war in Bewegung, als Deodatus durch die Straßen fuhr und des Verwunderns kein Ende, da es unerhört, daß der Fürst einen Fremden nach Sonsitz holen lassen. Eben so, ja noch mehr verwunderten sich aber die Hohenflüher als sie die beiden seit vielen Jahren tödtlich entzweiten Gevattern und Wirthe zum goldnen Bock und zum silbernen Lamm erblickten, wie sie mitten auf der Straße, auf dem sogenannten breiten Stein freundlich mit

einander konversirten, ja zutraulich sich in die Ohren zischelten.

Der geneigte Leser weiß bereits, wodurch der goldne Bock und das silberne Lamm versöhnt wurden, einen noch wirkungsvolleren Grund dieser augenblicklichen Versöhnung fanden beide aber jetzt in der gemeinschaftlichen brennenden, verzehrenden Neugierde, wer wohl der Fremde seyn könne, dem das Außerordentlichste geschehn. —

Fünftes Kapitel.

Auf den Schwingen des Sturms war das tobende Gewitter schnell entflohn über die Berge und nur noch aus weiter Ferne zürnte murmelnd der Donner. Die sinkende Sonne blickte feurig durch die dunklen Büsche, die tausend blinkende Krystalltropfen abschüttelnd sich wollüstig badeten in den Wogen der lauen Abendluft. — Auf einem von babylonischen Weiden umschlossenen Platz in jenem Park bei Sonsig, den der geneigte Leser schon kennt, stand der Fürst mit über einander geschlagenen Armen

wie eingewurzelt und blickte hinauf in das Azur des wolkenlosen Himmels, als wolle er verschwundene Hoffnungen, ein in Gram und Schmerz verlornes Leben herab erflehen. — Da wurde in dem Gebüsch der Gardeoffizier sichtbar, den der Fürst nach Hohenflüh geschickt. Ungeduldig winkte er ihn heran und befahl den jungen Menschen, dessen Ankunft der Offizier ihm meldete, sogleich vor ihn zu bringen und sollte man sich dazu eines Tragsessels bedienen. — Es geschah wie der Fürst geboten.

So wie der Fürst den Deodatus ins Auge faßte, schien er auf das heftigste bewegt, unwillkührlich entflohen ihm die Worte: „O Gott! — meine Ahnung! — ja — er ist es!“

Deodatus erhob sich langsam und wollte sich dem Fürsten nähern in ehrfurchtsvoller Stellung. „Bleiben Sie“ — rief der Fürst, „bleiben Sie, Sie sind schwach, ermattet, ihre Wunde ist vielleicht gefährlicher als Sie glauben — meine Neugierde soll Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn. — Man bringe zwei Lehnsessel.“ —

Alles dieses sprach der Fürst mit halber

Stimme, abgebrochen, man merkte, daß er mit Gewalt des Sturms mächtig werden wollte, der in seinem Innern tobte.

Als die Lehnsessel herbeigebracht, als sich auf Geheiß des Fürsten Deodatus in den einen hineingesetzt, als alles sich schon entfernt hatte, ging der Fürst noch immer mit starken Schritten auf und ab. Dann blieb er vor Deodatus stehen und in dem Blick, mit dem er ihn anschaute, lag der lebendigste Ausdruck des herzzerreißendsten Schmerzes, der tiefsten Wehmuth, dann war es, als ginge alles wieder unter in der Gluth eines schnell auflodernden Zorns. — Eine unsichtbare Macht schien sich feindlich zu erheben zwischen ihm und Deodatus, und voll Entsetzen, ja voll Abscheu prallte er zurück und schritt wieder heftiger auf und ab, indem er nur halbverstohlen hinblickte nach dem Jüngling, dessen Staunen mit jeder Sekunde stieg, der gar nicht wußte, wie sich ein Auftritt enden werde, der ihm die Brust zuschnürte.

Der Fürst schien sich an Deodatus Anblick gewöhnen zu müssen, er rückte endlich den Lehnsessel halb abwärts von Deodatus und ließ sich

ganz erschöpft darauf nieder. Dann sprach er mit gedämpfter, beinahe weicher Stimme: „Sie sind fremd, mein Herr, Sie betraten als Reisender mein Land. — Was gehen den fremden Fürsten, dessen Ländchen ich durchreise, meine Lebensverhältnisse an? So können Sie fragen — aber Ihnen selbst unbekannt, gibt es vielleicht gewisse Verhältnisse, gewisse geheimnißvolle Beziehungen — doch — genug. — Nehmen Sie mein fürstliches Wort, daß mich nicht leere kindische Neugierde treibt, auch sonst keine unlautere Absicht, aber — ich will, ich muß Alles wissen!“

Die letzten Worte sprach der Fürst im Zorn entflammt heftig auffahrend von dem Lehnsessel. Doch bald sich besinnend, sich zusammenfassend, ließ er sich aufs neue nieder und sprach so weich wie vorher: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen, junger Mann, verschweigen Sie mir keines Ihrer Lebensverhältnisse, sagen Sie mir insbesondere, woher und wie Sie nach Hohenflüh kamen, in welcher Art, das was Ihnen in Hohenflüh begegnete, mit früheren Ereignissen in Bezug stand. Vorzüglich wünschte

ich genau zu wissen, wie es mit der weisen Frau" —

Der Fürst stockte, dann fuhr er fort — wie sich selbst beschwichtigend: „Es ist tolles, wahnsinniges Zeug — aber eine Ausgeburt der Hölle ist dies Blendwerk oder — nun — sprechen Sie, junger Mann, sprechen Sie frei, kein Geheimniß, keine Lü" —

Eben wollte der Fürst wieder heftig auffahren, er besann sich schnell und sprach das Wort nicht aus, das er auf der Zunge hatte.

Aus der tiefen Bewegung, die der Fürst zu unterdrücken sich vergebens mühte, konnte Deodatus wohl abnehmen, daß es sich hier um Geheimnisse handle, in die der Fürst selbst verflochten und die ihm auf diese oder jene Weise bedrohlich seyn müßten.

Deodatus seiner Seits, fand gar keinen Grund, nicht so aufrichtig zu seyn, wie es der Fürst verlangte und begann von seinem Vater, von seinen Knaben- und Jünglingsjahren, von seinem einsamen Aufenthalt in der Schweiz zu erzählen. Er gedachte ferner, wie ihn der Vater nach Hohenflüh geschickt und ihm in ge-

heimnißvollen Worten angedeutet, daß dort der Wendepunkt seines ganzen Lebens eintreten, daß er selbst zu einer That sich angeregt fühlen werde, die über sein Schicksal entscheiden würde. Getreu erzählte er nun weiter alles, was sich mit ihm, mit der weisen Frau, mit dem fremden Grafen in Hohenflüh begeben.

Mehrmals äußerte der Fürst das lebhafteste Erstaunen, ja er fuhr auf, wie im jähen Schreck, als Deodatus die Namen Natalie — Graf Hektor von Zelies nannte.

Deodatus hatte seine Erzählung geendet, der Fürst schwieg mit niedergebeugtem Haupt in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, stürzte los auf Deodatus und rief: „Ha der Verruchte, dieses Herz sollte die Kugel durchbohren, die letzte Hoffnung wollte er tödten, Dich vernichten — Dich mein“ —

Ein Thränenstrom erstickte des Fürsten Worte, er schloß ganz Wehmuth und Schmerz den Deodatus in seine Arme, drückte ihn heftig an seine Brust.

Doch plötzlich prallte wie vorher der Fürst voll Entsetzen zurück und rief, indem er die

geballte Faust emporstreckte: „Fort, fort Schlange, die sich einnisten will in meiner Brust — fort! Du teuflisches Trugbild, Du sollst meine Hoffnung nicht tödten, Du sollst mir mein Leben nicht verstören!“

Da rief eine ferne, seltsam dumpfe Stimme: „Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“ und krächzend flatterte ein schwarzer Rabe auf und hinein ins Gedüsch.

Sinnlos stürzte der Fürst zu Boden. Deodatus zu schwach ihm beizustehen, rief laut um Hülfe. Der Leibarzt fand den Fürsten vom Schlage getroffen und in dem bedenklichsten Zustande. Deodatus wußte selbst nicht, welches unnennbar schmerzhafte Gefühl des tiefsten Mitleids seine Brust durchdrang, er kniete nieder bei der Tragbahre, auf die man den Fürsten gelegt, er küßte seine welk herabgesunkene Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Der Fürst kam zu sich, die wie zum Tode erstarrten Augen hatten wieder Sehkraft. Er erblickte Deodatus, winkte ihm fort und rief mit bebenden Lippen kaum verständlich: „Weg — weg!“ —

Deodatus lief erschüttert von dem Auftritt, der in das Innerste seines Lebens zu dringen schien, fühlte sich der Ohnmacht nahe und auch seinen Zustand fand der Leibarzt so bedenklich, daß es nicht rathsam, ihn zurückzubringen nach Hohenflüh.

Habe auch, meinte der Leibarzt, der Fürst den Willen geäußert, daß der junge Mann sich wegbegeben solle, so könne er doch fürs erste in einem entfernten Flügel des Landhauses untergebracht werden, und es sey gar nicht zu befürchten, daß der Fürst, der wohl in langer Zeit nicht aus dem Zimmer kommen dürfte, seinen Aufenthalt im Landhause erfahren sollte. Deodatus, in der That so erschöpft, daß er keines Willens, keines Widerspruchs fähig, ließ es sich gefallen, im Landhause des Fürsten zu bleiben.

War es schon sonst im Landhause still und traurig, so herrschte jetzt bei der Krankheit des Fürsten das Schweigen des Grabes und Deodatus gewahrte nur dann, wenn ein Diener ihn mit den nöthigen Bedürfnissen versorgte oder der Wundarzt ihn besuchte, daß noch au-

ßer ihm Menschen im Landhause befindlich. Diese klösterliche Einsamkeit that indessen dem von allen Seiten bestürmten Deodatus wohl und er hielt eben das Landhaus des Fürsten für ein Asyl, in das er sich vor dem bedrohlichen Geheimniß, das ihn umgarnen wolle, gerettet.

Dazu kam, daß durch die schmucklose aber freundliche bequeme Einrichtung der beiden kleinen Zimmer, die er bewohnte, vorzüglich aber durch die herrliche Aussicht, die er genoß, sein Aufenthalt jenen Reiz wohlthuender Behaglichkeit erhielt, der das verdüstertste Gemüth aufzuheitern vermag. Er übersah den schönsten Theil des Parks, an dessen Ende auf einem Hügel die malerischen Ruinen eines alten Schlosses lagen. Hinter diesen stiegen die blauen Spitzen des fernen Gebirges empor. —

Deodatus nutzte sogleich die Zeit, als er ruhiger geworden und als ihm der Wundarzt dergleichen Beschäftigung erlaubte, um seinem alten Vater alles ausführlich zu schreiben, was sich alles mit ihm begeben bis zum letzten Augenblick. Er beschwor ihn, nicht länger zu

ſchweigen über das, was ihm in Hohenflüh bevorgeſtanden und ihn ſo in den Stand zu ſetzen, ſeine eigne Lage ganz zu überſehen und ſich gegen die Argliſt unbekannter Feinde zu rüſten. —

Von dem alten verfallenen Schloß, deſſen Ruinen Deodatus aus ſeinen Fenſtern erblickte, ſtand noch ein kleiner Theil des Hauptgebäudes ziemlich unverſehrt da. Dieſer Theil ſchloß ſich mit einem herausgebauten Erker, der, da an der andern Seite die Hauptmauer eingeſtürzt, frei und luftig heraushing wie ein Schwalbenneſt. Eben dieſer Erker war, wie ſich Deodatus durch ein Fernrohr überzeugte, mit Geſträuch, das ſich aus den Mauerritzen hervorgedrängt, bewachſen und eben dieſes Geſträuch bildete ein Laubdach, welches ſich ganz hübſch ausnahm. Deodatus meinte, daß es dort recht wohnlich ſeyn müſſe, wiewohl jetzt es unmöglich ſchien, hinaufzugelangen, da die Treppen eingeſtürzt. Um ſo mehr mußte daher Deodatus erſtaunen, als er in einer Nacht, da er noch zum Fenſter hinausſchaute, ganz deutlich ein Licht in jenem Erker bemerkte, das erſt nach einer Stunde wieder verſchwand. Nicht

allein in dieser, sondern auch in den folgenden Nächten gewahrte Deodatus das Licht und man kann denken, daß der in unerklärliche Geheimnisse verflochtene Jüngling auch hier wieder ein verhängnißvolles Abenteuer vermuthete.

Er theilte seine Beobachtung dem Wundarzte mit, der meinte aber, das Erscheinen des Lichts in dem Erker könne seinen natürlichen einfachen Grund haben: Eben in dem unversehrten Theil des Hauptgebäudes und zwar im Erdgeschoß, wären einige Zimmer für den Förster eingerichtet, der die Aufsicht habe über den fürstlichen Park, könne nun, wie er sich bei dem Beschauen der Ruinen oftmals überzeugt, auch nicht wohl oder wenigstens nicht ohne Gefahr der Erker bestiegen werden, so sey es doch möglich, daß vielleicht die Jägerbursche das Schwalbennest dort oben erklettert, um ihr Wesen ungestört zu treiben.

Deodatus war mit dieser Erklärung durchaus nicht zufrieden, er ahnte lebhaft irgend ein Abenteuer, das sich in den Ruinen des Schlosses verborgen.

Der Arzt verstattete ihm endlich, in der

Dämmerung den Park zu durchwandern, wobei er aber mit Behutsamkeit jeden Ort vermeiden mußte, der aus den Fenstern des Zimmers, in dem der kranke Fürst befindlich, übersehen werden konnte. Der Fürst war nähmlich so weit hergestellt, daß er am Fenster zu sitzen und hinauszuschauen vermochte, seinem Scharfblick wäre Deodatus nicht entgangen und fort hätte dieser müssen ohne Widerrede. Wenigstens glaubte der Leibarzt bei der Art, wie der Fürst damals mit dem Ausdruck des Abscheues den Jüngling von sich fortrückte, dies voraussetzen zu müssen.

Deodatus wanderte, als ihm der Arzt Freiheit gegeben, sogleich nach dem verfallnen Schloß. Er traf auf den Förster, der über seine Erscheinung sehr verwundert that und, als Deodatus ihm des breiteren sagte, wie er hergekommen und wie sich dann alles begeben, ganz unverholen meinte, daß die Herren, die ihn ohne Vorwissen des Fürsten einquartirt hätten ins Landhaus, ein gewagtes Spiel spielten. Erführe nähmlich der Fürst etwas davon, so könne es seyn, daß er fürs erste den jun-

gen Herrn zum Tempel hinauswerfen ließe und alle seine Beschützer hinterher.

Deodatus wünschte den innern, noch unversehrten Theil des Schlosses zu sehen, der Förster versicherte dagegen trocken, daß dies nicht wohl angehe, da jeden Augenblick irgend eine morsche Decke oder sonst ein Stück Mauer einstürzen könne, überdem sey aber die Treppe so verfallen, daß kein sichrer Tritt möglich und man jeden Augenblick Gefahr laufe, den Hals zu brechen. Als nun aber Deodatus dem Förster bemerkte, daß er oftmals Licht im Erker erblickte, da entgegnete dieser im groben barschen Ton, daß das ein einfältiger Irrthum seyn müsse und daß der junge Herr auch übrigens wohl thun werde, sich um nichts anderes zu kümmern, als um sich selbst und auch nicht auf Beobachtungen auszugehen. Er könne dem Himmel danken, daß er, der Förster, Mitleiden mit ihm habe und nicht gleich hinginge und dem Fürsten rein herausſage, wie man gegen seinen strengsten Befehl gehandelt.

Deodatus gewahrte wohl, daß der Förster unter dieser Grobheit ein gewisses verlegenes

Wesen zu verstecken sich mühte. Bestätigt fand aber Deodatus die Vermuthung, daß ein Geheimniß hier verborgen, als er, über den Schloßhof schreitend, in einem ziemlich verborgenen Winkel des Gemäuers eine schmale hölzerne Freitreppe gewahrte, die neuerbaut und eben in den obern Stock des Hauptgebäudes zu führen schien.

Sechstes Kapitel.

Des Fürsten Krankheit, die immer bedenklicher wurde, erregte nicht geringe Bestürzung, nicht geringe Besorgniß. Schon früher erfuhr nähmlich der geneigte Leser, daß die Gemahlinn des Fürsten nebst dem Kinde, das sie geboren, auf unbegreifliche Weise verschwand. Der Fürst war daher ohne Erben und sein Nachfolger auf dem Thron ein jüngerer Bruder, der sich durch sein übermüthiges Betragen, durch lasterhafte Neigungen jeder Art, denen er auf freche Weise fröhnte, dem Hof und dem Volk verhaßt gemacht hatte. Ein dumpfes Gerücht klagte ihn des frevenlichsten Verraths an dem Fürsten an

und fand darin die Ursache, daß er sich aus dem Lande entfernen müssen, ohne daß jemand seinen jetzigen verborgenen Aufenthalt kannte.

Die Hohenflüher zerbrachen sich weidlich die Köpfe, wie es denn nun gehen würde, wenn der Fürst gestorben. Sie zitterten vor dem tirannischen Bruder und wünschten, er läge, wie es schon einmal geheissen, wirklich in dem tiefen Grunde des Meers.

An der Wirthstafel im goldnen Bock war nun eben von diesen Dingen stark die Rede, jeder sagte seine Meinung und der bekannte Rathsherr urtheilte, ein hochweiser Rath könne ja bei der Regierung der Stadt auch ein wenig die Regierung des Landes mit übernehmen, bis sich das weitere finde. Ein alter Mann, der in sich gekehrt, so lange geschwiegen, sprach nun mit dem Ton der tiefsten Rührung: „Welch ein herbes Ungemach trifft unser armes Land; den besten Fürsten erfaßt irgend ein unerhörtes Verhängniß und raubt ihm alles Lebensglück, alle Ruhe der Seele, bis er dem entsetzlichen Schmerz erliegt! Wir haben von dem Nachfolger alles zu fürchten und der einzige Mann,

der feststehen, wie ein Fels im Meer, der unser Hort, unser Heil seyn würde, dieser einzige Mann ist dahin!“ —

Jeder wußte, daß der Alte keinen andern meinte, als den Grafen von Törny, der bald, nach dem die Fürstinn verschwunden, sich vom Hofe entfernte.

Graf Törny war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Mit dem schärfsten Verstande, mit der freien Genialität, die den festen Takt gibt, nur das Richtige zu wollen und die Kraft es zu vollbringen verband er das edelste Gemüth, den regsten Sinn für alles Gute und Schöne. Er war der Beschützer des Unterdrückten, der rastlose Verfolger des Unterdrückers. So mußte es kommen, daß der Graf nicht allein die Liebe des Fürsten sondern auch die Liebe des Volks gewann und nur ein sehr kleiner Theil wagte es, dem Gerücht Glauben beizumessen, das ihm als schuldbar darstellte und das, man wußte es, der Bruder des Fürsten, der den Grafen in der tiefsten Seele haßte, auszustreuen sich bemüht hatte. —

Mit einem Munde rief alles an der Wirths-

tafel: „Graf Törny! — unser edler Graf Törny! O wäre er noch bei uns in dieser Zeit der Bedrängniß!“ —

Man trank auf des Grafen Wohl. Wurde nun weiter von des Fürsten bedenklicher Krankheit gesprochen, die ihn in das Grab bringen könne, so war es natürlich, daß man des jungen Mannes gedachte, in dessen Gegenwart den Fürsten der böse Zufall getroffen hatte.

Der kluge Rathsherr witterte die abscheulichsten Dinge. Es sey gewiß, meinte er, daß der junge Mensch, der thöricht genug gewesen, den hochweisen Rath durch zwei diverse Namen über seine Person täuschen zu wollen, ein Spitzbube im höhern Styl gewesen, der Arges im Sinn getragen.

Nicht umsonst habe der Fürst ihn nach Sonsitz und heraus nach dem Landhause bringen lassen, um ihn selbst über allerlei höllische Anschläge zu befragen, und die Artigkeit des Offiziers, der bequeme Wagen, der Leibarzt, alles sey nur Maske gewesen, um den Verbrecher lustig zu erhalten und guter Dinge, damit er alles gleich gestehe. Gewiß würde es

dem Fürſten gelungen ſeyn, alles heraus zu bringen, wenn ihm nicht die kalte naſſe Abendluft den Schlagfluß zugezogen und der junge Menſch nicht die Verwirrung benutzt hätte, um ſchnell zu entfliehen. Er wünſchte nur, daß der Taugenichts ſich wieder ſehen laſſe in Hohenflüh, da ſolle er nicht zum zweiten Mal der Gerechtigkeit des hochweiſen Raths entrinnen. — Eben hatte der Rathsherr dieß geſprochen, als der junge Mann, von dem die Rede, hereintrat, ſtillſchweigend und ernſt die Geſellſchaft grüßte und ſich an die Tafel ſetzte.

„Schönſtens willkommen, beſter Herr Haberland,“ ſprach der Wirth, der des Rathsherrn böſe Meinung gar nicht theilen konnte, „ſchönſtens willkommen! — Nun! — Sie dürfen gewiß keine Scheu tragen, ſich in Hohenflüh ſehen zu laſſen?“ Der junge Mann ſchien über des Wirths Anrede ſehr befremdet, da ſetzte ſich der kleine dicke Rathsherr in Poſitur und begann ſehr pathetiſch: „Mein Herr, ich erkläre Ihnen hiermit“ — da faßte ihn aber der junge Mann mit einem ſcharfen durchdringenden Blick ſo feſt ins Auge, daß er verſtummte und un-

willkührlich mit einer Verbeugung hinausstotterte: „Ganz gehorsamster Diener!“ —

Vielleicht hat der geneigte Leser auch schon die Bemerkung gemacht, daß es Leute gibt, die, faßt man sie scharf ins Auge, sogleich wie im Gefühl schuldiger Demuth, zu grüßen pflegen.

Der junge Mann aß und trank nun, ohne ein Wort zu reden. Auf der ganzen Gesellschaft lag ein schwüles erwartungsvolles Stillschweigen.

Der Alte, der vorhin gesprochen, redete endlich den jungen Menschen an, indem er ihn fragte, ob die Brustwunde, die er im Walde bei Hohenflüh erhalten, schon wieder ganz geheilt sey. Der junge Mann erwiederte, daß man sich in seiner Person irren müsse, da er nie in der Brust verwundet worden.

„Ich verstehe,“ fuhr der alte Mann, schlau lächelnd fort, „ich verstehe, Herr Haberland, Sie sind wieder völlig hergestellt und wollen von dem unangenehmen Vorfall nicht ferner reden. — Aber da Sie gegenwärtig waren, als unsern guten Fürsten der Schlag traf, so werden Sie uns am besten sagen können, wie sich

alles begab und was man von dem Zustande des Fürsten zu hoffen oder zu fürchten hat.“

Der junge Mensch erwiederte, daß derselbe Irrthum auch hier im Spiele seyn müsse, da er nie in Sonsitz gewesen, nie den Fürsten Remigius gesehen habe. Indessen sey ihm die Krankheit des Fürsten bekannt geworden und er wünsche Näheres darüber zu erfahren.

„Vielleicht,“ meinte der Alte, „wolle oder dürfe der Herr Haberland von seinem Aufenthalt bei dem Fürsten nicht viel sprechen, vielleicht habe auch das Gerücht vieles von dem entstellt, was sich in Sonsitz begeben, so viel sey aber gewiß, daß der Fürst den jungen Mann, der hier verwundet worden und für den er den Herrn Haberland nun einmal halten müsse, nach Sonsitz herausholen lassen und daß ihn bei einem einsamen Gespräch mit diesem jungen Manne im Park der Schlag getroffen. Entfernte Diener hatten auch eine seltsame dumpfe Stimme rufen gehört:“

„Die Hoffnung ist der Tod, das Leben dunkler Mächte grauses Spiel!“

Der junge Mensch seufzte tief auf, wech-

felte die Farbe, alles verrieth die tiefſte innere Bewegung. Er ſtürzte ſchnell einige Gläſer Wein hinunter, beſtellte eine zweite Flaſche und entfernte ſich aus dem Zimmer. Die Tafel war geendet, der junge Menſch kam nicht wieder. Der Portier hatte ihn ſchnell dem Neudorfer Thor zueilen geſehen. Die Bezahlung für das Couvert lag auf dem Teller.

Nun gerieth der Rathsherr in gewaltigen Amtseifer, ſprach von Nachſetzen, Steckbriefen ꝛc. Der Alte erinnerte ihn aber an einen groſſen Vorfall, der ihm, als er bei ähnlichem Anlaß eine unzeitige Thätigkeit bewieſen, eine tüchtige Naſe von der Landesbehörde zugezogen und meinte, es möchte wohl beſſer ſeyn, ſich um den jungen Mann gar nicht weiter zu kümmern und die Sache ruhen zu laſſen.

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte dieſer Meinung bei und der Rathsherr ließ wirklich die Sache ruhen. —

Während ſich dies in Hohenflüh begab, war Haberlands Doppeltgänger, der junge Deodatus Schwendy, in einem neuen Zauberkreis bedrohlicher Abenteuer gerathen.

Mit magiſcher Gewalt hatte es ihn immer hingezogen nach dem verfallenen Schloſſe.

Als er einſt, da es ſchon dämmerte, vor dem geheimnißvollen Erker ſtand und mit einer Sehnſucht, die er ſelbſt nicht zu deuten wußte, hinaufblickte nach den erblindeten Fenſtern, war es ihm, als gewahre er eine weiße Geſtalt und in demſelben Augenblick fiel auch ein Stein zu ſeinen Füßen nieder. Er hob ihn auf und löste das Papier los, mit dem er umwickelt. Er fand folgende Worte mit Bleiſtift kaum leſerlich hingekritzelt:

„Georg! — mein Georg! — iſt es möglich? täuſcht mich nicht mein aufgeregter Sinn? Du hier! — o ihr ewigen Himmelsmächte! — In dieſen verfallenen Mauern liegt der Vater wie im Hinterhalt — ach! nur Böſes brütend! Fliehe, fliehe Georg! ehe des Vaters Zorn Dich erreicht! doch nein — bleibe noch! — Ich muß Dich ſehen — und ein einziger Augenblick ſeliger Wonne, dann fliehen! — bis Mitternacht iſt der Vater abweſend. Komme! — über den Schloßhof — die hölzerne Treppe! doch

nein, es ist nicht möglich. Des Förſters Leute — ſchlafen ſie auch, die wachen Hunde fallen Dich an! Auf der Südſeite ſteht noch eine Treppe, die nach den Zimmern führt, doch iſt ſie morſch und verfallen — Du darfſt es nicht wagen, aber ich komme herab! — O Georg, was vermag alle Argliſt der Hölle gegen ein liebendes Herz. Natalie iſt Dein — Dein auf ewig!“ —

„Sie iſt es,“ rief Deodatus ganz außer ſich, „es iſt kein Zweifel mehr, ja ſie iſt es, der Traum des Knaben, die glühende Sehnſucht des Jünglings! — Hin zu ihr — um ſie nie wieder zu laſſen, aufgehen, lichtvoll aufgehen ſoll des Vaters dunkles Geheimniß! — Aber! — bin ich es denn? — bin ich der George?“ —

Wie ein tödtender Krampf erfaßte den armen Deodatus der Gedanke, daß ja nicht er, daß es jener unbekannte Doppeltgänger ſey, den Natalie liebe, den ſie wiedergefunden zu haben glaube. Und doch, ſo ſprach das glühende Verlangen der Liebe aus dem Innern heraus, und doch, kann nicht eben jener Doppeltgänger

der seyn, der sie täuscht, kann ich nicht der seyn, dem sie angehört, mit dem sie geheimnißvolle Bande verknüpfen? Hin zu ihr! — So wie die Nacht eingebrochen, schlich Deodatus hinaus aus seinen Zimmern. Im Park, unfern des Landhauses hörte er Stimmen flüstern, schnell duckte er sich nieder ins Gebüsch. Da schritten zwei, in Mäntel gehüllte, Männer dicht bei ihm vorüber. „Also,„ sprach der eine, „also noch lange könnte es dauern mit dem Fürsten, meinte heute der Leibarzt? „So ist es, gnädigster Herr,„ erwiederte der andere. „Nun,„ fuhr der erste fort, „so muß man zu andern Mitteln„ — die Worte wurden undeutlich. Deodatus richtete sich in die Höhe, dem Sprechenden fiel der volle Glanz der leuchtenden Mondesstrahlen ins Gesicht, Deodatus erkannte mit Entsetzen den Grafen Hektor von Zelies. —

Erbebend vor dem Gedanken, daß der Hölle schwarze Ausgeburt, daß der Mord hier im Finstern lauere, zu gleicher Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt fortgetrieben von glühender Sehnsucht, von dürstendem Verlangen schlich

Deodatus fort. Im Mondlicht fand er die verfallne Treppe an der Südseite, doch wollte er verzweifeln, als er kaum einige Stufen hinaufgeklettert, die Unmöglichkeit einsah, in der tiefen Finsterniß, die ihn nun umgab, weiter fortzukommen. Doch plötzlich leuchtete ein fernes Licht aus dem innern Gebäude ihm entgegen. Er kletterte nicht ohne Gefahr vollends die Treppe herauf, kam in einen hohen weiten Saal. — In blendendem Liebreiz, in hoher Anmuth stand das holde Wunder seiner Träume vor ihm. „Natalie!„ rief Deodatus und stürzte dem herrlichen Frauenbilde zu Füßen. Doch mit süßem Wohllaut lispelte Natalie: „Mein George!„ und schloß den Jüngling in ihre Arme. Keine Worte — nur Blick, nur Kuß, die Sprache heißer stürmischer Liebesgluth. Da rief Deodatus im Wahnsinn tödtender Angst inbrünstiger Wonne: „Mein — mein bist Du Natalie! — glaube an mein Ich — ich weiß, mein Doppeltgänger hat Dir die Brust zerspalten wollen, aber er traf mich — es war nur eine Kugel, die Wunde ist geheilt und mein Ich lebt. — Natalie, sage mir nur, ob du an

mein Ich glaubeſt, ſonſt erfaßt mich der Tod vor Deinen Augen? — Ich heiße auch nicht George, aber doch bin ich ſelbſt mein Ich und kein anderer.„ —

„Weh mir,„ rief Natalie, ſich aus des Jünglings Armen lotwindend, „George, was ſprichſt Du? — Doch nein, nein! — ein bedrohliches Verhängniß hat Deine Sinne aufgeregt! — Sey ruhig, ſey ganz mein George!„

Natalie breitete die Arme aus und Deodatus umfing ſie, drückte ſie an die Bruſt, indem er laut rief: „Ja Natalie, ich bin es, ich bin der, den Du liebſt. — Wer will es wagen, wer vermag es, mich aus dieſem Himmel voll Seligkeit zu reißen! — Natalie — laß uns fliehen, laß uns fliehen — fort — daß mein Doppeltgänger Dich nicht erreiche — fürchte nichts — es iſt mein Ich, das ihn tödtet!„ —

In dem Augenblick ließen ſich dumpfe Tritte hören und: „Natalie, Natalie!„ erſcholl es durch die hohen Gemächer! —

„Fort,„ rief Natalie, indem ſie den Jüngling nach der Treppe drängte und ihm die Lampe, die ſie mitgebracht, in die Hand gab,

„fort, sonst sind wir verloren, der Vater ist gekommen. — Morgen um diese Zeit, komme wieder, ich werde Dir folgen.„ —

Halb sinnlos kletterte Deodatus die Treppe herab, es war ein Wunder zu nennen, daß er nicht hinstürzte über die verfallenen Stufen. Unten löschte er die Lampe aus und warf sie ins Gebüsch. Kaum war er einige Schritte fortgegangen, als er hinterwärts von zwei Männern gepackt wurde, die mit ihm schnell davon rannten, ihn in den Wagen hoben, der vor dem Gatterthor stand und mit ihm davon fuhren im sausenden Gallopp.

Eine gute Stunde mochte Deodatus gefahren seyn, als der Wagen still hielt im dicksten Walde vor einer Köhlerhütte. Männer mit Fackeln traten aus der Hütte, man bat den Jüngling auszusteigen, er that es. Ein alter stattlicher Herr kam schnell heran und mit dem Ausruf: „Mein Vater!„ stürzte ihm Deodatus an die Brust.

„Aus den Schlingen„ sprach der alte Amadeus Schwendy, „aus den Schlingen der Arglist und Bosheit habe ich Dich gerettet, dem

Morde habe ich Dich entrissen, mein theurer Sohn! Bald enthüllt sich nun das Verborgene, bald tagt nun das herauf, was Du in Deiner Brust nicht zu ahnen vermagst.„ —

Siebentes Kapitel.

Am frühsten Morgen erwachte der Fürst aus tiefem ruhigen Schlummer. Er schien erquickt, die Krankheit gebrochen, mit Ungeduld verlangte er den Leibarzt. Nicht in geringe Verwunderung gerieth dieser, als der Fürst ihm in dem mildesten Ton befahl, den Jüngling, den er, wie er sehr gut wisse, im Landhause verborgen, sogleich zur Stelle zu bringen.

Der Leibarzt wollte sein Verfahren, mit dem Zustande des Jünglings, der Ruhe und die sorgsamste ärztliche Behandlung erfordert, entschuldigen, der Fürst unterbrach ihn aber mit der Versicherung, daß es keiner Entschuldigung bedürfe, da er, der Leibarzt, ihm ohne es zu ahnen, die größte Wohlthat erzeigt. Übrigens sey ihm gestern erst der Aufenthalt des Jünglings durch den Förster verrathen worden. —

Deodatus war nun aber spurlos verschwunden und als der Fürst dieß erfuhr, gerieth er in sichtliche Bewegung. Mit dem schmerzlichsten Ton wiederholte er mehrmals: „Warum entfloh er — warum entfloh er? — Wußte er nicht, daß jede Bethörung weicht im Tode?„ —

Auf Befehl des Fürsten kam der Präsident des Staatsraths, außerdem aber noch der Präsident der obersten Justizkammer mit zwei Räthen. Die Thüren wurden sogleich verschlossen, man konnte vermuthen, daß der Fürst testire.

Am folgenden Morgen verkündete der dumpfe Ton der Glocken den Sonsthern den Tod des Fürsten, der in der Nacht nach einem wiederholten Anfall des Schlags sanft und ruhig entschlummert war.

Der Staatsrath, die obersten Behörden, versammelten sich im Schloß, der letzte Wille des Fürsten sollte eröffnet werden, da man mit Recht vermuthen konnte, daß bei dem Mangel eines Thronfolgers darin Bestimmungen enthalten seyn würden, wie wenigstens augenblicklich die Verwaltung des Staats fortgesetzt werden solle.

Der feierliche Akt sollte beginnen, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, der verschollene jüngere Bruder des Fürsten hineintrat und erklärte, daß er nun als regierender Fürst allein zu gebieten habe und daß jede Verfügung des Fürsten, die des Bruders Rechte auf den Thron auch nur im mindesten schmälern, unwirksam seyn und bleiben müsse. Mit der Eröffnung des Testaments habe es daher Zeit. —

Allen war die unerwartete Erscheinung des Fürsten Isidor ein unerklärliches Räthsel, denn niemand wußte, daß Fürst Isidor, durch das Alter, überdem aber noch durch falsches Haar, durch Schminke entstellt und auf diese Weise unerkannt im Lande hauste, daß er in den letzten Tagen in jenem verfallenen Schloß auf den Tod des Fürsten lauerte.

Gleich, nachdem er das Fürstenthum Reutlingen verlassen, hatte er den Namen eines Grafen Hektor von Zelies angenommen und überhaupt jede Spur, wo er geblieben, geschickt zu vertilgen gewußt. —

Der Präsident des Staatsraths, ein chr-

würdiger Greis, versicherte, dem Fürsten Isidor fest ins Auge blickend, daß, bevor nicht der letzte Wille des Fürsten Remigius eröffnet, er den Bruder nicht für zur Thronfolge berechtigt halten könne. Gewisse Geheimnisse würden vielleicht kund werden und die Dinge sich anders gestalten.

Die letzten Worte sprach der Präsident mit erhöhter starker Stimme und man sah den Fürsten Isidor plötzlich erblassen.

Die Eröffnung des Testaments geschah nun mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten und alle, den Fürsten Isidor ausgenommen, geriethen über den Inhalt in das frohste freudigste Erstaunen. Der Fürst hatte erklärt, wie er erst auf dem Todbette das heillose Unrecht eingesehen, das er der tugendhaften Gemahlinn angethan, die er, auf den bloßen Verdacht der Untreue hin, den ihm ein arglistiger Bösewicht beizubringen gewußt, sammt dem Kinde, das sie ihm geboren, verstoßen und in ein fernes ödes Gränzschloß einsperren lassen, aus dem sie entflohen, ohne daß es möglich gewesen, auch nur die mindeste Spur weiter von ihr zu er-

forſchen. Den Sohn, Dank ſey es der himmliſchen Macht, habe er gefunden, denn die innerſte Überzeugung ſage es ihm, daß der Jüngling, der unter dem Namen Deodatus Schwendy zu ihm gebracht worden, kein anderer ſey, als eben ſein Sohn, den er in ſataniſcher Verblendung von ſich geworfen. Jeden Zweifel, der über die Identität dieſes Jünglings und ſeines Sohnes entſtehen könne, werde der Graf von Törny heben können, der den Sohn gerettet und erzogen und der unter dem Namen Amadeus Schwendy in tiefer Verborgenheit auf einem Landhauſe bei Luzern wohne. — Daß übrigens der böſe Verdacht, den er gehegt gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt ſeines Sohnes durchaus nichts vermögen könne, verſtehe ſich von ſelbſt. — Den Reſt des Teſtaments füllten Ausbrüche der tiefſten Reue, Betheuerungen, daß aller Argwohn vertilgt ſey aus ſeiner Bruſt und an den Sohn und künftigen Herrſcher gerichtete kräftige väterliche Worte.

Fürſt Iſidor ſah ringsumher mit lächelndem Hohn und meinte dann, daß das alles auf einer Viſion des ſterbenden Fürſten beruhen

könne und daß er durchaus nicht geneigt sey, wohlerworbene Rechte wahnsinnigen Phantasien aufzuopfern. Wenigstens sey der vermeintliche Thronerbe nicht da und es werde sehr darauf ankommen, was der Graf von Törny sagen, und wie es ihm gelingen möchte, jene Umstände, die der Fürst angeführt, so glaubhaft ins Klare zu stellen, daß kein Zweifel gegen den Jüngling, der plötzlich als Thronerbe vom Himmel gefallen und der vielleicht ein Abenteurer, aufkommen könne. Zur Zeit werde er daher sogleich den Thron besteigen.

Kaum hatte Fürst Isidor diese Worte gesprochen, als in voller Würde, reich gekleidet, den funkelnden Stern auf der Brust, der alte Amadeus Schwendy oder vielmehr der Graf von Törny hineintrat und an seiner Hand den jungen Menschen führte, der so lange für seinen Sohn Deodatus Schwendy gegolten. Aller Blicke waren auf den Jüngling gerichtet, alle riefen wie aus einem Munde: „Es ist der Fürst, es ist der Fürst!“

Noch waren aber die Wunder des Tages nicht erschöpft, denn so wie Graf Törny die

Lippen geöffnet zum sprechen, so unterbrach ihn der Jubel des Volks, der sich unten auf der Straße vernehmen ließ. „Es lebe die Fürstinn — es lebe die Fürstinn!“ so tönte es herauf, und bald trat eine hohe majestätische Frau in den Saal, der ein Jüngling folgte.

„Ist es möglich,“ rief der Graf von Törny ganz außer sich, „ist es kein Traum? — die Fürstinn — ja es ist die Fürstinn, die wir verloren glaubten! — Glückseliger Tag, segensreicher Augenblick, Mutter, Sohn, sie sind gefunden!“ — So rief die ganze Versammlung.

„Ja,“ sprach die Fürstinn, „ja, der Tod eines unglücklichen Gemahls gibt Euch, Ihr Treuergebenen, Eure Fürstinn wieder, doch noch mehr! erblickt den Sohn, den sie gebar, erblickt Euern Fürsten, Euern Landesherrn!“

Damit führte sie den Jüngling, der ihr gefolgt mitten in den Saal. Ihm trat rasch der Jüngling, der mit dem Grafen von Törny gekommen, entgegen und beide, sich nicht nur gleichend? nein, einer des andern Doppeltgänger in Antlitz, Wuchs, Gebehrde ꝛc. blieben

vor Entsetzen erstarrt in den Boden festgewurzelt stehen! — —

Es möchte hier der Ort seyn, dem geneigten Leser zu sagen, wie sich alles begab am Hofe des Fürsten Remigius.

Fürst Remigius war mit dem Grafen von Törny aufgewachsen, beide sich gleich an hohem Geist und edlem Gemüth fühlten sich eng verkettet und so geschah es, daß, als der Fürst den Thron bestieg, der Freund, den er innig im Herzen trug, den er nicht lassen konnte, der erste nach ihm wurde im Staat. Daß der Graf sich in seiner Stellung überall Vertrauen und Liebe gewann, hat der geneigte Leser bereits erfahren.

Beide, der Fürst und Graf von Törny waren, als sie einen benachbarten Hof besuchten, zu gleicher Zeit in Liebe gekommen und der Zufall wollte, daß Prinzessinn Angela, welche der Fürst, und Gräfinn Pauline, die der Graf gewählt, eben so von Kindheit an in Lieb' und Freundschaft verbunden waren, als sie selbst. Sie feierten beide ihre Vermählung an einem und demselben Tage und nichts in der Welt

schien ein Glück verstören zu können, das in ihrem tiefen Innern begründet.

Ein dunkles Verhängniß wollte es anders! —

Je länger die Fürstinn den Grafen Törny sah, je mehr sich ihr sein ganzes inneres Wesen glanzvoll entfaltete, desto stärker, desto wunderbarer fühlte sie sich hingezogen zu dem herrlichen Mann. Die reinste Himmelstugend, die vorwurffreieste Treue selbst, gewahrte die Fürstinn endlich mit Entsetzen, daß die flammendste Liebesgluth sie verzehre. Sie dachte, sie empfand nur ihn, Todesöde war in ihrer Brust, wenn sie ihn nicht sah, alle Wonnen des Himmels stiegen herab, wenn er kam, wenn er sprach! — Trennung, Flucht war nicht möglich und doch der furchtbare Zustand, in dem sie mit der glühendsten Leidenschaft, mit den qualvollsten Vorwürfen rang, nicht zu ertragen. Es schien oft, als wolle sie ihre Liebe und mit dieser ihr Leben aushauchen in den Busen der Freundinn. Krampfhaft schloß sie in Thränen gebadet die Gräfinn in die Arme und sprach mit herzzerschneidendem Ton: „Du

Selige, Dir glänzt ein Paradies, aber meine Hoffnung ist der Tod!“ —

Die Gräfinn, weit entfernt zu ahnen, was im Innern der Fürstinn vorging, fühlte sich doch von dem namenlosen Schmerz der Fürstinn so tief ergriffen, daß sie mit ihr klagte und weinte und sich auch den Tod wünschte, so daß der Graf über die plötzliche Melancholie der sonst heitern unbefangenen Frau nicht wenig in Verlegenheit gerieth.

An beiden, an der Fürstinn und an der Gräfinn, hatte man schon in ihrer früheren Jugend zu Zeiten eine an Hysterismus gränzende Überspannung bemerkt, mit so größerem Recht glaubten daher die Ärzte, alle seltsamen Ausbrüche eines krankhaften Überreitzes, die vorzüglich bei der Fürstinn jedem Beobachter auffallen mußten, dem Zustande zuschreiben zu müssen, in dem sich beide Frauen befanden. Beide waren in guter Hoffnung.

Ein seltnes Spiel des Zufalls — oder mag es ein wunderbares Verhängniß genannt werden — fügte es, daß beide, die Fürstinn und

die Gräfinn in derselben Stunde, ja in demselben Augenblick von Söhnen entbunden wurden. — Noch mehr! Mit jeder Woche, mit jedem Tage offenbarte sich deutlicher eine solche Ähnlichkeit, ja eine solche völlige Gleichheit beider Kinder, daß es ganz unmöglich, sie von einander zu unterscheiden. Beide trugen in ihren kindischen Gesichtern aber schon deutlich die Züge des Grafen von Törny. Konnte hier noch ein Irrthum, eine Täuschung statt finden, so entschied der ganz ausgezeichnete Bau des Schädels so wie ein kleines, wie die Mondessichel geformtes Mahl auf der linken Schläfe jene Ähnlichkeit ganz und gar.

Das feindliche Mißtrauen, der böse Argwohn, der jederzeit in einem verderbten Herzen zu wohnen pflegt, hatte dem Fürsten Isidor das Geheimniß der Fürstinn verrathen. Er war bemüht gewesen, das Gift dem Fürsten einzuflößen, das er gesogen, doch der Fürst wies ihn mit Verachtung zurück. Jetzt war der Zeitpunkt da, der dem Fürsten Isidor gelegen schien, seinen Angriff auf den Grafen Törny und auf die Fürstinn, die er beide tödtlich haßte, da sie

überall seiner bösen Einwirkung entgegenstanden, zu erneuern.

Der Fürst wankte, doch nimmermehr hätte jene bloße Ähnlichkeit des Kindes mit dem Grafen Törny den Fürsten zu irgend einem entsetzlichen Entschluß gebracht, hätte das Betragen der Fürstinn nicht den Ausschlag gegeben.

Keine Ruhe fand die Fürstinn, wie von dem tiefsten Schmerz, ja von namenloser Qual zerrissen, durchjammerte sie die Tage, die Nächte. Bald bedeckte sie das Kind mit den zärtlichsten Küssen, bald gab sie es mit abgewandtem Gesicht, mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus zurück. „Gerechter Gott, so hart strafst du das Verbrechen!“ diesen Ausruf der Fürstinn hatten mehrere gehört und auf nichts anders konnte dies deuten, als auf eine verbrecherische That, der nun die bitterste Reue folgte.

Mehrere Monate vergingen, endlich kam der Fürst zum Entschluß. In der Nacht ließ er Mutter und Kind nach einem öden entfernten Gränzschloß bringen und verwies den Grafen Törny vom Hofe. Aber auch der Bruder, dessen Anblick dem Fürsten unerträglich, mußte fort. —

Nur der Geiſt hatte geſündigt, irdiſche Begierde keinen Theil daran, feſt ſtand die Treue, aber auch jene Sünde des Geiſtes galt der Fürſtinn als ein ſtrafwürdiges Verbrechen, das nur die tiefſte Reue zu ſühnen vermochte.

Der Aufenthalt in dem öden Schloſſe, die ſtrenge Bewachung, alles trug dazu bei, den krampfhaften Zuſtand, in dem ſich die Fürſtinn befand, beinahe bis zum Wahnſinne zu ſteigern.

Da begab es ſich, daß eines Tages mit Spiel und Geſang ein Zigeunertrupp daher zog und ſich hinlagerte dicht vor den Mauern des Schloſſes.

Der Fürſtinn war es, als fielen plötzlich dichte Schleier und ſie vermöge hinauszublicken in ein helles buntes Leben. Eine unausſprechliche Sehnſucht erfaßte ihre Bruſt. — „Hinaus — hinaus ins Freie! — Nehmt mich auf — nehmt mich auf!“ — ſo rief ſie, indem ſie die Arme ausſtreckte durch das geöffnete Fenſter. Ein Zigeunerweib ſchien ſie zu verſtehen, denn freundlich winkte ſie ihr zu, und blitzſchnell hatte ein Zigeunerbube die Mauer erklettert. Die Fürſtinn nahm ihr Kind, rannte

herab, die Pforte war offen, der Zigeunerbube schaffte geschickt das Kind herüber. Trostlos stand die Fürstinn vor der Mauer, die sie nicht zu erklettern vermochte. Doch alsbald senkte sich eine Strickleiter herab, wenige Sekunden und sie war in Freiheit. —

Mit Jubel empfing sie die Zigeunerhorde, die ihrem Glauben gemäß in der vornehmen Frau, die dem Gefängnisse entflohen, einen Glücksstern fanden, der ihnen aufgegangen. „Hoho," sprach ein altes Zigeunerweib, „seht ihr denn nicht, wie die Fürsten Kron' auf ihrem Haupte funkelt? — solch ein Glanz kann nie verbleichen."

Das wilde nomadische Herumstreifen der Zigeuner, ihr Treiben dunkler Wissenschaft, geheimnißvoller Kunst war der Fürstinn wohlthätig, denn indem ihre, beinahe bis zum wirklichen Wahnsinn gesteigerte Überspannung frei ins Leben treten konnte, wurde sie versöhnt mit dem Leben. Das Kind wußten die Zigeuner geschickt unterzubringen bei einem alten frommen Landpriester. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß es die Fürstinn war, die, als sie zu-

higer geworden und des wilden Lebens satt, sich von der Horde getrennt hatte, auftrat als weise Frau mit dem Raben u. s. w. und eben so ist es nun erklärt, warum Fürst Isidor den Maler Georg Haberland und den jungen Deodatus Schwendy für eine und dieselbe Person und zwar für den jungen Fürsten haltend, sich den auf jede Weise vom Halse zu schaffen suchte, der allein ihm jede Hoffnung auf den Thron vereiteln konnte.

Wunderbar ist es, daß beide, Haberland und Schwendy, das geliebte Wesen längst träumten, das ihnen dann in vollem Leben entgegentrat; wunderbar, daß eben dieses Wesen Natalie, die Tochter des Fürsten Isidors war, welche beide, der Graf von Törny und die Fürstinn als auserwählt ansahen, in der Verbindung mit dem Fürsten das dunkle Verhängniß, das bis dahin gewaltet, aufzuhalten, daß beide daher alle Mittel, die ihnen zu Gebothe standen aufbietend, dahin strebten, ein Paar zu vereinen, welches, wie sie wähnten, eine geheimnißvolle Verkettung der Dinge für einander bestimmt hatte.

Man weiß, wie nun alle Pläne scheiterten, weil die Doppeltgänger auf ihren Wegen sich durchkreuzten, man weiß auch, wie, als der Fürst tödtlich erkrankt, sich alle die, welche sein Gebot vertrieben hatte, sich wieder sammelten in seiner Nähe.

Achtes Kapitel.

Also! — vor Entsetzen erstarrt, in den Boden festgewurzelt standen die beiden Doppeltgänger sich gegenüber. Eine dumpfe Gewitterschwüle lag auf der ganzen Versammlung, jeder fragte im Herzen: „Wer von beiden ist der Fürst?“

Der Graf von Törny brach zuerst das Stillschweigen, indem er dem Jüngling, der der Fürstinn gefolgt entgegen trat und wie in schmerzlicher Wonne rief: „Mein Sohn!“ —

Da blitzten die Augen der Fürstinn in strahlendem Feuer und sie sprach mit niederschmetternder Hoheit: „Dein Sohn, Graf Törny? — Und wer ist der, der neben Dir steht?

— Der Räuber eines Throns, der diesem gebührt, der an meiner Brust gelegen?“

Fürst Isidorus wandte sich an die Versammlung und meinte, daß da über die Person des jungen Fürsten und Thronfolgers vollkommen Ungewißheit herrsche, so sey es natürlich, daß weder der eine noch der andere der beiden Prätendenten den Thron besteigen könne, vielmehr werde es darauf ankommen, wer von beiden seine rechtmäßige Geburt am besten und glaubhaftesten ausführen werde.

Einer solchen Ausführung, versicherte der Graf von Törny, bedürfe es ganz und gar nicht, da er im Stande sey, in wenigen Minuten die Versammlung davon zu überzeugen, daß sein Zögling, der Sohn des verstorbenen Fürsten Remigius, mithin dessen rechtmäßiger Thronfolger sey.

Das, was der Graf von Törny der Versammlung jetzt vortrug, bestand in folgendem:

Zu sehr war die vertrauteste Dienerschaft des Fürsten Remigius dem Grafen ergeben, als daß dieser nicht von dem Entschluß des Fürsten unterrichtet seyn, ja nicht den Augenblick hätte

wiſſen ſollen, der zur Fortſchaffung der Fürſtinn und ihres Kindes beſtimmt worden. Der Graf überſah die Gefahr in die der Thronerbe gerieth, die Verwirrung, die vielleicht künftig die Ähnlichkeit des Kindes mit dem ſeinigen veranlaſſen, das Unglück, welches nach dem Tode des Fürſten einbrechen konnte. Er beſchloß allem vorzubeugen.

Es gelang ihm in ſpäter Nacht in Begleitung zweier vertrauter Räthe, des Vorſtehers des geheimen Archivs, des Leibdoktors, des Wundarztes und eines alten Kammerdieners in das Vorzimmer der Fürſtinn zu gelangen. Die alte, ebenfalls ins Vertrauen gezogene Wärterinn brachte das Kind herbei, während die Fürſtinn eingeſchlummert, dieſem, das in einem durch narkotiſche Mittel hervorgebrachten Schlaf lag, wurde nun von dem Wundarzt ein kleines Zeichen auf die linke Bruſt gebrannt, dann nahm es der Graf Törny und übergab der Wärterinn ſein eignes Kind. Über den ganzen Hergang wurde ein genauer Akt aufgenommen und derſelbe, dem eine Abbildung des eingebrannten Zeichens beigefügt, von allen gegen-

wärtigen Personen unterschrieben und besiegelt dem Archivarius übergeben zur Aufbewahrung im geheimen fürstlichen Archiv.

So geschah es, daß der Sohn des Grafen Törny mit der Fürstinn fortgebracht und der junge Fürst von dem Grafen von Törny auferzogen wurde, für seinen Sohn geltend.

Die Gräfinn niedergebeugt von Gram, trostlos über das heillose Geschick ihrer Herzensfreundinn starb bald nach ihrer Ankunft in der Schweiz.

Von den Personen, die damals bei dem Akt gegenwärtig gewesen waren, lebte noch der Wundarzt, der Archivarius, die Wärterinn und der Kammerdiener, auf Graf Törnys Veranstaltung hatten sie sich alle eingefunden auf dem Schlosse.

Der Archivarius brachte nun den Akt herbei, der im Beiseyn der vorhin genannten Personen geöffnet und von dem Präsidenten des Staatsraths laut verlesen wurde.

Der junge Fürst entblößte die Brust, das Zeichen wurde gefunden, jeder Zweifel war gehoben und heiße Segenswünsche ertönten aus der Brust der treusten Vasallen.

Mit dem Ausdruck des tiefſten Ingrimms hatte ſich Fürſt Iſidor entfernt, während der Akt verleſen wurde. — Als nun die Fürſtinn ſich allein befand mit dem Grafen von Törny und den beiden Jünglingen, da war es, als wollte ihre Bruſt zerſpringen, nicht mehr vermögend, den Sturm der mannigfachſten Gefühle zu bergen. Ungeſtüm warf ſie ſich an die Bruſt des Grafen und rief wie ganz aufgelöst in ſchmerzlicher Wonne: „O Törny! Dein Kind, Deinen Sohn haſt Du verſtoßen, um den zu retten, der unter dieſem Herzen lag! — Aber ich bringe ihn Dir wieder, den Verlornen! — O Törny, wir gehören nicht mehr der Erde an, kein irdiſcher Gram hat hinfort Macht über uns! — Laß uns die Ruhe, die Seligkeit des Himmels genießen! — Über uns ſchwebt ſein verſöhnter Geiſt! — Doch was vergaß ich! — ſie harrt, ſie harrt, die ſelige Braut!« —

Damit ging die Fürſtinn in ein Nebenzimmer und kam zurück mit der bräutlich geſchmückten Natalie. Keines Wortes mächtig, hatten ſich bis jetzt die Jünglinge angeſtarrt

mit Blicken, in denen ſich ein unheimliches Grauen abſpiegelte. In dem Augenblick, als die Jünglinge Natalien erblickten, ſchien ein zündender Blitzſtrahl ſie zu beleben; mit dem lauten Ausruf: »Natalie!« ſtürzten ſie beide los auf das holde Engelskind. Aber auch Natalien faßte tiefes Entſetzen, als ſie die beiden Jünglinge gewahrte, ein Doppeltbild des Geliebten, den ſie im Herzen getragen.

»Ha,« rief nun wild der junge Törny, „ha! Fürſt, biſt Du, Du der Hölle entſtiegener Doppeltgänger, der mir mein Ich geſtohlen, der mir Natalien zu rauben, der mir das Leben aus der zerfleiſchten Bruſt zu reißen trachtet? — Eitler, wahnſinniger Gedanke! Sie iſt mein, mein!“

Darauf der junge Fürſt: „Was drängſt Du Dich in mein Ich? — Was habe ich mit Dir zu ſchaffen, daß Du mich äffſt mit meinem Antlitz, mit meiner Geſtalt! — Fort! hinweg — mein iſt Natalie!“ —

„Entſcheide Natalie!« ſchrie nun Törny, „ſprich — ſchwurſt Du nicht Treue mir tauſendmal in jenen ſeligen Stunden, als ich Dich

malte, als„ — »Ha,« unterbrach ihn der Fürſt, »gedenke jener Stunde in dem verfallnen Schloß, als Du mir folgen wollteſt« — und nun rieſen beide wild durch einander, „entſcheide Natalie, entſcheide, und dann einer wieder zum andern: „Laß ſehen, wem es gelingt, ſich den Doppeltgänger vom Halſe zu ſchaffen — bluten, bluten ſollſt Du, biſt Du kein ſataniſches Trugbild der Hölle!« —

Da rief Natalie im Jammerton troſtloſer Verzweiflung: „Gerechter Gott, wer iſt es, wer von beiden, den ich liebe! — Iſt dies Herz zerſpalten und kann doch leben? — Gerechter Gott — laß mich ſterben, ſterben in dieſem Augenblick« — Thränen erſtickten ihre Stimme — Dann beugte ſie das Haupt, hielt beide Hände vors Geſicht, es war, als ob ſie hinein ſchauen wollte in ihre eigne innerſte Bruſt. Dann ſank ſie nieder auf die Knie, erhob den thränenſchweren Blick, die gefalteten Hände, wie brünſtig betend und ſprach leiſe, mit dem Ton der innigſten herzdurchbohrendſten Wehmuth: „Entſaget!«

»Es iſt,« ſprach die Fürſtinn mit ver-

klärter Begeisterung, „es ist der Engel des ewigen Lichts selbst, der zu Euch spricht.“

Noch starrten sich die Jünglinge an, wilde Flammen im Blick — da quoll plötzlich ein Thränenstrom ihnen aus den Augen, sie fielen sich in die Arme, sie drückten sich an die Brust, sie stammelten: „Ja! — entsagen — entsagen — vergib — vergib mir Bruder“ — dann der Fürst zum jungen Törny: „Um meinetwillen verstieß Dich der Vater — um meinetwillen hast Du gelitten — ja ich entsage!“ — Dann der junge Törny zum Fürsten: „Was ist meine Entsagung gegen die Deine! — Ja Du, Du warst es, Du der Fürst des Landes, dem die Prinzessinn bestimmt.“ —

„Habe Dank,“ rief Natalie, „habe Dank, o ewige Macht des Himmels, es ist vorüber!“ — Dann drückte sie den Abschiedskuß auf die Stirne beider Jünglinge und entfernte sich wankend auf der Fürstinn Arm gestützt! —

„Ich verliere Dich aufs neue,“ sprach der Graf von Törny mit tiefem Schmerz, als der Sohn fort wollte. „Vater,“ rief dieser, „Vater, laß mir Zeit, laß mir Freiheit, daß ich

nicht untergehe, daß dieses zerrißene Herz gesunde!“ — Damit umarmte er schweigend nochmals den Fürsten, den Vater und eilte schnell davon. — —

Natalie begab sich in ein weit entferntes Fräuleinstift, dessen Äbtissinn sie wurde. Die Fürstinn, in ihren letzten Hoffnungen getäuscht, ließ das Gränzschloß, in dem sie sonst gefangen, bequem einrichten und wählte es zu ihrem einsamen Aufenthalt. Graf Törny blieb bei dem Fürsten. Beide sahen es gern, daß Fürst Isidor wieder außer Landes gegangen.

Ganz Hohenflüh war berauscht in Jubel und Freude. Die Tischlerzunft, unterstützt von würdigem Zimmerleuten, kletterte an der stattlichen Ehrenpforte, jede Gefahr verhöhnend, hin und her und klopften und hämmerten rüstig darauf los, während die Maler, jeden Augenblick des Losstreichens gewärtig, in den Farbentöpfen rührten und die Gärtnerbursche unabsehbare Kränze flochten von Taxus und buntleuchtenden Blumen. Die Waisenknaben standen

ſchon in die Sonntagskleider gepreßt auf dem Markt, die Schuljugend plärrte: „Heil Dir im Siegerkranz, als Vorübung, dazwiſchen ſchrie dann und wann eine Trompete, wie die Heiſerkeit ausröuspernd und der ganze Mädchenflor gutdenkender Bürger, prangte in neugewaſchenen Kleidern, während Bürgermeiſters Tinchen allein in weißen kniſternden Atlas angethan, Schweißtropfen vergoß, da der junge Candidat, der zu Hohenflüh der Dichter von Profeßion, nicht nachließ, ihr die in Verſen abgefaßte Anrede an den Fürſten einzuſtudiren und dabei keinen einzigen deklamatoriſchen Effekt vernachläßigt haben wollte.

Arm in Arm gingen die beiden verſöhnten Wirthe zum goldnen Bock und zum ſilbernen Lamm die Straße auf und ab, beide ſich ſonnend in dem Gedanken, daß ſie den gnädigſten Landesherrn bewirthet, beide behaglich hinaufſchauend zu dem gewaltigen: Vivat Princeps! das eben über ihren Hausthüren eingeölt wurde, um Abends bei der Illumination mächtig zu flammen. — Man erwartete den Fürſten in wenigen Stunden. —

In Reisekleidern, Reisebündel und Mappe auf dem Rücken, schlich der Maler George Haberland (kein anderer wollte der junge Graf Törny zur Zeit seyn) durch das Neudorfer Thor. — »Ha,« rief ihm Berthold entgegen, »herrlich getroffen! — Glück auf Bruder George! — Ich weiß alles! — Gott sey gedankt, daß Du kein regierender Fürst bist, da wäre freilich Alles vorbei gewesen. Aus dem Grafen mache ich mir ganz und gar nichts, denn ich weiß, Du bist und bleibst Künstler. Und die, die Du liebst? — Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in Dir selbst als hohes reines Ideal Deiner Kunst, das Dich entzündet, das aus Deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen thront.« —

»Ha Bruder Berthold,« rief George, indem seine Augen aufstrahlten in himmlischem Feuer, »ha Bruder Berthold, Du hast Recht, sie — sie selbst ist die Kunst, in der mein ganzes Wesen athmet. — Nichts habe ich verloren, und will mich abgewendet vom Himmlischen, irdischer Schmerz erfassen, mich

nie derbeugen — Du — Dein unwandelbar heiteres Gemüth.« —

Freundes Trost Balsam den Wunden,
Ist noch nicht für mich verhallt! —

Die Jünglinge zogen weiter fort über die Berge! —

F. Heinr. Carl Baron de la Motte Fouqué.

X.

Gedichte.

Der Donau-Strom.

Erſter Geſang.

Entſtehung.

1.

Was zieht dich hin, nach Oſtens Strahlen-Thoren?
Biſt du gefolgt des Erdballs Äther-Schwingen,
Die von des Weltgeiſts Rathſchluß auserkohren,
Der Sonn' entgegen durch das All zu dringen?
Ward'ſt du am Anbeginn des Lichts geboren?
Vernahmſt du's, wie die Donnerworte klingen,
Als er mit leiſem Odem ſprach: „Es werde!“
Als ſich zu ſchaukeln ſanft begann die Erde?

2.

Biſt du ein Kind der ſchweren Morgenträume,
In denen ſich die Erd' im Bett gewendet,
Und Luft und Feu'r entbrannt als Schöpfungskeime,
Weil Funken aus dem Mittelpunkt geſendet
Der Erdgeiſt, durch die dunkeln, weiten Räume,
Daß ſich der innern Gluthen Brauſen endet?
Laß ſchau'n mich, Donauſtrom, die heil'gen Zeichen,
Daß Urſprung ich, und Wandlung mag vergleichen.

3.

Laß schau'n mich deiner zarten Kindheit Wiege,
Du silbernblauer Wasserspiegel, brausend!
Laß schau'n mich, wie ein Bach an Bach sich schmiege,
Nach deinem Bett voll Sehnsucht mächtig sausend!
Ich ahn' es, daß ein Geist im Tiefen liege,
Der, im Granit und feuchten Kiesel hausend,
Die Quellen lockt hinab zu seinen Tiefen,
Die ahnungslos auf hohen Felsen schliefen!

4.

Ins ferne schwarze Meer hinaus sich dehnen
Des Riesengeistes Adern, weit und mächtig,
Weil sie nach seinem Pulsschlag heiß sich sehnen,
Und nach dem Wogen-Sturm, so furchtbar prächtig,
Um da an Himmelswolken sich zu lehnen;
— Denn Erdenwasser rinnen so bedächtig —
Um an der Dardanellen Felsen-Thore
Zu brüllen Gottes Lob im Wellen-Chore.

5.

Du Sohn der Erde, Sohn der Himmels-Lüfte!
Du Felsenkind, das Wiesen Blumen nähren!
Erzeugter du, der blauen Nebeldüfte!
Gewiegter, unterm Baldachin der Sphären!
Der Tropfenweis das Mark der Felsenklüfte
Noch saugt, weil drinn die Elemente gähren,
Der dann im Sonnenstrahle trinkt Erfrischung,
Und läutert seiner Kräfte rohe Mischung!

6.

Du bist die Thräne aus des Schöpfers Augen,
Du bist der Leib des Hauchs aus seinem Munde,
Aus dem die Millionen Blumen saugen
Die Bürgschaft von der Elemente Bunde,
Wenn sie voll heisser Liebessehnsucht hauchen
Der heimlichen Begattung heil'ge Kunde;
Wenn Baum und Blüthe sich mit Himmelsküssen,
Im Wolkenbette freundlich froh begrüßen!

7.

Du Herzblut aus des Erdballs Adern rinnend,
Das mit dem Thau der Sterne sich vermählet,
Daß Licht und Kraft in Liebe sich gewinnend
Des Lebenstriebrads Federkräfte stählet,
Und daß das Feuer, nur Zerstörung sinnend
Des Schaffens heil'gen Urzweck nicht verfehlet,
Dich staun' ich an im schönen Donaubette!
Dich will ich preisen, Glied der heilgen Kette!

8.

Sey mir gegrüßt, du Fürst der schnellen Fluten!
Du prächt'ger Sonnentrotzer, sey willkommen!
Sey mir gegrüßt, Du Sohn der Erdengluten!
Wie oft wohl bist du deinen Weg geschwommen?
Du sah'st, wie fest der Erde Felsen ruhten,
Und doch hat deine Eil' nicht abgenommen!
Von deinem kühnen Lauf will nun ich singen,
Hinan! hinan! zum Ursprung laß mich dringen!

Namen.

9.

Wohl gaben deines schönen Ufers Söhne
Dir viel der Namen in der Zeiten Gange;
Als ob der Scythen Mund dein Bett verhöhne,
So schien's, denn Sumpffluß nannten sie dich lange,
Dann Todesfluß mit Grauen, und als Döne
Begrüßen Dich die Deutschen im Gesange,
Wenn durch die Eichenwälder hallten wieder
Des Nachts, beim Mondenglanz der Barden Lieder!

10.

Dann Thon-Au, von dem Bett, dem aufgewühlten,
Wenn's scheint als wären Millionen Fische
Entbrannt, die so im Erdenschlamme spühlten,
Daß sie sich labten an der Quellen Frische,
Als ob nicht weich genug ihr Bett sie fühlten,
Daß gelb der feuchte Flaum recht schön sich mische,
In dem Erzeugung und Verwesung waltet,
In dem aus Tod sich Leben neu gestaltet.

11.

Dann Tannen-Au, die in dem dunkeln Raume
Des Tannenschattens ward erzeugt und rauschet,
Nun hin an grüner Auen Blumen-Saume; —
Dann Ton-Au, weil die Au dem Tone lauschet,
Der säuselnd aufsteigt aus dem Wellenschaume,
Und so ward oft dein Name noch vertausche:;
Zweinamig Romas Adler selbst dich kannten,
Die Ister und Danubius dich nannten!

12.

So auch verwandelt sich wohl manche Kunde,
Denn mächtig ist die Zeit in ihrem Walten
Die ob dem großen weiten Erdenrunde
Hinbreitet ihres dunkeln Mantels Falten,
Drinn Klänge sich verbergen, die von Munde
Zu Munde schallen, neu sich oft gestalten; —
Doch zwei der Namen sind dir nun geblieben,
Die heute noch der Donau Völker lieben.

Erste Quelle.

13.

Wer zeigt mir nun des Isters heil'ge Wiege?
Wer führt mich zu der Donau erster Quelle,
Auf daß ich meine Zweifel schnell besiege,
Daß auch des Ursprungs Dunkel sich erhelle,
Daß ich vom Schloß der Fürstenberger fliege,
Hin zu des Schwarzwalds hochgeweihter Stelle?
Mein Auge! — darauf gründ' ich meinen Glauben!
Den soll mir auch die Macht der Zeit nicht rauben!

14.

Dort auf des Schwarzwalds hohen Fichrenkronen
Da schau' ich einen weißen Nebelschleier!
Dort muß der Geist des Donauſtromes wohnen!
Denn drob in Himmelshöhen schwebt ein Reiher!
Von den Propheten, die in Lüften thronen,
Da hört des Menschen Ohr die Wahrheit freier!
Horch, wie er girrt! — Seht, wie er her sich lenket,
Wie er gen Donaueschingen sich schwenket!

15.

Des Reihers Auge kennt des Stromes Gänge,
Es kennt gewiß genau des Urſprungs Becken
Und wenn er tief im Felſenſpalt entſpränge,
Meinſt du, ſein Auge würd' ihn nicht entdecken?
So ſieh nur, wie er mißt die Breit und Länge!
Drum pflegt er ſo die Fittige zu ſtrecken;
Und einem Waſſerſpiegel bleibt ergeben
Der Reiher gern, in ſeinem Himmelsleben.

16.

So ſtreicht er dann hinan des Schwarzwalds Schatten,
Da iſt gefaßt in einen Binſen-Rahmen
Der Donau Urſprung, grüne Wieſen-Matten
Umkränzen ihn; doch noch verhehlt den Namen
Beſcheiden ſie; drob viele Zweifel hatten,
Die ſie durch tauſend Jahr' zu ſuchen kamen;
Denn aller Volker Zungen, alle Stege
Benannten ſie nicht Donau, ſondern Brege.

17.

Was lallet ihr, was ſtreitet ihr, ihr Thoren
Ob ihres Urſprungs Beckens wahrer Stelle?
Die Donau wird im Brege-Bach geboren!
In Schwarzwalds Höhen träufelt ihre Quelle
Vor aus der Erde, zu dem Licht erkohren!
Schöpft nur den Ätherthau, wie rein, wie helle!
Die Ströme ſtammen von der Berge Gipfel,
Ihr hoher Urſprung gleicht des Baumes Wipfel.

18.

So wie der Baum ſich in dem Erdſchoos kühlet,
Mit großen Wurzeln klammernd, an dem Feſten,
Und in dem Wipfel Ätherwonne fühlet
Und Himmels Odem ſaugt mit ſeinen Äſten,
So ſtreckt der Wellenbaum, der vor mir ſpühlet
Die Wurzeln ſeines Stammes her von Weſten
Gen Oſten, nach des ſchwarzen Meeres Grunde,
Und ſteht mit ſeinem Element im Bunde.

19.

Und ſeine Krone ruht auf Berges Höhen,
Und ſauget ein des Äthers reine Lüfte,
Und käuſelt in des Weſtwinds lindem Wehen,
Und trinkt des Bergesrückens Kräuter-Düfte,
Und tauſend Zweige von dem Stamm ausgehen,
Die trinken fromm den Thau der Felſenklüfte,
Auf daß der Silberbaum in vollen Säften
Recht ſtrohe, und die Zweige blüh'n in Kräften!

Zufluß.

20.

Doch wie des Zufalls Macht der Welt zum Heile
Oft große Werke baut durch ſchwache Hände,
Auf daß ſie Kräfte durch das All vertheile
Und auf geweihten Wegen weiter ſende,
Daß jede ſicher auch ihr Ziel ereile,
Und ſich nach allen Seiten ſegnend wende —
So will ich Euch ein ſeltnes Beiſpiel zeigen,
Vor dem des Menſchen Geiſt ſich fromm muß neigen.

21.

Dort auf des Schwarzwalds Höh', auf öden Stegen
Hat Menſchenhand ein kleines Haus erbaut,
Da theilet ſich des Himmels heil'ger Segen
An ſeinem Dach, das in die Wolken ſchauet;
Von beiden Seiten ſtrömt herab der Regen
Wenn er aus Wetterwolken niederthauet.
Auf daß zwei großen Strömen Nahrung werde
Die alle Zungen nennen auf der Erde.

22.

Denn dieſes Dach läßt ſeine Tropfen rinnen
Gen Weſten nach dem Rhein, dem Nebenfluſſe,
Den andern Theil die Donau muß gewinnen,
Der ſtürzt gen Oſten nun herab im Guſſe;
Es ſcheinet daß des Himmels Wolken ſeinen;
Wie jeder Strom ſich labt am Himmels-Kuſſe;
So wieget dieſes Dachs gerechte Wage
Das Heil den Strömen zu, daß keiner klage,

23.

Wenn nun der Donner rollt in fernen Gauen,
Und Blitze durch die dunkeln Himmel flammen,
Dann fühlen beide Thäler frohes Grauen,
Sie wiſſen, daß von Einem her ſie ſtammen,
Der wird's bald laſſen auf ſie niederthauen!
Die Wetterwolken rufen ſich zuſammen,
Die werden halb den jungen Rheinſtrom tränken,
Und halb ſich in die Donauwieſe ſenken! —

Des Baches Kindheit.

24.

Da rinnst du nun, du zartes Bächlein, munter
Aus deiner Tannenwälder dunkeln Räumen,
Die holden Wiesen-Blumen blühen bunter,
Die dir dein Bett mit farb'gen Streifen säumen,
Doch weilst du nicht, du stürzest froh hinunter!
Meinst du der Jugend Wonnen zu verträumen?
Versäume nicht der Kindheit zarte Spiele!
Laß mich sie schau'n, zu schöner Dichtung Ziele!

25.

Die Lilie schien am Ursprung dich zu hemmen,
Ein kleiner Stein im Laufe dich zu stören,
Als wollt' er kühn sich dir entgegenstemmen,
Dem Riesenkind, das soll dem Mann gehören;
Doch läßt dein rascher Muth sich nimmer dämmen,
Du sehnst dich fort zu den Delphinen-Chören
Du ahnest schon die Schwungkraft deiner Wellen,
Wenn sie im Sturme peitscht die Dardanellen.

26.

Durch grünes Schilf, durch schwankes Rohr nun hüpfend.
Mit braunen Wurzeln an den Erlen spielend,
Schnell um das Felsstück, das im Weg liegt schlüpfend,
Dann zornig, Höhlen in das Ufer wühlend;
Hier durch den Zaun — zwei Gärten eng verknüpfend —
Dringst du nun in des Nußbaums Schatten kühlend,
Vergißmeinnicht am Ufer zu durchkräuseln,
Sanft durch die Krausemünze hinzusäuseln.

27.

Der Waſſerkäfer hüpft auf deinen Wellen,
Und ſchwimmt zur Beute Mücken ſich zu fangen
Bald auf dem Rücken, ſcheint ſich todt zu ſtellen,
Und ſtillt ſo ſeines Hungers heiß Verlangen.
Gleich Pfeilen drüber hin die Schwalben ſchnellen
Die hoch herab ſich aus dem Äther ſchwangen,
Die ſtreifen ſchnappend, mit dem Fittig leiſe,
Und ziehen Furchen in dem Wellen-Gleiſe.

28.

Ein Holzſpan ſchwimmt, kaum Spannenlang hernieder,
Den ſich zwei Fliegen nun zum Schiff erwählen;
Sie freut die Fahrt, ſie ſummen ihre Lieder.
— Der Schiffe Sinnbild, die du bald wirſt zählen.
Rings um den Span nun ſchwimmen Fiſchlein wieder,
Die darnach ſchnappen, und ihn ſcheu verfehlen;
Und mitten durch ſeh' ich ein Mäuschen ſchwimmen,
Und an des Ufers Wurzeln hochan klimmen.

29.

Und blau und golden ſeh' den Grund ich flimmern,
Wenn drinn ſich ſpiegeln hell die Sonnenſtrahlen;
Und roth und ſilbern ſeh' ichs wieder ſchimmern,
Sind's Diamanten, die das Flußbett malen,
Daß es geſchmückt, gleich eines Königs Zimmern,
Wie mit ſmaragdnen golden-grünen Schalen?
Und wie ſich Himmels Ätherblau verdunkelt,
Wird ſchwarz wie Nacht, was kaum erſt hell geſunkelt.

30.

Und wie es rieſelt, hier wo's Bett ſich ſenket,
Und wie es plätſchert, bildend Silberperlen,
Und wie das Bächlein ſchäumend, ſchnell ſich ſchwenket,
Hier um das Veilchen-Ufer, hin durch Erlen,
Die freudig ſäuſeln, weil die Fluth ſie tränket,
Und weil ſie's fühlen, wie die kleinen Schmerlen,
Mit Blitzeseil durch ihre Wurzeln jagen,
Und ſtumm ſie mußten's in Geduld ertragen.

31.

Was hör ich! welch Geſchrei hör ich erklingen?
Dort, dort, der Hirt treibt ſeine Schäflein munter,
Die ihm der treue Hund mit tauſend Sprüngen
Zuſammenbringt, und bellend jagt hinunter
Von Ufers Rand hinüber ſie zu bringen;
Weil jenſeit's lacht die Wieſ' an Blumen bunter,
Er pfeift — die Donaubrück iſt ſchnell geſchlagen —
Die Heerde darf den Sprung ſchon drüber wagen.

Spiele.

32.

Zwei wangenrothe Knäblein muthig waden
Hinein, um bunte Kieſel ſich zu ſammeln.
Die in des Hemdchens Faltenwurf ſie laden,
Damit ſie wollen dir den Weg verrammeln,
Und dann in der erzwung'nen Tiefe baden,
Wie ſie voraus in lauter Freude ſtammeln,
Weil du ein Kind, mit Kindern Spiel treibeſt,
Und einen Augenblick in Feſſeln bleibeſt.

33.

Du junges Bächlein, lerne jetzt dich schmiegen
Der zarten Knabenhand, laß dich bezähmen!
Bald wirst durch Bayern du, durch Östreich fliegen,
Wo mächt'ge Dämme deine Strommuth lähmen!
Dann weißt du's, daß der Menschen Hände siegen,
Bisweilen durch die Kunst, daß sich bequemen
Die Elemente doch in ihrem Walten,
Wenn weise Hände sie im Zaume halten!

34.

Du stellst dich fromm, als wolltest still du stehen,
Und ringelst dich in schönen Schlangenkreisen,
Es scheint, du wollest wieder rückwärts gehen!
Kein Erdengott wird diesen Weg dir weisen!
Du schäum'st, daß du dich mußt im Kreise drehen,
Und wühlst, den kleinen Strom-Wall zu zerreissen;
Der Knaben Hand schuf mir des Wirbels Bildniß,
Die Phantasie des Strudels Schauer-Wildniß.

35.

Und wie sie froh nun in der Tiefe springen
Nun sie die Wehr von Kieseln sich erbaut;
Sie sehn die Wellen bis ans Knie schon dringen,
Weil an dem kleinen Damm die Fluth sich stauet;
Und wie um einen Stein voll Muth sie ringen,
Den beider Aug' zugleich am Grund erschauet;
So bricht indeß das Wasser seine Fessel,
Schnell strömt es ab, schon seh'n sie leer den Kessel.

36.

Laut nun zwei Mägdlein sie zu Hülfe rufen,
Weil sie zu Stand den Bau gern bringen wollen;
Die steigen froh herab am Rand die Stufen,
Schnell sieht man mühsam, Steine her sie rollen;
Die schmählen, daß den Bau so leicht sie schufen,
Da sie auf Festigkeit doch denken sollen;
Die Mägdlein tragen zu, die Knaben mauern
Den kleinen Damm, als sollt' er ewig dauern.

37.

Doch auf dem Steg steht hold wie eine Rose,
Die Schwabenjungfrau, hoch in Fülle prangend,
Sich labend an der Knäblein Scherz-Gekose.
Voll Sehnsucht nach der schönen Zeit verlangend,
In der sie wiegen kann auf ihrem Schooße,
Ihr eignes, an dem weißen Busen hangend.
Hoch aufgeschürzt steht sie in ihrer Fülle,
Der Zephir flattert in der leichten Hülle.

38.

Und wie du Bächlein unter ihr hin eilest,
Und trägst ihr Abbild in den Spiegelwellen,
Und wie du wirbelnd unterm Steg verweilest,
Froh wartend, daß den Knäblein sich gesellen
Die Jungfrau möchte, wie du froh dich theilest,
Als du von ihrem Fußtritt fühlst dich schwellen,
Als in die Fluth herab vom Steg sie steiget,
Der weiße runde Arm sich nieder neiget!

39.

Und plätschernd wirft sie nun den Thau nach oben,
— Bis an das Knie gehorsam folgt die Welle —
Am runden Waden, sittsam aufgehoben,
Da möcht' es nicht verlassen seine Stelle!
Und wie's die Marmorfülle rund umwoben,
Da senkt's hinab, zum Knöchel, sich mit Schnelle!
Du Welle, kaum zu Daseyns Lust genesen,
So wohl, so wohl ist dir noch nie gewesen!

40.

Wie Perlen träufelts nun am Fuß hernieder,
Nicht wahr, das freut dich höchlich Brege-Flüßchen?
Du drückteſt auf den Reiz der andern Glieder
Viel lieber noch manch freundlich Schmeichel-Küßchen?
Geduld! in dunkler Nacht, da kommt ſie wieder
Getrippelt, auf dem nackten runden Füßchen;
Da wirft ſie weg die Hülle voll Vertrauen,
Da kannſt du ſie beim Mondenglanz beſchauen!

41.

Da ſeh ich plötzlich meinen Reiher wieder
Der mir gezeiget hat des Urſprungsbecken,
Er ſtürzt herab als wollt' er ſeine Glieder
Auch badend, in den Silberfluthen ſtrecken;
Gerade in die Wellen ſtürzt er nieder,
Die eben durften ihren Fuß bedecken;
Jetzt ſchwirrt er ob dem Haupt der Jungfrau leiſe
Hinweg, und dreht ſich dreimal hoch im Kreiſe.

Die Mühle.

42.

Fort! fort von hier. Auch meine Pulse schlagen!
Das Thal ist einsam und so liebesschaurig!
Du holde Fluth wollst mich von dannen tragen,
Sonst neid' ich dir dein Glück, und werde traurig!
Bei jener Mühl', am Hügel will ich's wagen, —
Dort jene schöne Müllerinn belaur' ich.
Der Mühlknapp munter Nachts zu jeder Stunde,
Ist mit der Jungfrau wohl geheim im Bunde.

43.

Was steht sie denn so lang auf schwankem Stege?
Warum zerzupft sie Blumen in den Händen?
Was schaut sie bald auf's Rad, bald nach dem Wege?
Und unruhvoll seh ich ihr Haupt sich wenden,
Nun zupft am Halstuch sie, auf daß sie's lege
In schön're Falten, an den beiden Enden;
Und fester schließt sich an, die seidne Hülle,
Und wölbt sich sträubend sanft, rund um die Fülle.

44.

Warum nur streut sie langsam in die Welle
Die Blumenblätter? Gibt sie wohl ein Zeichen
Dem treuen Buhlen? sendet sie so schnelle
Verschwiegne Bothen, daß sie ihn erreichen?
Sie sagen ihm, daß zur gewohnten Stelle
Sie einen Augenblick sich konnte schleichen! —
Ja, wird der Mühlknapp erst die Blätter sehen
Im Mühlgang schwimmen, wird er's schon verstehen!

45.

Dann weiß er's ſchon, die Mutter ſitzt und ſpinnet
Am Rocken, und ſchläft ein wohl auch mitunter,
Drum Töchterlein ſchnell eine Liſt erſinnet,
Schleicht durch die Hinterthür zum Steg hinunter,
Auf daß ſie einen Augenblick gewinnet,
Und ſagt ihm leis: heut Nacht, da bleib ich munter!
Seht! da ſpringt er heraus zur Mühl, behende!
Sie lispeln leis und drücken ſich die Hände.

46.

Er iſt hinein, ſein Thürlein iſt verriegelt!
Das Mägdlein eilt vergnügt vom ſchwanken Stege
Wie? Und ihr habt mit keinem Kuß verſiegelt
Die wen'gen Worte? dieß macht Argwohn rege!
Ihr habt gewiß nur eure Luſt gezügelt,
Bis Vater ſich und Mutter ſchlafen lege!
Ich will doch ſeh'n, ich muß die Nacht erwarten.
Da kömmt der alte Vater her ſchon durch den Garten.

47.

Er ſchließt ſein Thor, den Riegel hör ich klirren,
Den Hofhund macht er los, von ſeiner Kette!
Schon dämmerts, und die Fledermäuſe ſchwirren
Hoch in der Luft, verlaſſend ihre Stätte;
Den Tauber hör' ich hoch im Baume girren,
Er zürnt dem Weibchen noch des Nachts in Bette;
Das Haus wird ſtill, die Räder ſind im Gange,
So geht auch's Zeitrad fort im ew'gen Drange!

48.

Jetzt werden nun sie sitzen bei dem Mahle,
Und vor des Müllers finsterm Blick verstummet
Das Wort in jedem Mund, es geht die Schale
Mit Speisen rings im Kreis, der Kater brummet
Am Fuß der Jungfrau streichelnd. Im Pokale
Des Alten glänzt der Wein, die Wanduhr summet
Und schlägt die neunte Stund', indeß umstricken
Zwei Herzen sich in heimlich süßen Blicken.

49.

Ich seh's im Geist, wie ernst der Mühlknapp sitzet,
Und Antwort gibt mit Ja und Nein dem Alten,
Indeß nach ihm des Mägdleins Auge blitzet,
— Ach wer verräth der Liebe heimlich Walten? —
Die Mutter, auf die Hand das Haupt gestützet,
Drückt mit dem Finger glatt des Tischtuchs Falten;
Der Alte winkt, und nun sie alle scheiden,
Doch der Vereinung Stunde schlägt den Beiden!

50.

Nun wird es still! Noch eine Thüre knarren
Hör' ich; wie bin zu lauschen heut ich lüstern!
Den Hofhund, hör ich dort im Erdreich scharren,
Still! Still! Dort hör ich was im Hofe flüstern!
Es regt sich was dort auf des Daches Sparren!
Mir war's, als hört' ich so ein leises Knistern!
Das Roß im Stalle wiehert selbst im Traume,
Sonst regt sich nichts in Hofes ganzem Raume!

51.

Jetzt losch das Lämpchen aus! die Alten gehen
Nun schlafen! fort von hier! auf jener Seite
Des Hauses, bei den Rädern will ich stehen,
Wo sie die Blumen in den Mühlbach streute,
Dort wird gewiß, ich ahn' es, was geschehen!
Bei jenem Fensterlein, am Gang, wird heute
Gewiß ein heimlich Fädchen fein gesponnen,
Was endlich doch wird schau'n das Licht der Sonnen!

52.

Hier donnerts recht, die Räder drehn sich alle,
Drinn hämmert noch der Knapp an seinem Steine!
Er schärft ihn erst, ich hör es an dem Schalle,
Der Knapp ist brav, er führt sein Werk alleine,
Die Jungfrau freut sich bei dem dumpfen Falle,
Sie weiß, daß nun ihr Liebling bald erscheine;
Sind sie nur Beid' erst mit einander richtig,
Der Knapp ist längst zum Meister worden tüchtig.

53.

Da öffnet sich das Fensterlein ganz sachte
Da oben auf dem Gang, das Mägdlein schauet
Heraus im Mondschein, wie ich mir's schon dachte,
Weil in der Einsamkeit dem Kindlein grauet.
Der Meister, der den Plan zum Hause machte,
Hat Stufen für der Liebe Glück gebauet.
Die Stiege führt gerad hinan zum Gange! —
Ei, da besinn' ich selber mich nicht lange!

54.

Jetzt knarrt die Thür, der Mühlknapp kommt geschlichen,
Sie dehn't den Hals, ob sie auch recht gesehen?
Und schnell ist sie vom Fensterlein gewichen,
Als wollt' sie ihre Sehnsucht nicht gestehen.
Und wie ein Fuchs im Walde kommt gestrichen,
Steigt er die Trepp' hinan schnell auf den Zehen.
Mir klopft das Herz, doch für Euch halt ich Wache,
Ihr lieben Zwei, als wär es meine Sache.

55.

Nun plätschre Fluth! daß Niemand flüstern höret!
Nun sause Rad mit deinen großen Schwingen!
S'ist Mitternacht! daß Niemand wird gestöret,
Wenn still du stehst, wird auf der Vater springen.
Nach liebes Bächlein, daß die Fluth sich mehret!
Es muß recht donnernd in das Ohr ihm dringen,
Steht still die Mühle, kann kein Müller schlafen!
Stehst still du Donau, wird dich Erdgeist strafen.

56.

Nun klappre Radwerks-Dreischlag, donnre brausend!
Er ist gewandt durchs Fensterlein gestiegen
Nun schlingt Euch Wasser, durch die Schaufeln sausend!
Ihr seht's, wie Lieb' ob allem Zwang kann siegen!
Für zwei, so unter einem Dache hausend,
Da bricht das Schloß, das Gitter läßt sich biegen;
Denn Liebesblick durchdringet alle Falten! —
Und Liebeswort durchklinget alle Spalten.

57.

Ich muß hier fort, kann hier nicht länger ſäumen,
Denn wie ich mir das Fenſterlein betrachte,
Sch' ich doch nichts, von ſeinen innern Räumen,
Wo Lieb' ſchon manche Nacht zum Tage machte.
Sie ſchlummern halb, ſie wachen halb in Träumen,
Sie fragt, wie er den langen Tag hinbrachte?
Ihr habt gut plaudern, denn die Räder rauſchen,
Wer kann der Liebe hold Geſchwätz belauſchen?

Der Mond.

58.

Der ſtille Mond, wie mild er nieder blinket!
Wie er der halben Welt durchs Fenſter ſchauet!
Wie er der ſchönen Jungfrau Beifall winket,
Weil ihr vor ſeinem Angeſicht nicht grauet;
Wie er aufs ſeidne Polſter niederſinket
Wie dem Verſchwiegnen jede ſich vertrauet!
Was magſt du ſchau'n? Was könnteſt du mir ſagen?
Dürft' ich nur einmal dich recht ernſthaft fragen.

59.

Du kennſt die ſchönen Müllermädchen alle,
Die an dem großen Donauſtrome wohnen;
Belauſcheſt ſie des Nachts in dunkler Halle,
Und ſiehſt, ob ſie mit Treu den Buhlen lohnen;
Und horchſt ihr Liſpeln bei der Räder Schalle,
Und wirſt doch ewig ihr Geheimniß ſchonen;
Denn nur die Sonne, die verräth es gerne,
Weil ſie dich neidet und die lieben Sterne!

60.

Ach, deine Luft, von ſchwarzen Meeres Strande
Bis auf des Schwarzwalds hohe Nacht zu blicken,
Und knüpfen ſehn die ſtillen heil'gen Bande,
Wie ſie ſich Paar und Paar die Hände drücken;
Und horchen, wie vom nahen Eheſtande
Sie ſich erzählen, um ſich drein zu ſchicken;
O Mond! du biſt der Vormund aller Mädchen!
Du ſpinnſt zum Brautbett Nachts das feine Fädchen!

61.

Komm! Leite mich am Donau-Ufer weiter!
Du gehſt des Nachts ja mit dem Wandler gerne,
Und lächelſt ihm auf ſeinem Wege heiter!
Du zeigeſt ihm die ſchönſten nur der Sterne!
Im Waſſerbett — das ſchon ſich dehn't hier breiter —
Da ſchau' ich ſie, im Spiegel ew'ger Ferne!
Da ſpiegelt ſich der Himmelswagen drinnen!
Wird nie das vierte Rad mehr Glanz gewinnen?

62.

Dort unten ſpiegeln hell ſich die Palläſte
Der Könige in deinem Sichel-Strahle,
Dort prangt auf Felſenhöhn die Ritter-Veſte,
Und neigt ihr Bild herab zum Wellenthale,
Auf das ſie ehemal'ger Hoheit Reſte
Doch als ein Schaukelbild in Wogen male;
Da ſpiegelt ſich von Öſtreichs Rieſendome
Das hohe Kreuz im tiefen Donau-Strome.

63.

Hier seh ich nun das Bächlein an sich schwellen,
Weil überall her Silberadern fließen,
Die vor aus naher Höh'n Busen quellen,
Und in das holde Schaukelbett sich gießen.
Wie's rieselt, wie sich's drängt an manchen Stellen!
Wenn sich des Ufers Mauern brechen ließen,
Dann würde Wies' und Garten traurend sehen
Die Blumen-Pracht mit einmal untergehen.

Abfall.

64.

Drum muß der Mensch das Ufer wohl bewahren,
Durch Dammes Kraft des Wassers Andrang steuern,
Nicht Weidenzaumes Netz Verflechtung sparen,
Mit blanker Schaufel oft den Damm erneuern,
Und Erdreich her zum Bollwerk fleißig fahren,
Und wo die Wellen an dem Ufer scheuern,
Da muß die Säge schlanke Tannen spalten,
Damit die wilde Kraft im Zaum zu halten.

65.

Doch wenn sich auf die schwarzen Wolken thürmen,
Wenn übern Berg daher das Wetter gehet,
Und wenn die Winde brausend niederstürmen,
Und die Natur bang in Erwartung stehet,
Wer wird des Bächleins Ufer dann noch schirmen,
Wenn sich die Wasserhose wirbelnd drehet,
Und unter Blitz und Donners lautem Schalle,
Sie niederstürzt mit furchtbar'm Wasserschwalle.

66.

Wenns mit der Wurzel aus die Reben ſpühlet,
Und reißt heraus den Pfirſichbaum, den ſchlanken,
Und durch die Furchen mächtig fort ſich wühlet,
Zerreißt den Zaun, zertrümmert alle Schranken,
Mit keinem Kraut und Pflanz' Erbarmen fühlet,
Und mit ſich fortſchleppt roſig blüh'nde Ranken,
Und niederſtürzt zum Bach mit wilden Fluthen,
Als wollt' es löſchen aus, des Erdreichs Gluthen.

67.

Und wenn's den Steg aus ſeinem Grunde hebet,
Und hoch ſchon bis zum Rand des Ufers ſchwillet,
Und wenn das Schilf, das ſchwanke Rohr erbebet,
Und hoch heran der Waſſerwirbel quillet,
Wenn dann der Rand des Damms ſchon ängſtlich bebet,
Weil nichts der Fluthen mächt'gen Zuſtrom ſtillet —
Da bauten klug ein Thor des Menſchen Hände
Durch das ſich ab der Schwall der Waſſer wende.

68.

Er ſpaltete mit ſcharfem Zahn des Stahles
Den mächt'gen Eichbaum; ſo die Pfoſten glättend,
Verwebt er rammelnd ſie durch Kraft des Pfahles,
Mit Eiſenbändern innig ſie verkettend,
Und baut' ein Thor, ganz hoch am Rand des Thales,
Durch das der Bach ſich ſtürzt. Die Ufer rettend
Gibt er die Tiefe Preiß der Wuth der Wellen,
Daß nie zu hoch an kann das Bächlein ſchwellen.

69.

Wohin nun soll die Fluth des Abfalls rinnen? —
Sie wird ja in ein eignes Bett geleitet,
Auf daß das Thal soll Feuchtigkeit gewinnen,
Und Fruchtbarkeit sich überall verbreitet;
Drum muß der Mensch den Schlangenweg ersinnen,
Auf dem die Fluth dann später wieder gleitet
Sanft in den Bach, den sie zuvor verlassen;
Denn er muß wieder in den Arm sie fassen!

70.

Woher o Mensch! wohl nahmst du den Gedanken?
Hat dich's Natur die Meisterinn gelehret,
Die jeder Kraft gebaut die eignen Schranken,
Doch wenn der innern Gluthen Drang sich mehret,
Und schon das Gleichgewicht beginnt zu wanken,
Dann ist der Ausbruch auch nicht mehr verwehret!
Dann öffnet sie dem Überfluß die Riegel,
Und lenkt ihn doch zum Heil, mit sanftem Zügel.

71.

So kocht die Gluth in hoher Wolken Saume
Und bricht in Blitzen aus, sich abzukühlen;
So kocht der See im unterird'schen Raume,
Der Überfluß muß durch Granit sich wühlen;
Er bricht durchs Felsbett, siedend, wild im Schaume
Daß badend drinn die Kranken froh sich fühlen
Von ihrem Schmerz erleichtert. — So verwendet
Natur die Kraft, daß sie ihr Werk vollendet.

72.

So bricht der Überfluß an Gluth der Erde
Hervor in Pflanz und Blüth und Baum und Zweigen,
Strömt aus in goldner süßer Frucht Beschwerde,
Daß sich die Wipfel gern gen Boden neigen;
Das Gras erwartet still die frohe Heerde,
Des Baumes Blatt gehört dem Herbst zu eigen,
Es muß bei Winters Schnee den Boden decken,
Daß drunter schläft der Keim, den Lenz wird wecken.

73.

So strömt die Kraft hinaus, und macht die Runde,
Und geht, durch tausend Adern wohl des Lebens,
Und hinterläßt des Daseyns hohe Kunde,
Verwandelnd sich, in keiner Form vergebens!
Beschieden ist zur Wiederkehr die Stunde,
Zum Urquell, jeglicher! — Die Gluth des Strebens
Gebiert sich immer neu durch die Vermischung,
Des Weltgeists Mund haucht an sie mit Erfrischung.

74.

So bist auch du ein Abfall nur der Kräfte,
Du Donau, die im Mark der Erde sieden!
So bist auch du ein Adern-Gang der Säfte,
Die von des Urgeists Weisheit sind beschieden,
Daß strömend aus, dem heiligen Geschäfte
Der Welterhaltung sie sich weih'n in Frieden!
So rennen wie ein Rad sie um die Erde,
Nicht wissend, wo ihr Stillestand seyn werde.

Abend.

75.

Nun trage fort, mein Fuß, mich an den Ranken,
Die um die Erlen innig ſich gewunden!
Ich ſchau es, wie ſich um den Stamm, den ſchlanken
Des Hopfens hellgrün bittres Blatt gebunden;
Nun braucht der Zweig im Sturme nicht zu wanken,
Der Zarte hat ſein Ruhebett gefunden!
So will denn alles nur auf Liebe deuten,
Wo ich am Bregeſ-Ufer hin mag ſchreiten?

76.

Hier murmelt laut die Fluth, hier will ich weilen,
Hier dicht am Haſelbuſch ſtreck' ich mich nieder,
Huſch! Huſch! Was hör ich durch das Laubwerk eilen?
Und in den Wellen plätſchert jetzt es wieder!
Ein Sänger aus dem Bach, er wollte theilen
Die Luſt der Erdenwandler; ſeine Glieder
Sind gleich geweicht für's Land, wie für die Wellen,
Der Vögel Abbild, die in Lüfte ſchnellen!

77.

Nun quackt er ſeinen Hymnus zu den Sternen,
Nun er im rechten Elemente ſchwimmet,
Und plötzlich Philomele aus dem fernen
Gehäge laut ihr Liebeslied anſtimmet,
Daß das geliebte Weibchen ruh'n ſoll lernen
Im Neſte, das von Liebesfunken glimmet;
Denn dieſe zwei ſich's haben ſtill geſchworen:
„Wir ſind, zu tragen Freud und Leid, geboren!“

78.

Nun flöte, ſchmachte, liſple, ſcherz! in Tönen.
Nun ſchwirre, ſeufze, trillre Liebelechzend!
Des Raben Sehnſucht wird auch Freude krönen,
Auf ſchlanker Tanne, hoch im Forſte krächzend!
Der Froſch wird die Geliebte bald verſöhnen,
Am Abfall dort ob ſeiner Untreu ächzend!
Denn was ſich liebt, verſteht ſich Nachts auch ſchweigend,
Die Bäume reden, ſich zuſammen neigend.

79.

Horch! Horch! Wie's plätſchert in den Silberfluthen,
In denen ſich des Mondes Scheibe ſpiegelt!
Hat denn ein Traum die Fiſchlein, die da ruhten,
Erſchreckend ſie, zu ſchnellem Schwung beflügelt?
Hat auch vielleicht das Paar der Liebes-Gluthen
Geheim begegnen jetzt im Nu beſiegelt?
Kann Leben denn nicht ſchlummern in den Nächten?
Muß da die Lieb' ob heil'ger Opfer rechten?

80.

Hier will ich ruh'n auf grünem moof'gen Saume,
Des Ufers! Ach! wie ſchön ruht ſichs im Freien!
Dann hör' ich das Geplätſcher oft im Traume,
In das die Frösch' und Grillen luſtig ſchreien.
Hier unterm Schnee vom blüh'nden Apfelbaume,
Hier will ich mich der holden Mainacht weihen!
Wer eine Mainacht ſchläft im Blüthenbette,
Der ſeufzt: „Wenn ich doch ſtets geruht ſo hätte!“

Traumgesicht.

81.

Was ahnet mir? Welch seltne Vorgefühle!
Still! hört' ichs nicht im nahen Busche rauschen?
Mir war's, als ob ein Hauch die Wangen kühle,
Doch seh ich nichts! Wer könnte mich belauschen?
Es scheint, daß stark die Fluth am Ufer spühle,
Ich mag die schöne Ruh statt nicht vertauschen.
Schon fuhl' ich, süßen Schlaf dich, du drückst nieder
Die Wimpern leis', und lähmst mir sanft die Glieder.

82.

Wie still! — Wie schön! Wie warm — die Nacht! — Die Sterne! —
Fort! Fort! Wer hält mit feuchtem Arm umfangen
Die Brust mir? — Horch! — Was hör ich aus der Ferne?
Des Wasserfalles Orgeln laut erklangen!
Ihr Arme, wiegt mich sanft! So schaukl' ich gerne!
Wer fächelt mir mit Schilfrohr um die Wangen?
Still! Stört mich nicht! Drückt mir die Augenlieder
So fest nicht zu! — Das Rauschen weckt mich wieder.

83.

Ha! Sieh! Ein Eisenthor, und mächt'ge Riesen
Von Fischen tragen hoch der Wölbung Bogen!
Ha! Wie die Kiefern Wasserströme bliesen,
Da rauschten schnell die Flügel, aufgezogen,
Als ob sie mich hinein zu gehen hießen,
So breiteten sie nun, von blauen Wogen
Mir einen Teppich auf, mit ihren Schweifen,
Der war durchwebt mit grün und goldnen Streifen.

84.

Und plötzlich war mit einem einz'gen Hauche
Von Goldsand, eine Insel hergeblasen,
Der strömte vor aus ihrem Riesenbauche,
An dessen Schuppen tausend Muscheln saßen,
Und auf der Goldsand-Insel wuchs zum Strauche
Ein Krausemünzen-Zweig und blauer Rasen
War, wie im Nu, darauf emporgeschossen,
Durch den die gold'nen Fischlein lustig flossen.

85.

Und drüber schritt ich hin, nicht ohne Zagen,
Weil mir mein Fuß vor dem Versinken bebte,
Da zogen sechs Libellen einen Wagen,
Gebaut von einer Lilie, welcher schwebte
In Spinnwebrädern, die, mit Gold beschlagen,
Von Glühwurms-Fittigen, die Kraft belebte,
Daß in der Luft und auf dem Wasserrande
So schnell sie rollten, wie auf goldnem Sande.

86.

Und auf des Lilienwagens schönstem Blatte
Da saß der Donau-Geist auf seinem Throne,
Wie er sich eben erst verwandelt hatte,
Ein Tropfen Thau, und seine Demant-Krone
Verdunkelte das Lilien-Weiß, das matte,
Des Wagens und man sah' daß drinnen wohne,
Der wahre Sohn der reinsten Himmelsgluthen,
Der wahre Geist von alten Erdenfluthen.

87.

Vor einem zweiten Thor von Flammen-Spiegeln
Da hielt das Sechsgespann, der Wagen plötzlich;
Da rollte laut der Donner in den Riegeln
Und Angeln, jeder Kraft sonst unverletzlich;
Denn nur, wenn Licht und Fluth den Bund versiegeln,
Dann wirkt der Elemente Kraft entsetzlich;
Drum war auch die Verwandlung schnell begonnen,
Und wie im Nu des Geists Gestalt zerronnen.

88.

Die Gluth der Flammenspiegel drang wie Pfeile,
Bis zu des Demant-Tropfens feuchtem Dunkel
Da war's geschehn, verwandelt war in Eile,
Der Demantstrahlen zauberisch Gefunkel;
Ich sah's, wie sich's in Blatt und Zweige theile,
Und ward zu einer blühenden Ranunkel,
Und schnell entstand daraus, kaum zu gewahren,
Ein Knäblein schön, mit langen gelben Haaren.

89.

Die reichten nieder, zu den zarten Lenden
So zart gebaut, wie Tuberosen-Blüthen;
Und eine Schaale hielt er in den Händen,
Aus der drei blaue Irrlicht-Flammen glühten;
Und plötzlich schien er sich zu mir zu wenden,
Als Feuerflammen seine Augen sprühten;
Da sprach er — ha! Noch jetzt ergreift mich Grauen! —
„Du bist noch nicht geweiht mein Reich zu schauen!"

90.

Horch! Horch! Da klangs wie nächtlich Blätter-Säuseln!
Wenn hell der Mond durchstrahlt die dunkeln Erlen!
Horch! Horch! Wie Baches sanftes Wellenkräuseln
Wenn plätschernd auf der Fläche hüpfen Schmerlen!
Wie wenn des Schilfrohrs schlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachsen Perlen!
Es klang wie Bienen-Sang, so hold, so leise,
Der Donner rollte fern im Wellengleise.

91.

Und schnell war ich erwacht von meinem Traume,
Und staunend seh' ich mich an Ufers Rande;
Hier schlief ich ein, hier unterm Apfelbaume,
Hier, an der Berge Blumenreichem Strande,
Kaum kenn' ich wieder mich in diesem Raume,
Mich dünkt; ich war in einem Wunderlande;
Was diese Nacht mein Auge hat gesehen,
Vermag ich wachend, kaum mir zu gestehen!

Morgen.

92.

Frisch auf denn! Ha! s'ist Morgen! Ja, schon strahlet
Des Lebensauges Wimper halb geboben!
Sein erster Purpurwink im Bach sich malet,
Der noch vom Nebelschleier sanft umwoben;
Ein jedes Blatt mit Thränen fromm bezahlet
Die Huld der Sonne, die sie wärmt von oben,
Wie sie mit Liebesgluth den Bach begrüßet,
Den sie vom Fuß zu Haupt, auf einmal küsset.

93.

Sey mir gegrüßt du ew'ges Meer der Flammen!
Sey mir gegrüßt du Brennpunkt aller Funken!
Du kennst die Gluthen nicht, die von dir stammen,
So mein't die Welt im Anschau'n wonnetrunken;
Doch fließen nicht zwei Tropfen froh zusammen,
Wenn Gluthkraft nicht aus dir herabgesunken;
Drum rennt der Flüsse König dir entgegen,
Und schließt in seine Arme deinen Segen.

Schiffahrt.

94.

Zum erstenmal seh' ich das kühne Wagen,
Das Erdenwallers freier Geist ersonnen!
Hier kann dein zarter Arm den Kahn schon tragen,
Mit Pfeilesschnelle kömmt er hergeronnen!
Ein schwaches Bild von der Palläste Jagen,
Die rinnen in den Spiegel aller Sonnen.
O Schifflein schwanke nur! Du läßt mich ahnen
Des Lebensschiffleins Fahrt auf seinen Bahnen.

95.

Ha! Wie's ein einz'ger Zug des Ruders lenket!
Wie's plötzlich scheint ans Ufer hinzustoßen!
Ha, wie's beim zweiten Zug sich wieder schwenket,
Als wär es nur zum Schein dorthin geflossen!
Und nun des Baches Fall sich schneller senket,
Nun wird es mit dem Schwall hinabgegossen!
Könnt ich so klug mein Lebensschifflein leiten!
Laß, Schiffer, deine Kunst mich heimlich deuten!

96.

So soll ich denn am Lebensruder lauern,
Und stets die Klippen fürchten unter Wellen?
Daß nicht zerschellt mein Schiff an Felsen-Mauern,
Soll stets ich bang seyn auf den Silberwellen?
Bei frohem Wellen-Tanze soll ich trauern,
Ach, da wird sicherlich mein Schiff zerschellen;
Denn, wo die Wellen hüpfen wie vor Freude,
Da wird dem Schiffer bang vor großem Leide!

97.

Nur, wo so furchtbar still die Wellen schleichen,
Und so geheimnißvoll im Kreis' sich drehen,
Und wo die Ruder nicht den Grund erreichen,
Und ich des Bodens Tiefe nicht kann sehen,
Von dieser Bahn nur soll ich ab nicht weichen,
Und nie mein Ruder müßig lassen stehen?
Denn wer sich sicher träumt in seinem Schiffe,
Der wird zertrümmert bald am Felsen-Riffe!

98.

So soll ich wandeln denn den Weg, den krummen,
Nie auf mein Ziel gerade hin mich wenden,
Und meine Bahn durch lauter List vermummen,
Und durch mein Steuern die am Ufer blenden,
Und bei der Wahrheit heil'gem Ruf verstummen,
Und drehn mein lauschend Ohr nach allen Enden?
Könnt' ich's an deinem Beispiel, Rudrer, sehen! —
Wie schwer ist's, ach, die rechte Straße gehen.

Wetter.

99.

So ſchling dich fort nun, Brege, ſanft gebogen,
So nimm mit Liebe auf die feuchten Strahlen!
Der Berge Geiſter ſind dir hold gewogen,
Sie ſchütten aus, der Felshöhn heil'ge Schalen,
Und ſanft hinab wird all' die Fluth gezogen,
Die als Tribut die Wolken fromm bezahlen! —
Bald jagt ihr Wogen fort in ganzen Heeren,
Im Donaubett, voll Sehnſucht nach den Meeren!

100.

So rennt, ſo eilt, ſo ſtürzt, ſo fliegt hinunter!
Ihr müßt, ein Rad, mit um den Erdball rennen.
Die Fiſchlein ſpielen drinnen froh und munter,
Weil eure weite Reiſe ſie nicht kennen!
Taucht dann im großen Waſſerbecken unter,
Weil euch, verklärend, Sonnenſtrahlen brennen,
Dann ſteigt ihr aus dem Meer von Gluth gehoben,
Im Thau, in duft'gen Wolken, froh nach Oben!

101.

Wenn dann die Winde mächtig an euch hauchen,
Vermählen plötzlich ſich die Feuergeiſter,
Weil ſie von Nebelduft ein Brautbett brauchen,
Und ſich umarmen in den Wolken dreiſter;
Wenn dann von Stickluft all die Thäler rauchen,
Muß Eines werden ob dem Andern Meiſter;
Und dann entbrennen hell des Himmels Flammen,
Die wieder aus dem Schoos der Waſſer ſtammen.

102.

Ha! Sieh, der Wolken graufe Nacht-Geſtalten
Mit ſchwarzem Mantel durch die Himmel ſchreiten,
Ha, wie ſie ſchütteln Blitze aus den Falten,
Und ziſchend auf das ganze Thal hinbreiten!
Und aus des Hügelkranzes höchſten Spalten
Da ſeh ich krachend einen niedergleiten;
Und wie im Zickzack er die Luft durchrennet,
Gewahr ich, wie er ſchnell in zwei' ſich trennet.

103.

Und einer ſtürzt ſich auf die Hügelkrone,
Die mitten in dem Thal ſich ſanft erhebet,
Darauf, als wie auf alter Vorzeit Throne,
Der Fürſtenberger Burg erhaben ſchwebet,
Da ſtreift der Strahl hinab, daß er verſchone
Den Horſt, der auf den alten Mauern bebet,
Und ſtürzt im Hof ſich in ein Waſſerbecken,
Als möcht' er durſtig an der Quelle lecken.

104.

Da giert der Reiher, in der Luft ſich ſchwenkend,
Und plötzlich breitet er den Fittig ſtehend,
Sein Aug auf einen Punkt im Waſſer lenkend,
Und hält ſich, gegen Wetterſturm ſanft wehend,
Den ſpitzen Schnabel gierig abwärts ſenkend,
Des Schwanzes kurze Federn nieder drehend;
Und plötzlich gab's von Unten ihm ein Zeichen,
Er ſollte tauſend Schritte ſtromab weichen.

105.

Und girrend ſchrie' er, unter Flügel-Schlagen,
Und flog dreimal im Kreis, am Wolkenſaume,
Nun ſah ich tauſend Schritt hinab ihn jagen
Und plötzlich kehrt er um, zum erſten Raume,
Als ob etwas vergeſſen er, zu fragen,
Und abwärts blickt er wieder zu dem Schaume
Der Sturm-gejagten Wellen, friſch und munter
Nun taucht er auf die Fluthen ſich hinunter.

106.

Und wie mein Auge folgt dem andern Strahle,
Seh ich ihn ſtürzen nieder auf die Wellen
Der Brege — die ſich ſchlängelt hin im Thale —
Und über jene Brücke ſeitwärts ſchnellen,
Und dann verſchwinden ſchnell beim zweiten Male,
Als er ſich nahte den Cryſtallenquellen,
Die aus dem hohen Waſſerbecken rinnen,
Dort unter jener Burg bemoosten Zinnen.

107.

Und aus der Fluth erhob im Farbenſchimmer
Sich eine Waſſerſäule furchtbar brauſend,
Hellſtrahlend in der Fluthen Silberflimmer,
In Millionen Tropfen niederſauſend;
Auch die verſchwand im Nu! Ich ſah ſie nimmer.
Doch auf der Fluth erblickt ich wohl viel Tauſend
Von Ringeln, nach der Silbertropfen Falle,
Und labte mich an ihrem Säuſel-Schalle.

108.

Und kaum war dieser holde Ton verklungen
So webte sich ein weißer Nebelschleier,
Schnell in der Luft. Ich fühlte mich umrungen
Von holder Nacht! — Wohl hob mein Geist sich freier,
Doch waren meine Sinne ganz bezwungen,
Von Traum-Begeisterung. — Sieh! Da stand der Reiher,
Hoch in den Lüften, über jener Stelle,
Wo sich zur Wassersäule hob des Baches Quelle.

Der Donaugeist.

109.

Und plötzlich schwang sich aus der Wellen Tiefe
Ein Knabe, hold wie Engel nur uns nahen,
Das Auge offen, als ob nie es schliefe,
Die Arme hebend, liebreich zu umfahen;
Die Lippe hold bewegt, als ob sie riefe:
Den Himmel, welchen deine Augen sahen
Im Stromes-Spiegel, magst du leicht erwerben,
Doch süßer ist's, vor Lust da oben sterben!

110.

Und mit der blauen Lilie in den Händen
Da winkt' er mir, daß still ich hören sollte;
Und wie die Fluth umspielte seine Lenden,
Der Donner in den fernen Wassern rollte;
Da schien das Wasser rückwärts sich zu wenden,
Als ob es ihm Verehrung zollen wollte;
Und all' die Fischlein ragten aus der Fläche,
Als ob sie horchten, was der Schutzgeist spräche.

111.

Er ſprach — es klang wie nächtlich Blätter Säuſeln,
Wenn hell der Mond durchſtrahlt die dunkeln Erlen;
Es klang wie Baches ſanftes Wellen-Kräuſeln
Wenn plätſchernd auf der Fläche hüpfen Schmerlen;
Wie wenn des Schilfrohrs ſchlanke Stäbe geißeln
Den Bach, daß auf der Fläche wachſen Perlen;
Es klang wie Bienen-Sang, ſo hold, ſo leiſe,
Als er zu mir ſo ſprach, mit ernſter Weiſe:

112.

Ich bin der Donau-Geiſt, dir ſey's verkündet!
Nun dir die Augen aufthau'n, magſt du's ſchauen!
Wer in die Fluthen taucht, erſt lang erblindet,
Eh er im raſchen Strom dem Blick darf trauen!
Denn unterird'ſche Nacht die Sinnen bindet,
Wenn ſie gereinigt nicht vom Erdengrauen!
Doch ach, das Spiegelthal zieht arger Weiſe
Die Schwachen in die falſchen Wellen-Kreiſe.

113.

Denn ſchön iſt's, niederſchau'n vom hohen Rande
Des Ufers in den blauen Himmelsgarten;
Doch blicken auf, vom feuchten Kieſelſande,
Und aus dem Himmelblau die Hand erwarten,
Die retten ſoll, und bebend zagt am Strande —
Das iſt ein Anblick, vor dem viel erſtarrten!
Ach Menſch, o bleib in deinen Himmelsklüften!
Du bebſt vor'm Himmelblau in Erdengrüften! —

114.

Glaubt ihr denn, daß des ganzen Erdballs Runde
Ihr so durchwühlen könnt, ihr seyd verwöhnet,
Ihr bebt vor eures Kobolds Donner-Munde,
Wenn ihn die Wünschelruthe wo verhöhnet;
Dann hat geschlagen Bergmanns letzte Stunde,
Wenn er des bösen Wetters Mordhauch stöhnet,
Weil Menschenhände nach der Teufe Gängen
Mit frechem Fackelschein sich frevelnd drängen!

115.

Und meines Reiches Gränzen wollt verachten
Ihr Erdenwaller, mit den heißen Herzen!
Wenn meine Fluthen euren Blick umnachten,
Sind schnell erloschen eures Lichtes Kerzen;
Und dennoch mag ich grausam euch nicht schlachten,
Wie Kobold thut den Frevlern, unter Schmerzen;
Sanft wickl' ich sie in feuchte Todtenschleier;
Und sende sie zurück dem Erdengeier.

116.

Wie oft reiß' ich vom Erdreich ganze Strecken
Am Ufer unten weg, als wollt' es sinken;
Das frohe Kind, der Mensch läßt sich nicht schrecken,
Ich mag ihm noch so treu von unten winken;
Er stellt sich doch an's tiefe Wasserbecken,
Und hat doch satt am Felsenquell zu trinken
Kann ich dafür, daß stets die Wellen graben?
Dann schrei'n sie: Ach! Die Donau muß ihn haben!

117.

So bild ich große Inſeln, ewig bauend,
Von leichtem Sande mir in meinem Fluſſe.
Das könnten ſie doch ſeh'n, am Ufer ſchauend,
Daß ſie gebaut nicht ſind dem Menſchen-Fuße;
Auch dahin treibt ſie Neugier, ſelbſt vertrauend,
Zu grauenvoller Angſt und Todes-Buße;
Ach! Wie ſie vor dem Sterben da ſich ſträuben!
Sie ſollten fern von Triebſand-Inſeln bleiben!

118.

Doch die der Menſchenhochmuth treibt zum Schwimmen,
Als dürften ſie's mit meiner Macht ſchon wagen,
Als könnten ſie die Tiefe mir beſtimmen,
Und meſſen meiner Welten luſtig Jagen,
Bei deren Freveln muß ich oft ergrimmen,
Am Ufer ſchwören ſie, daß ſie nicht zagen,
Wenn dann die kalten Wogen ſie umarmen,
Dann ſtrecken ſie die Hand gar um Erbarmen!

119.

Noch mag ich's leiden, wenn im ſchlanken Nachen
Die Schiffer über meinen Spiegel ſchreiten!
Zertritt des Menſchen Fuß doch ohn' zu wachen,
Die Blumen, die auf ſeinem Weg ſich breiten,
Doch ſoll ſein Frevel nur mich nicht verlachen,
Weil ich nicht mag ob meiner Rechte ſtreiten!
Denn manche Fluth ſucht meine Luſt zur Wohnung,
Weh' ihm, wenn er ſich naht, und hoff't auf Schonung!

120.

Doch du willſt meiner Macht ein Lobllied ſingen,
— Ein Bothe mir in's Ohr die Kundſchaft hauchte —
Dort, hoch am Schwarzwald ſah'ſt du ja ihn ſchwingen
Die Fittige, dann, wie er niedertauchte,
Da ſagt ich ihm: Die Luſt mag ihm gelingen,
Und wenn er etwa einen Führer brauchte,
So leite ihn hinauf zum Urſprungs-Spiegel,
Wo ich geſprengt den erſten Felſen-Riegel!

121.

Du ſah'ſt, wie ich ihm ſeinen Lohn gegeben,
Ein Silberfiſchlein reicht' ich ihm zur Speiſe,
Drum weih't er mir ſo treu ſein ganzes Leben,
Macht auf und nieder ſeine Kundſchaft-Reiſe;
Sieh'ſt du geſpannten Fittigs ſo ihn ſchweben,
Dann ſucht er mich im tiefen Wellengleiſe!
Beim erſten Anblick taucht er pfeilſchnell unter
Und ſagt mir ſeine Bothſchaft treu und munter.

122.

Und wenn er girrt, dann iſt's ein ſichres Zeichen,
Daß Menſchen ſich dem Donau-Ufer nähern,
Damit ich mag mehr in die Tiefe weichen,
Vor ſolchen mir zum Tod verhaßten Spähern,
Doch lauſch' ich gern oft an den blumenreichen
Geſtaden, bei den frohen fleiß'gen Mähern,
Die ſingen bei der Arbeit hell und munter,
Ich fand ſchon manches ſchöne Kind darunter.

123.

Auch du sollst mich bisweilen schau'n in Wellen,
Denn mich erfreu'n der Sänger schöne Lieder!
Gib Acht! Wann Fische so in Lüften schnellen,
Und schrittweit plätschernd, dann versinken wieder,
Da floh'n sie schreckhaft, vor dem Glanz, dem hellen,
Der in der Fluth umstrahlet meine Glieder,
Dann halt' den Oden ein, recht still zu lauschen,
Du lernst mich schon verstehn, beim Wellenrauschen!

124.

Doch daß du nun verstehest meinen Namen,
Als Brege hast du mich bisher begrüßet;
Verehr' in ihr, des großen Baumes Saamen!
Doch hier, wo die Crystallenquelle fließet,
Durch diesen glatt geschliff'nen Felsenrahmen,
Und in der Brege Busen sich ergießet
Werd' ich von Donaueschingen genennet
Der Donaustrom, wie mich der Erdball kennet.

125.

Denn auf des Schwarzwalds Höh'n ward ich erzeuget
Im Felsenbett von goldnen Sonnenküssen;
Doch hier ward ich zum erstenmal gesäuget
Am Fürstenberger Quell, vom Veilchen-süßen
Gewässer des Gesteins; bald tief geneiget,
Saug ich mir Labung an der Berge Füßen,
So wirst du sehn, in vielerlei Gestalten,
Den Geist des großen Donau-Stromes walten.

126.

Und wie du meine Wandlung wirst gewahren
Am Strudel, Wirbel, an dem Eisen-Thore.
So wirst du staunen ob den großen Schaaren
Von Thieren, die im rauschend lauten Chore
Der Wellen tanzend, lebensfroh sich paaren,
Und die im Baum, im Strauch, im Schilf, im Rohre,
Und in den Lüften laut ihr Danklied singen,
Daß es zum Sternen-Meer hinan soll dringen.

127.

Und wie bei hoher Fluth, bei furchtbar'n Stürmen,
Sie all' ihr Leid dem Herrn der Welten klagen,
Wenn Eises-Massen Häuserhoch sich thürmen,
Und Wogen Landes-Strecken weiter tragen,
So glaubet jedes doch: Er wird uns schirmen!
Und keines will am Donau-Strom verzagen,
So bleibet auch der Mensch in seiner Hütte,
Wenn gleich der Fels droht, daß er ihn verschütte!

128.

So bleibet auch der Mensch im Kriegsgetümmel,
Der hier an meinem schönen Strande wohnet,
Der Hütte treu, die er, als seinen Himmel,
Sich selbst gebaut, weil da die Milde thronet,
Und flüchtet sich im wilden Schlachtgewimmel
Nicht in ein fremdes Land, wo er verschonet;
Wenn auch des Krieges Schrecken um ihn rauschen,
Er mag doch seinen Himmel nicht vertauschen.

129.

Denn freundlich wohnt ſich's an dem gelben Strande,
Es knüpft ein eigner Geiſt der Treu' und Liebe
Um jedes Menſchenherz ſo feſte Bande,
Daß es nicht wankt im heiligſten der Triebe,
Daß es nicht laſſen kann vom Vaterlande,
Wenn ihm auch nur die Luſt des Athems bliebe,
Daß es von dieſem Ufer nicht kann ſcheiden,
Wo es mehr Freuden doch erlebt, als Leiden!

130.

Sieh! Da begann die Fluth ſich hoch zu ſtauen,
Und plötzlich glitt zur Tiefe er hinunter,
Da rollte leis' der Donner durch die Auen,
Und abwärts ſtrömten nun die Wellen munter;
Und mich ergriff ein tiefes Seelen-Grauen,
Und all' die Fiſchlein ſpielten wieder munter;
Und Donaueſchingen erbebte leiſe,
Vom dumpfen Brauſen in dem Wogengleiſe.

Ende des erſten Geſangs.

Fr. A. Kanne.

An Millauer. *)

Du haſt die Thräne freundlich mild beſungen,
Die wild ich hab' dem Feindlichen geweinet,
Und wo darin die Sonne wiederſcheinet
Das auszuſpäh'n iſt dir auch wohl gelungen.
Doch nie wird das vom Andern ganz durchdrungen,
Was einer ſo mit ſeinen Thränen meinet,
Denn den Strom, der das Herz zerreißt und einet,
Durchſchwimmt nur, wer hat ſelbſt mit ihm gerungen! —
Führ' uns nicht in Verſuchung! Alſo bete! —
Und ſtatt ob fremden Thränen trüb zu brüten
So ringe klar dir eigne zu erſparen!
Die Liebe ſchuf um Unſchuld treu zu hüten
Die Kunſt! ſie mag vor ſpäter Reu dich wahren
Wenn zitternd ich ſchon vor den Richter trete! —

Z. Werner.

*) Dieſes Gedicht ſchrieb der geehrte Herr Verfaſſer in das Stammbuch ſeines Freundes, in Bezug auf deſſen, in den Friedensblättern 1815 abgedruckte Sonnette, welche eine Art von Kritik über Werners Dramen in ſich ſchließen.

In ein Stammbuch.

Ergieb dein Ohr der feilen Schmeichelei,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
Von glattem Firniß übertüncht erblicken;
Nur komme nie dir die Vermuthung bei,
Daß solcher Farbe Glanz von Dauer sey!

Vertraue dich dem ächt bewährten Freund,
Willst du die Schwächen, die den Sinn berücken,
In unbemäntelter Gestalt erblicken;
Nur zweifle nicht, daß er, der Lobsucht Feind,
Durch Tadel selbst dein Lob zu fördern meint!

Dem schärfern Lufthauch deines Schicksals weichend,
Wird Schmeichlergunst, der Eintagsfliege gleichend,
Spurlosen Fluges in ihr Nichts verwehn;
Im Lebenssturm die kräft'ge Hand dir reichend,
Wird Freundestreue dir zur Seite stehn!

K. G. Prähel.

Hochzeitlied.

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Pflegt auch der Wunsch nicht fern zu seyn,
Gott Amors wesenlosen Spielen
Gediegnern Inhalt zu verleihn.
Doch ach! die Hindernisse thürmen
Oft Berge gleich sich himmelan!
Gewitter drohn, Orkane stürmen
Um Mann und Weib und Weib und Mann!

Gar viel der Fälle sind vorhanden!
Nehmt nur zum Beispiel die Gefahr,
Die Prinz Tamino ausgestanden,
Als er Pamina's Freier war!
Wie ging die Noth und Angst ins Weite,
Bevor er trocknen Fuß gewann,
Um endlich an der Gattinn Seite
Zu reichen an die Gottheit an!

Bald will der Blitzstrahl ihn verzehren,
Bald läßt man Löwen auf ihn los;
Saraſtro droht mit Weisheitslehren
Und mit dem Dolch Monostatos!
Des Onkels gutgemeinten Segen
Zerstört der Schwiegermutter Haß;
„Links!“ ruft ihm der Diskant entgegen,
„Rechts, theurer Sohn!“ beginnt der Baß.

So irrt er um des Tempels Wände
Nach Oft und Westen unruhvoll,
Und weiß kaum selbst, was er am Ende
Mit seiner Flöte will und soll!
Doch bleibt er standhaft sich zum Lobe
Als Mensch und Prinz; bis ihn zuletzt
Die Wasser- und die Feuerprobe
Mit Müh ins Brautgemach versetzt. —

Welch schön'res Loos ist Euch gefallen!
Zum Ziel gelangt auf ebner Spur,
Trifft euch von jenen Leiden allen
Nichts als die Feuerprobe nur.
Kein Zweifel schlägt das Herz in Bande,
Kein Dämon störet eure Ruh;
Nein, so geht's nicht bei uns zu Lande,
So geht's nur in Ägypten zu!

Den Gipfel sieht man euch erringen
Des höchsten Glücks, und niemand fragt,
Ob ihr in Blasen oder Singen
Halsbrechenden Versuch gewagt?
Der süße Wunsch hat leichte Flügel;
An Hymens Tempel langt ihr an,
Ein kurzes Ja sprengt Schloß und Riegel
Und willig wird euch aufgethan!

Vermeldet steht zu Amors Ehre:
„Wir leben durch die Lieb' allein!"
Stets mög' auch euch die heitre Lehre
Begleiterinn durchs Leben seyn!

Und fröhlich wird im Lauf der Zeiten,
Vom Sonnenstrahl des Glücks umlacht,
Die junge Pflanzung sich verbreiten,
Die sprossend euch zu Gärtnern macht!

K. G. Prätzel.

Die Nymphe der Weiseritz. *)

(Zum Blüthenfeste 18.. in Arthur von Nordsterns Garten.)

Ich schaute vom Felsen hinab ins Thal,
Sah unter mir der Tannen Haupt sich heben,
Und Birkenlaub im Sonnenstrahl
Die weißen Stämme grün umweben.
Ein Flüßchen schlängelte sich schmal,
Doch spiegelklar zum netten Hause,
Das auf der Äpfelblüthen Roth,
Aus bläulichem Holunderstrauße
Recht heimlich sich dem Auge bot,
Indeß bei immer regem Klappen,

*) Ein Bergflüßchen, das sich durch den romantischen Plauenschen Grund und dann bei Dresdens Friedrichstadt in die Elbe ergießt.

Das Mühlrad Funken von sich warf,
Die wie das reinste Silber blitzten;
Indeß, mit Hämmern schwer und scharf,
Die muntern, mehlbestäubten Knappen,
Wohl für des künft'gen Jahrs Bedarf,
Am grobbehaunen Mühlstein spitzten;
Indeß, die Angel in der Hand,
Der dicke Meister am Damme stand,
Stets prüfend mit bedächt'gen Blicken,
Ob's ihm gelang, ein Fischlein zu berücken.

Mich zog dieß Bild hinab, doch mehr —
Vor Euch darf ich's wohl eingestehen —
Die schönste Maid, die mir's gelang am Wehr
Im Weidenbusche zu erspähen.
Ein Schleier schien sie zu umwehen
Wie Silberzindel dünn und klar,
Und, täuscht der Blick auch in der Ferne,
Mir ward doch so viel offenbar,
Ihr Auge glich dem Glanz der Sterne,
Der braunen Malv' ihr wallend Haar;
Frisch, wie Granaten, erst gespalten,
Lud ein zum Kuß der Purpurmund;
Der Hals, die Arme, schneeig und rund,
G'nug alles, was die leichten Falten
Des dünnen Silberflors umwallten,
That mehr, als eine Sterbliche, kund.

Ihr seht, bei so gestalten Dingen
War's wohl noch mehr, als Dichterpflicht,
Im Fall der Noth vom Felsen zu springen —
War doch selbst Sappho drauf erpicht! —

Doch meine Wonne faßt ihr nicht,
Als ich die Schöne hörte singen,
Ich Armer, der, das Täflein zur Hand,
Schon längst schier in Verzweiflung stand,
Zum Arthurfest ein Lied zu bringen,
Und vor und in mir nichts, als Sand
Und Moos, versengt vom Sonnenbrand,
Doch nirgends ach! ein Dichterblümchen fand.

So schwang ich denn vom Felsensteige
Durch Kies und Farrnkraut mich hinab,
Und lauschte durch das Grün der Zweige,
Das wankend im Weste die Nymphe umgab,
Und habe, wenn auch zu Zeiten beklommen,
Ihr Liedchen zu Protokolle genommen:

Nein, ich weiche meinen Schwestern,
Wär' ich auch die kleinste, nicht;
Niemand wag' es, mich zu lästern,
Die der Lorberkranz umflicht!

Ähnlich der Kastal'schen Quelle
Spring' ich aus der Felsenbrust,
Bin, wenn ich durch Blumen schwelle,
Schöner Zukunft mir bewußt.

An der blonden Elbe Busen
Eil' ich zwar voll Zärtlichkeit,
Doch nicht früher, bis die Musen
Mich gegrüßet und geweiht.

Eh' ich, in den Arm ihr sinke,
Ström' ich Arthurs Garten nah;
Ob mir dann Vergessen winke,
Ich war in Arkadia!

Hörte seine Saiten klingen,
Lauschte auf der Lieder Ton,
Die sich, wie auf Adlerschwingen,
Hoben zu dem Sonnenthron.

Auch der Freunde Lieder schallen,
Frei schwingt Phantasus den Stab;
Wie vom Baum die Blüthen fallen
Lieder von den Herzen ab;

Blüh'n noch lange im Gemüthe,
Finden wohl ein schönes Ziel,
Wie, vom West geküßt, die Blüthe,
Die auf Laura's Busen fiel! *)

J. Kind.

---

*) Petrarca Canzone 4.

Der Dichter an ſein Kätzchen.

Wie lächeln mir ſo freundlich die Kamönen!
Denn — ſpottet nur darob! —
Denn heute ſoll mein Saitenſpiel ertönen
Zu einer Katze Lob.

Ach! wen, o ſprecht! in dieſer Zeit von Eiſen
Voll Trug, Verrath und Luſt,
Wen kann mit Recht des Sängers Harfe preiſen,
Wenns Katz' und Hund nicht iſt?

Magſt du den Kopf auch dir nicht viel zerplagen,
Daß er mein Lied verſteht!
Läßt ſich das Gleiche doch von Manchem ſagen,
Der als Mäcen ſich bläht.

Wenn ich zuerſt nicht deine Schönheit prieſe,
Verdröß' es dich mit Recht.
Was gälte, ſelbſt bei Katzen, mehr als dieſe,
Dem weiblichen Geſchlecht?

O du, von Augen gelb, und blau von Haaren,
Sprich, welches Katerherz
Hat dieſer Reitze Zauber nicht erfahren,
Mit Luſt und ſüßem Schmerz?

Wer lacht dir hämisch, Trotz sey ihm gebothen!
Ins bärtige Gesicht?
Und küßt' ein König dir die sammtnen Pfoten,
Zuviel, im Ernst, wärs nicht.

Doch tönt nicht stets ein Miau dir zur Feier,
Erpreßt von Liebesweh?
Du zählst, der Katzen schönste, mehr der Freier,
Als einst Penelope.

Und spielst du gleich bei allen die Kokette,
Nicht achtend ihrer Pein,
Wirft keine Dame doch so leicht, ich wette,
Auf dich den ersten Stein.

Stets opferst du — wer sieht nicht hier das Siegel
Der ächten Weiblichkeit? —
Gleich einem Mädchen, vor dem Anzug-Spiegel
Dem Putz die schönste Zeit.

Mehr bist du noch als Heldina zu erheben.
Denn ohne dich, o Graus!
Müßt' ich vor Feinden Tag und Nacht erbeben
In meinem stillen Haus.

Mehr als Achill im Zorn einst Heldenschatten,
Bei Trojas wildem Brand,
Mehr hast du, wahrlich, Mäuse schon und Ratten
Zum Acheron gesandt.

Zwar soll stets falsch sich dein Geschlecht beweisen;
Doch mancher Biedre meint,
Nicht höher sey in diesem Punkt zu preisen
Sein Mädchen und sein Freund.

Die Stimme nur will man bei dir nicht loben,
Und — welch ein Schmerz für mich! —
Oft grüßt man gar, als gäbst du Opernproben,
Mit wildem Pochen dich.

Doch wenn auch hier nicht die Natur das Schöne
Zum Guten dir beschied,
Wer hörte doch nicht lieber deine Töne,
Als Horns Karfunkellied?

So werd' ich stets für deinen Ruhm mich streiten,
Denn nie, mit einem Wort,
Nie kränkst du mich, verzeih' ich nur zu Zeiten
Dir etwas Raub und Mord.

Weisser.

Das Licht in der Ferne.

Was leuchtet ſo glänzend dort über dem Wald
Und grüßt mich mit freundlichem Schimmer?
Dich muß ich erreichen du lichte Geſtalt
Sonſt ſtill' ich die Sehnſucht wohl nimmer! —

Und raſch dringt der muthige Knabe hinein
In Waldes geheiligten Schatten;
Da blinket, entweichend, der liebliche Schein
Herunter von grünenden Matten.

Vom regen Verlangen, von Liebe durchglüht
Erklimmet der Knabe die Höhen;
Ach! weiter und weiter das Lichtlein entflieht,
Jetzt ſcheint es am Gipfel zu ſtehen.

Ha weiche nur, weiche, ſüßlockendes Licht,
Mir ſoll vor den Felſen nicht grauen!
Du flüchtiges Flämmchen entrinneſt mir nicht
Ich werde bald näher dich ſchauen!

Schon iſt er vom ragenden Gipfel nicht fern,
Schon meint er ſein Glück zu umfangen,
Da ſieht er ſein Lichtlein, als flammenden Stern,
Hoch oben am Himmelsraum prangen.

Und Stimmen vernimmt er im säuselnden Wind:
Mein Knabe, du wolleſt nicht klagen,
Der blinkende Stern iſt der Himmliſchen Kind
Ihn darf ja die Erde nicht tragen.

Er ſtrahlet hernieder, der irdiſchen Nacht
Das Licht und das Leben zu bringen,
Ein Bote der Alles unfaſſenden Macht
Erzählend von göttlichen Dingen.

Du ſtürmteſt o Knabe durch Berge und Thal,
Dem Helden dich eng zu verbinden,
Doch was du erſpähſt, iſt gebrochener Strahl,
Ihn ſelber, ihn wirſt du nicht finden.

Schon folgten ihm viele, bald näher bald fern;
Wollt' keinem zu eigen noch werden,
Und fragſt du, wie nennt ſich der leuchtende Stern:
Die Sangeskunſt heißt er auf Erden!

Eduard Anſchütz.

Der Hund und die Katze.

Eine Fabel.

Ein Hund — er wird in der Geschichte
Vermuthlich darum nicht genannt,
Weil er mit ehrlichem Gesichte
Solch ehrliches Gemüth verband,
Mit klugen Augen solch gesunden,
Solch hundgemäßen Hausverstand —
Daß er von tausend andern Hunden,
Die ebenfalls ein ehrlich Blut
Und klug wie er und treu und gut,
Als ächtes Hundeexemplar,
Gar nicht zu unterscheiden war.
Und da nun Held- und Weltgeschichte
Das stille Thier durchaus nicht kennen,
So sey's erlaubt ihn im Gedichte
Pragmatisch nur den Hund zu nennen. —
Also der Hund, um auszuruh'n,
Wovon, ist zwar nicht ganz ermessen,
Doch wird der Leser unterdessen
Auch einem Vieh nicht Unrecht thun
Und glauben, daß er letzte Nacht,
Wenn auch nicht wie sein Herr, der Rath
In Sorgen just um Land und Staat,
In Sorgen doch für's Haus verbracht.
Von diesen Nachtgeschäften nun
Ein kurzes Ständchen auszuruh'n,

Lag er — der Rath nicht — lag der Hund,
An Leib und Seele kerngesund,
Dicht vor dem Hauf' auf einem Steine
Im warmen Mittagssonnenscheine. —
Seitwärts gekrümmt die Hinterfüße,
Die Vordern weithin vorgedehnt
Worauf bequem der Kopf sich lehnt,
Übt er das Vorecht, jenes süße,
Das ganz und in Vollkommenheit
Natur den Thieren nur verleih't
Und das der Mensch, der's halb nur kennt
Schon dolce far niente nennt.
So lag der Hund in warmer Sonne
Am Mutterbusen der Natur
Und dachte nichts und fühlte nur
Des Daseyns ungestörte Wonne. —

Und neben ihm, auf einer Tonne,
Da saß die ämsige Minette
Und machte förmliche Toilette,
Just wie die Freiinn, ihre Dame,
Wenn sie geladen war nach Hofe.
Minette nähmlich ist der Name,
Der Katze, merkt es! nicht der Zofe,
Die schlechtweg Mine ward genannt
Und die an Rang und Konsequenz
Bei der Baroninn Exzellenz
Tief unter ihrer Katze stand.
Minette aber war's auch werth,
Daß ihre Frau sie liebt und ehrt;
Minette war mit Sorgsamkeit,
Seit ihrer ersten Jugendzeit
Von ihrer Dame selbst erzogen

Zum wahren Katzenideal;
Minette ward auch vorgezogen
Vor Sohn und Tochter und Gemahl;
Minette macht auch Sammettatzen,
So oft die Frau Baroninn speist;
Und lohnt nur selten ihr mit Kratzen
Die Liebe die sie ihr erweist;
Minette fraß auch in der Regel
Nie eine Maus, nie rohe Vögel
Sie packte sie nur beim Genick;
Und zwar mit Vorsicht und Geschick,
So daß sie nicht krepirten dran,
Nein, Hoffnung zum entflieh'n behielten
Und mit Minett' ein Weilchen spielten,
Bis sie natürlich starben dann.
So ging's der Maus, so ging's dem Spatze;
Allein der groben Wasserratze,
Der krümmt Minette nie ein Haar;
Kurz, wie gesagt, Minette war
Das Ideal von einer Katze. —
Jetzt in der stillen Mittagszeit,
Wo weithin menschenleer die Gasse,
Saß sie am Hauf' auf einem Fasse
Und während sie voll Ämsigkeit;
Sich Hals und Brust und Leib und Pfoten
Fein säubert mit dem Rosenmund,
Erzählte sie zugleich dem Hund
Fein-säuberliche Anekdoten
Von Stadt und Land und Haus und Hofe,
Von Frau und Kind und Herr und Zofe.
Allein der Hund ließ sich nicht stören
In seines Nichtsthuns süßer Ruh',
Schien abgewandt kaum zuzuhören

Und hörte wohl auch gar nicht zu.
Mit einem Male brach Minette
Das luſtigſte Geſchichtchen ab
Und ſprang inmitten der Toilette,
Erſchreckt und ſcheu vom Faſſ' herab,
Und lief ſo ſchnell ins Haus hinein,
Als wär der Satan hinterdrein.
Der Hund ſchau't auf; und ſah' nichts weiter
Als einen alten tapfern Streiter,
Der für das theure Vaterland
Das linke Bein, die rechte Hand,
Was man ſo nennt, dahingegeben.
Doch nein! das ſah' er ihm nicht an,
Es ſah' der Hund nur einen Mann,
Der alt und kraftlos durch das Leben
Auf einem Stelzfuß friedſam wallte.

Vorüber war er itzt der Alte,
Da ſchlich Minette aus der Thür'
Umſichtig ſpähend, leiſ' herfür;
Und wie ſie nun den Hund erſchaute
Ganz ſo noch, wie er erſt gelegen,
Rief ſie, indem ſie laut miaute:
Wie iſt es möglich ſo verwegen —
Das iſt das rechte Wort nicht nein!
So tollkühn, ſo verrückt zu ſeyn?
Ein Mannthier kommt, ein alter Held;
Du bleibſt und pflegeſt dir den Wanſt!
Kennſt du ſo wenig denn die Welt,
Daß du noch Menſchen trauen kannſt:
Den Menſchen trau'n! du meine Güte!
Dazu gehört ein Schafsgemüthe. —
Und als der Hund jetzt drohend knurrte,

Da lenkte schnell Minette ein
Und sprach, indem sie freundlich schnurrte:
Du wirst doch wohl nicht böse seyn,
Weil ich dich selbst zu schonen bath'?
Ich wollte dir ja weder Rath,
Noch unberufen Lehren geben.
Das wäre wahrlich lächerlich
Da du die Welt, da du das Leben
Unendlich besser kennst als ich.
Doch eben deßhalb muß ich's wagen
Dich höflich wiederholt zu fragen,
Weil ich es nicht begreifen kann,
Wie ein so vielerfahrner Mann,
Der weit und breit sich umgeschaut,
Gutmüthig noch den Menschen trau't? —
Das — sprach der Hund mit Wohlbehagen,
Will ich dir kurz und bündig sagen.
Von allem meinem Thun und Treiben,
Von allem, was ich lasse bleiben
Giebt es nur einen einz'gen Grund;
Und dieser heißt: — Ich bin ein Hund. —
Gut, rief Minette, gut! allein
Warum kann ich dein Thun, dein Lassen
Gar nicht begreifen, gar nicht fassen;
Warum kann ich wie du nicht seyn? —
Ei, sprach der Hund, die Ursach' ist,
Dieweil du eine Katze bist. —
Die Fabel wünscht, daß man sie deute
Nur einzig auf erwachsne Leute.
Sie wollte Menschenwerth nicht mindern,
Sprach nicht von neugebornen Kindern.

Ludwig Robert.

Der Knabe und der Spiegel.

Eine Fabel.

Gustav, ein Knabe von fünf Jahren,
Betrat zum allererstenmal
Mit seiner Mutter einen Saal,
In dem zwei große Spiegel waren.
Kaum wirft auf einen er den Blick,
Strahlt auch das Glas sein Bild zurück;
Er staunt vom Kopf bis zu den Zehen
Mit Wohlgefallen erst sich an; —
Ein lieber Spielkam'rad! — er kann
Nicht satt sich an sich selber sehen;
Bald aber ihn der Kitzel sticht,
Das unbekannte Kind zu necken,
Er macht ihm drauf ein schief Gesicht,
Droht es sogar mit seinem Stecken,
Doch schuldig bleibet man ihm's nicht,
Ein schiefer Mund kommt ihm entgegen
Und man bedroht ihn auch mit Schlägen.
Das ist zu arg! — Er weint und schreit:
„Dies Höhnen ist nicht zu ertragen!"
Sein ganzer Zorn erwacht, er dräut
Rachsüchtig in das Glas zu schlagen;
Die Mutter hemmt den Ungestüm
Des Sohnes, Schaden zu verhüten.
Und spricht mit mildem Ernst zu ihm:
„Ziemt dir es wohl, so roh zu wüthen?

„Dem Knaben, der dich aufgebracht,
„Haſt du zuerſt ein ſchief Geſicht gemacht. —
Geſteh' es nur!“ Das freilich. — „Sieh den Knaben
„Jetzt einmal an. — Du lachſt ihm zu, er lacht.
„Breit' deine Arm' ihm aus — gieb acht! —
„Gleich wird er ſeine offen haben.
„Jetzt, da dein Auge wieder mild,
„Wird Unmuth nicht das ſeine hüten;
„Erkenne der Geſellſchaft Bild,
„Das Gut' und Böſe, das wir üben,
„Man dort uns jederzeit vergilt.“

K. Müchler.

Das Verdienſt.

Es flüchtete, ſeit ew'ger Zeit,
Verfolgt von Mißgeſchick und Neid,
Verdienſt ſich in die Einſamkeit,
Und treu folgt ihm Beſcheidenheit;
Verläumdung knirſcht voll Bitterkeit,
Ihr gift'ger Pfeil reicht nicht ſo weit.

K. Müchler.

Cleopatra.

Nach einem Gemählde von Domenichino.

Des Abends letzter Gruß umspielt die Wangen:
Ob sich um's Aug' schon seine Schleier legen,
Scheint Sehnsucht noch die Lippen zu bewegen
Nach einer schönern Zeit, die nun vergangen.

Zur Seiten leget sie die goldnen Spangen,
Und hält den Busen von lebend'gem Regen
So übervoll, dem kalten Tod entgegen,
Als wie vertraut mit dem Geschäft der Schlangen.

Von Sturmeswuth daher, dorthin gewendet,
Mußt, schöne Blume! du so traurig enden,
Und all dein Duft, dein Blüh'n, war all vergebens.

Dies Meisterstück, so wunderbar vollendet
Zerstückst du reuvoll mit den eignen Händen,
Ein ernstes Denkmahl des verlornen Lebens!

Deinhardstein.

De gustibus non est disputandum.

Der eine lobt vor allen blaue Augen,
Des Himmels Licht meint' er daraus zu saugen;
Der andre glaubt: der ächte Liebesschein
Er flamme nur vom schwarzen Aug' allein,
Ein dritter lobt des braunen Auges Licht,
Das wie ein Strahl durch flücht'ge Nebel bricht;
Von aller Augenfarben auf der Welt,
Am besten mir ein grünes Aug gefällt.

Was treibt uns denn, wenn sich die Knospen regen,
Mit Allgewalt der jungen Welt entgegen?
Es ist das Grün, das Baum und Wiese deckt,
Des Lebens Schmelz, der uns zum Leben weckt,
Wer hält das Grün, wie's uns der Lenz beschert,
Nicht mehr, als selbst das Blau des Himmels werth,
Mehr als der Erde ewig gleiches Braun,
Mehr als das Schwarz, so nächtlich anzuschau'n.

Das beſte Glück, uns treu auch ſelbſt im Leide,
Es iſt die Hoffnung mit dem grünen Kleide,
Wo euch bei Nacht ein grünes Flämmchen neckt,
Da grabet nach, da iſt ein Schatz verſteckt;
Des Künſtlers Lohn, des Helden erſter Preis,
Was iſt er denn? — ein grünes Lorbeer-Reis!
Drum leuchte dem, dem ſolcher Schmuck behagt,
Des Liebchens Aug', ein glühender Smaragd.

Deinhardſtein.

Lebensſpruch.

Lai.

In dem engen Leben
Muthvoll ſich erheben
Sey gewagt;
Mag uns Nacht umgeben,
Mag uns Tod umſchweben
Nicht geklagt;
Lohn wird bravem Streben,
Darum kämpft nur eben
Unverzagt.

Deinhardſtein.

Bibelſprüche.

Kindespflicht.

Ehret, ihr Söhne und Töchter, den Vater und ehret die Mutter!
Dies, nach der Ehrfurcht vor Gott, iſt euch das erſte Gebot.
Dies, mit Liebe befolgt, verſüßet und tröſtet das Alter;
Ihr ſelbſt ſammelt dabei herrliche Schätze euch ein.
Denn dann werdet auch ihr an euern eignen Kindern,
Gleich von ihnen geehrt, Freude erleben und Heil.
Ehre Vater und Mutter mit Worten, mit That und Geduld auch
Daß ihr ſegnendes Wort über dich komme mit Kraft;
Denn des Vaters Segen erbauet Häuſer den Kindern,
Und der Mutter Gebet ſchmücket ſie herrlich und ſchön.
Spotte nicht deines Vaters im Alter, wenn er auch kindiſch —
Nicht der Mutter, wenn auch ſchwach und gebrechlich ſie wird.

Denn des Vaters Ehre iſt deine eigene Ehre –
Mutterverachtung iſt ewige Schande dir ſelbſt.
Pflege die lieben Alten und ach! betrübe ſie ja nicht;
Gütlich thu ihnen mit Luſt, was du nur immer vermagſt.
Jede Wohlthat, dem Vater erzeigt und der Mutter, der Armen,
Bleibt im Segen für dich ewig — o ewig bei Gott.
Aber Schmach dir und Schande, verleugneſt du darum den Vater,
Weil geſchickter du biſt, höher geprieſen, als er.
Wer den Vater verleugnet, der wird von den Menſchen verachtet;
Wer die Mutter betrübt, der wird verworfen von Gott.

Ritter Stolz der Gewaltigen.

Warum ſollt' ich mich fürchten in böſen Tagen, wenn dräuend
Mich das Frevelthun ſtolzer Bedrücker umſtürmt, —
Die ſich, geblendet vom Hochmuth, auf ihre Schätze verlaſſen,
Die in der Würden Glanz trotzen auf ihre Gewalt?

Das ist ihr frecher Muth und ihrer Vermessenheit Stütze,
Daß sie wähnen, es sey ewig in Ehr' ihr Geschlecht, —
Daß sie wähnen, es können nicht ihre Häuser verfallen,
Könne ihr hoher Stamm nimmer verdorren — das ist's!
Aber ihr Dichten und Thun ist eitel Thorheit; ihr Trotzen,
Ihrer Güter Gewalt wird mit dem Odem vergehn.
Darum laß dich's nicht irren, wenn einer mächtig und reich wird,
Wenn er sein irdisches Haus höher zur Herrlichkeit bringt.
Denn in seinem Sterben vermag er nichts mit sich zu nehmen;
Seine Erd-Herrlichkeit fährt ihm im Tode nicht nach.
Laß ihn des guten Lebens in rauschender Fülle genießen, —
Plötzlich die Nacht bricht herein, ruft ihn vor Gottes Gericht!
Kurz, wenn ein Mensch beglückt ist mit Würden und Gütern in Fülle,
Und hat keinen Verstand; — fährt er davon, wie das Thier.

Schlenkert.

Langes Leben.

Hell glühn des Ruhmes Becher
Der edeln Labe voll,
Und karg nur nippt der Zecher
Der rasch sie leeren soll.
Herbei du kalter Knabe,
Das Groß' und Schöne winkt,
Der höhnt die heil'ge Gabe
Der sie nicht eilig trinkt.

Willst Tropfen du vertheilen
Für lange Lebenszeit?
Du Thor, — was frommt dein Weilen;
Träumst du dein Ziel so weit?
Ein schwarz Gewölke schwebet
Ob deinem Haupt einher,
Sie blizt, dem Donner bebet
Der Grund, — du bist nicht mehr.

Vor deinem Grabe dehnet
Sich das Gefild so weit,
Dein Herz hat sich gesehnet
Nach dem nur was es heut;
Nach Kränzen, Strahlen, Tönen.
Was schlichst du nur zur Lust?
Was warfst du nicht dem Schönen
Dich brausend an die Brust?

Drum komm', und leer' die Schaale,
Die Göttinn reicht sie klar.
Sey Gott beim Göttermahle,
Dann Opfer am Altar.
Von ganzer Weihe trunken,
Rauch ganz in Flammen auf,
Verström' in Sonnenfunken
Im Flug den Lebenslauf.

Dann steht bekränzt dein Hügel
In ew'gem Tageslicht.
Des Zeitgotts rascher Flügel
Bricht deine Tempel nicht.
Ein Sieg, doch ganz errungen,
Ein Licht, doch ganz enthüllt,
Ein Lied, doch ganz gelungen,
Ganz ein Geschick erfüllt. —

Dann singen späte Zeiten:
„Heil dir, Verklärter, Heil!
Dir, Licht der dunkeln Weiten,
Wird ganz ihr Ruhm zu Theil.
Kein Lustrum reicht zum Lesen
Was dir ein Jahr erstrebt.
Wie kurz bist du gewesen,
Wie lang hast du gelebt."

Fr. v. Heyden.

Clärchen an Egmont.

Einen Helden ſah' ich kommen,
Einen Fürſten ſeiner Zeit
Und mein Herz ward hingenommen
Von des Lebens Herrlichkeit;
Und er klopfte fromm und leiſe
An des kleinen Hauſes Thor
Und in ſeines Odems Kreiſe
Schlug mir laut das Herz empor!

Alles hatt' er ſich errungen,
Lebensluſt und Lebensruhm
Sich den Lorbeer umgeſchlungen
Und das goldne Ritterthum;
Wieder einen Heldenwandel
Hingeſtellt in alte Zeit
Glorreich wie im Fürſtenmantel;
Glorreich auch im Bürgerkleid.

Ach! es hatte ſchon vor Jahren
Clara, da noch Kind ſie war,
Von dem Egmont ſchon erfahren,
Von dem Sieger wunderbar.
Hatt' ihn in den Weltgeſchichten
Ziehen ſehn mit ſeinem Kranz
Wie die Welſchen Lieder dichten
Von der Paladine Glanz.

Und er kam — und alle Kränze
Hing er auf an meiner Wand
Bot in meines Lebens Lenze
Schüchtern mir die Heldenhand;
Hielt mit seines Armes Wollen
Alles ab von meiner Brust
Was mich hätte stören sollen
In der schönen Jugendlust.

Ließ das Mädchen freundlich blicken
In das Heldenangesicht,
An sein Herz die Hand mich drücken
Lächeln ihm in's Augenlicht
Bis es mich so ganz bewegte
Wühlend auf der Seele Grund
Und ich meine Lippen legte
Glühend ihm an seinen Mund.

Ach! in aller Welten Räume
Egmont warens doch nur zwei,
Selig so im Lebenstraume
Und in Liebe sich so treu;
Ob die Sterne golden kamen,
Ob der Morgen sprach zu mir
Ob die Blumen Abschied nahmen
Ach! von Keinem wußten wir!

Du! als ob allein ich hätte
Deines Lebens Schmuck und Zier,
Wolltest nicht die Gnadenkette
Nicht das goldne Schwert bei mir;
Warfst den Mantel hin zur Erde
Und den Diamantnen Hut

Wenn dein Auge ſich verklärte
Und dein Herz in Himmelsgluth! —

Ach! und Klärchen! — deinem Leben,
Dir ſo herrlich beigeſellt
Konnte ſie dir minder geben
Ihre ganze Lebenswelt!
Wie vom Helden mir geblieben
Nur der frohe ſchöne Mann
Mußte Klärchen wohl dich lieben
Lieben — wie man lieben kann!

Egmont! ruft das Mädchen leiſe
Laß uns ſterben! freundlich dir,
Denn ein Frühling war die Reiſe!
Frühling iſt's nicht immer hier!
Kann ich doch noch rothe Wangen
Drücken an des Helden Bruſt,
Iſt ihm doch noch nicht vergangen
Seines Lebens Macht und Luſt!

So im Kranz von friſchen Roſen
Der uns an einander drückt
Hörſt du! wie die Wellen toſen
Und der Blitz am Maſte zückt! —
Hörſt du, wie die Wellen brauſen
Wie die Erde ſchon zerbricht
Wie der Tod es treibt da draußen
Aber Klärchen läßt dich nicht!

Dr. Kuhn.

Skolion.

Brüder, auf! ergreift die Becher,
Hebt ſie zum Olymp empor,
Denn es ſchwingen rüſt'ge Zecher
Sich zum hohen Sternenchor.
Vor der Erde bleichen Sorgen
Sind wir bei dem Wein geborgen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Selbſt die Götter ſchaun hernieder,
Und erfreun der Brüder ſich;
Drum erbrauſet, Jubellieder!
Chor, erſchalle feierlich!
In verwandter Geiſter Runde
Tönt uns dieſe Weiheſtunde;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Steigt hinauf zum höchſten Hohen,
Zu dem großen Menſchenfreund,
Und ſo freut euch mit dem Frohen,
Weinet, wann der Bruder weint!
Jetzt noch rieſelt ſanft und helle
Unſers Jugendlebens Welle;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Bald entfliehn die ſchönen Jahre,
Wo uns Lieb' und Lenz verband,
Näher ſtehn wir dann der Bahre,
Näher dann dem Schattenland;

Doch, so lange wir noch blühen,
Mög' uns Bachus Geist durchsprühen!
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Deutsche Freiheit, deutsche Sitte,
Deutsche Kunst und Wissenschaft
Mögen hoch in unsrer Mitte
Leben in verklärter Kraft!
Frischer Hoffnung Kinder steigen
Aus der neuen Schöpfung Zweigen;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Auch die Holden mögen leben,
Denen wir uns früh geweiht!
Lieb' und Gegenliebe geben (weben)
Unserm Bund die goldne Zeit.
Wann die Charitinnen lächeln,
Wird uns ew'ger Fried umfächeln;
Dieß bedenkt und jubelt froh! dieß bedenkt ꝛc.

Messerschmid.

Das Scheiden.

Ausgeweinet meine Thränen
Hab' ich still der Mitternacht!
Habe all' mein heißes Sehnen
Nun zum Opfer dargebracht.
Aller meiner Wünsche Blüthen
Hat der Sturm herabgestreift,
Alle Früchte die mir glüh'ten
Fielen ab, noch nicht gereift.

Gott! wie hab' ich so von Herzen
Sie geliebt, mit ächter Treu;
Dachte nicht, daß solcher Schmerzen
Diese Liebe fähig sey.
Denn sie schien mir so ergeben
Wie die Reb' dem Ulmenbaum,
Der sie mit sich will erheben
In der lichten Wolken Saum.

Und auf meinen Händen tragen
Wollt' ich sie durch's Leben hin,
Noch in meinen spät'sten Tagen
Meiner Freuden Schöpferinn,
Und ich suchte ihr zu streuen
Blumen nur auf ihren Pfad,
Wollte immerfort erneuen
Dieser Herzens-Blumen Saat.

Ach! da riß mit fremder Liebe
Sie ein Glücklicher an ſich. —
Ob mir auch ihr Dank wohl bliebe,
Liebe bleibt nicht mehr für mich,
Und doch, wahrlich, höher halten
Kann er nicht das theure Gut,
Als mit liebenden Gewalten
Noch es meine Seele thut.

Und doch fühl' ich es — o rinnet
Thränen, tief geweint und ſchwer —
Und doch fühl' ich's, ſie gewinnet
Mir kein heiſſes Sehnen mehr!
Scheiden muß ich von dem Hoffen
Das mein Leben mir erhellt;
Zwar es ſteht die Welt mir offen,
Doch nur ſie war meine Welt.

O! ſo lebe wohl! empfinde
Nie an des Geliebten Bruſt,
Was mir jetzt die Todesbinde
Legt vor alle Lebensluſt!
Werde glücklich! bin verrathen
Ich auch, ſtehe ganz allein,
Mögen meiner Thränen Saaten
Thau doch deinen Blüthen ſeyn.

Mög' er nur ſo heiß dich lieben
Wie ich dich im Herzen trug!
Treu dir ſeyn, wie ich's geblieben
In der Jahre Wechſelflug.

Mög' er ganz dich glücklich machen,
Er, der Räuber meiner Ruh'!
O! dann träufelt Gott mir Schwachen
Einen Tropfen Troſt noch zu.

Und wenn einſt zu jenen Welten
Mich der Todesengel ruft, —
O! daß ſie das Kreuz bald ſtellten
Mir auf meine ſtille Gruft! —
Dann blick' auf zum Sternenheere,
Denn ein Freund winkt dir auch da,
Und bei jeder Lebensſchwere
Iſt als Schutzgeiſt er dir nah'!

Th. Heil.

Phantaſie.

Einſam ruht' ich jüngſt im Thale,
Um mich her war's Dämmerung;
Aus der Liebe Zauberſchaale
Trank ich wie beim Göttermahle
Himmliſche Begeiſterung,
Und auf einem Mondesſtrahle
Hob mit kühnem Adlerſchwung
Zu der Sterne Flammenbahn
Mich die Phantaſie hinan!

Ha! wie ſchauerlich die Milde
In der Zukunft Dunkel blickt,
Und des Wünſchenden Gefilde
Mit der Liebe Zaubermilde
Und der Hoffnung Roſen ſchmückt;
Doch dem ganzen Wahngebilde
Täuſchung auf die Stirne drückt,
Die — ſo bald ihr jemand glaubt,
Ach, die Truggeſtalten raubt!

Zauberiſche Träume ſchweben
Hold um den empörten Sinn
Und der Zukunft Freuden heben
Meiner Seele heiſſes Streben
Schon zum ſchönen Ziele hin —
O, ich fühl's, bei meinem Leben,
Daß ich jetzt ſchon glücklich bin,
Denn an ſüßer Liebe Band
Leitet mich des Schickſals Hand!

Führte mich zu jenem Haine,
Wo ich erſt mein Glück empfand,
Wo die Himmliſche, die Eine
Froh, bei Lunens Silberſcheine,
Mir den Kranz der Treue wand,
Und berauſcht von Götterwonne
Süßer Liebe, mir geſtand:
Auf der ganzen weiten Welt
Sey kein Glück, wo Liebe fehlt.

Ungemeſſen, ungewogen
Iſt der ſüßen Liebe Glück,
Schöner ſelbſt als Iris Bogen

Hoch am Firmament gezogen
Lächelt uns ihr Sonnenblick!
Stärker wie des Weltmeers Wogen
Und das ewige Geschick
Herrschet sie mit milder Hand
Über Meer und über Land!

Liebe, Liebe! alles Leben
Ohne dich, ist kalt und leer;
Liebe nur kann Wonne geben,
Ohne Liebe ist das Leben
Wahrlich keine Wohlthat mehr!
Alle Erdenwesen schweben
Unter ihrer Fahne her —
Selbst des Himmels goldnes Licht
Wärmte ohne Liebe nicht!

Doch, was athmet dort vom Hügel
Für ein schauerliches Weh'n?
Ha, des Todes Rabenflügel
Bricht durch stiller Gräber Riegel —
Laß, o Phantasie, ihn weh'n!
Laß der Todtengrüfte Siegel
Unberührt und heilig steh'n —
Jenen moosbewachs'nen Stein
Deckt ein liebendes Gebein! —

Mich ergreift der Ahnung Wehen,
Schreckend, kalt wie Grabesluft!
Wer hört meiner Liebe Flehen,
Wer wird schützend bei mir stehen,
Wenn die nie gefüllte Gruft,
Wenn zu jenes Lebens Höhen

Lida die Vollendung ruft? —
Wann mit ſtarkem Arm der Tod
Trennung unſrer Liebe droht?

O, dann würd', in tauſend Thränen
Aufgelöſt, mein Leben flieh'n! —
Wie der Kindheit ſchöne Szenen,
Würd' ich alles eitel wähnen,
Würde welken und verblüh'n,
Und mit kummervollem Sehnen
Müd' an Lidas Grabe knie'n,
Bis verdorrt, wie Blum' und Laub
Ruhte neben ihr mein Staub. —

Schone! ſchone, werde milder
Schreckenvolle Phantaſie!
O, was wecken deine Bilder
Für Gefühle? — Immer wilder,
Immer lauter toben ſie!
O verſchone, werde milder
Schreckenvolle Phantaſie!
Zu des Haſſes kalten Sinn
Schleudert deine Hand mich hin! —

O — die lautgeprieſ'nen Freuden
Dieſer Erde, ſind ſie's werth,
Was wir ihretwegen leiden
Was wir, ſie zu haben, meiden,
Womit ihr Genuß beſchwert?
Und, wenn kaum geſehn, ſie ſcheiden,
Hintennach die Ruhe ſtört?
Iſt auch eine, die uns ſchont,
Nicht zuletzt mit Thränen lohnt?

An der Freundschaft Grabmahl klagen
Thränen um den todten Freund —
An der Liebe Himmel nagen
Mit der Hölle Wohlbehagen
Furcht und Eifersucht vereint —
Im Triumph der Siegeswagen
Ächzt der Tod und Jammer weint —
Auf des Nachruhms Sternenbahn
Fletscht der Neid den Schlangenzahn. —

Und doch ladet zum Genusse
Mich nicht Lidá selber ein?
Bei der Zeiten schnellem Flusse
Sollt' ich so mich dem Verdrusse
Unzufriedner Klage weih'n?
Nein — o nein, bei deinem Kusse,
Lida, will ich mich erfreu'n;
Wenn auch alles Täuschung ist
Lida lebt und Lida küßt!

Kapf.

Sehnsucht.

Thränen, o träufelt nieder aus dem düstern
Auge, Thränen der Sehnsucht! — Wenn der Abend
Ferne Hügel glühend besäumet; graut
Nebel des Tages

Wieder erbleichen; über greisen Föhren
Hespers silberne Fackel leuchtet: naheft
Du, o Sehnsucht, süßer Erinnerung traute —
Traute Gefährtinn!

Immer nach meiner Kindheit frohen Spielen;
Süßer, heiliger Liebe stillen Freuden — hohen
Träumen meiner glühenden Stirne, blick' ich
Sehnend zurücke.

Breite die Arme nach den Truggestalten.
Wehe! Flieht ihr an meiner bangen Seele
Gaukelnd — buntverworren vorüber?
Soll ich Schatten umarmen?

Holde Gebilde könnt' ich eure goldnen
Schwingen fesseln! — Doch ach! im raschen Fluge
Schwindet ihr, und später Erinn'rung bleiben
Thränen der Sehnsucht.

G. J. Schmidt.

Das Grab.

Phantasie am Gottes-Acker.

So still ist's, wüst und öde! tiefes Schweigen
Verhüllet dich, o heil'ge Todten-Flur!
Warum so stumm o Grab? hernieder steigen
Sahst du der Edlen viele — ihre Spur
Verschwand. Schweig immerhin! Ach beugen
Muß sich vor dir die Welt, Verwesung nur
Umhaucht in deinem Schooß den Lebensmüden,
Wenn er vom Schauplatz dieser Welt geschieden.

Wer bracht uns je vom Jenseits freud'ge Kunde,
Wem schien ein Lichtstrahl schon in ew'ger Nacht?
Ich eitler Thor! — aus euerm kalten Munde
Ward uns ihr Brüder noch kein Trost gebracht —

Doch, still mein Geist! beim Schlag der letzten Stunde
Erklärt sich uns, was wir geträumt — gedacht.
Nie bricht der Mensch des düstern Schweigens Siegel,
Nur jenseits tagt's, im heil'gen Wunderspiegel.

Dort prangt die Schrift am Moosumrankten Steine,
Wie sie mein Herz hin auf das Grab gestreut,
Du edler Schläfer, den ich tief beweine, —
Es hat ein Freund sie freundlich dir geweiht:
Wer wird wohl mir zum düstern Todtenhaine
Gewähren einst ein freundliches Geleit? —
Da werd' auch ich wie Tausende verwesen
Und werden Staub, wie ich einst Staub gewesen.

Der weiten Erde wimmelndes Gemenge
Im Schöpfungsreich, der Mensch am Pilgerstab,
Das Schönste, Köstlichste stürzt im Gedränge
Verwesend ach — im Strom der Zeit hinab.
Und was gelebt in weltlich weiter Enge,
Vereinet sich in deinem Schoß o Grab!
Den hier die Lebens-Stürme schwer ermatten,
Dem grünt die Ruh in deinem kühlen Schatten.

Wenn über uns die finstern Mächte walten,
Da leuchtet uns der Hoffnung milder Schein,
Wir trotzen kühn den feindlichen Gewalten,
Das Schicksal muß, es will ertragen seyn.

Verherrlicht wird sich alles dort entfalten,
Wo uns die Wahrheit schimmert göttlich rein.
Drum laßt im Kampf' uns Brüder nicht verzagen,
Und dulden was uns Gott bestimmt — ertragen.

Man wird die Prüfung immer sich erschweren
Verzweifelt man, wo es beharren gilt;
Nie darf der Wahn uns eitler Furcht bethören
Der nur zu Boden schlägt, — mit Gram erfüllt.
Das Schicksal wird dir jeden Wunsch gewähren
Weißt du zu lenken ein dich prüfend Bild:
Den Starken trägt es auf des Glücks-Gefieder,
Und senkt den Zweifler tief zu Boden nieder.

Du willst das Glück so dir nicht hold verklagen,
Wähnst zu versinken stets im Wiederstehn?
O lerne doch was dir bestimmt ertragen,
Das Glück ergreifen, träumend nicht verschmähn:
Nicht dein Geschick, der Dämon eitler Klagen
Verfolget dich, im Wahn einherzugehn
Dünkt klüger dir als wachend sicher schreiten —
Bist du ein Mann, so lerne männlich streiten!

Doch ach, wohin willst du mich Armen tragen
O du mein Geist, du mein zerstreuter Sinn?
Mein Herz verblutet, und mit lautem Zagen
Blick' ich, ein Mensch, zum düstern Grabe hin:

Ein ſchöner Morgen wird uns jenſeits tagen,
Zu Theil uns werden reichlicher Gewinn
Wenn wir des Lebens kurze Bahn durchſchritten
Wie Gott es wünſchet, der für uns gelitten.

Ein ſchönes Loos wird Gott uns dort bereiten
Sind wir dem Glauben und der Tugend treu;
O laßt die Kunde freudig mir verbreiten,
Daß Dämm'rung hier und dort Verklärung ſey:
Hier herrſchen Stürm und rauhe Jahreszeiten,
Dort blüht des ew'gen Frühling gold'ner May,
Drum mögt ihr berſten Wolken und zuſammen
Atomen ſtürzen, ihr Vulkanen flammen.

Zu dir o Herr erheb' ich meine Hände,
Der du ein Vater aller Weſen biſt,
Steh du mir bei o Gott beim letzten Ende,
Wenn von der Welt die Seel' geſchieden iſt.
O daß mein Flehn vor dir Erhörung fände! —
Du ſiehſt mein Herz, das im Gebet zerfließt.
Und du o Grab du heilge Friedensſtätte
Bereit zum Schlummer mir ein ſtilles Bette.

Craigher.

Lebenslauf eines Fröhlichen.

Mit unendlich frohem Sinn'
Folg' ich immer meinem Triebe;
Denn ich bin das süße Pfand
Einer heissen Gattenliebe.
Vaterarm hat mich gewiegt,
Mutter war mit mir vergnügt,
Beide lohnten mich mit Küssen
Und kein Thränchen durfte fließen;
So flog mir die Kindheit hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Ging ich in die Schule — schlafen,
Und kein Lehrer wagte es
Mich, den Liebling, abzustrafen.
War das Schuljahr dann herum,
Lohnte mich ein Prämium;
Andre kriegten Pönitenzen,
Bei mir gabs nur Eminenzen
Und ich glaubte wer ich bin! —
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn'
Hört ich jetzt, ich sollt' studieren.
Die Dukaten der Mama
Ließ der Burschengeist roulieren:

„Wissen ist ein blauer Dunst,
Turnen ist die wahre Kunst!“ —
Demonstrirt' ich dem Magister,
Prellte Juden und Philister,
Trugs den hübschen Mädchen hin —
Mit unendlich frohem Sinn,

Mit unendlich frohem Sinn!
Weiht ich mein Talent dem Schönen,
Und in jedem Almanach
Ließ ich meine Leier tönen;
Wie Fouqué bald, fromm und toll,
Bald so witzig wie Jean Paul,
Süß wie Hölty, groß wie Schiller,
Voll Natur wie Göthe — Hiller;
Wie auch Krittler mich verschrie'n;
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Spielt' ich drauf den Rezensenten,
Lorbern der Unsterblichkeit
Warf ich aus mit vollen Händen,
Und den Bannstrahl hintennach;
Wenn des Witzes Pfeil gebrach
Schoß ich Vierundzwanzig-Pfünder
Auf die armen Musenkinder —
Thats um reichlichen Gewinn,
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Hört' ich Deutschlands Fürsten rufen,

Neue Kränze blühten da
An des Ruhmes Tempelstufen;
Aber Deutschland wurde frei
Aus dem Joch' der Tirannei,
Während ich mich equipirte
Und im Zimmer exerzirte:
Durfte nur zur Wache ziehn —
Mit unendlich frohem Sinn!

Mit unendlich frohem Sinn'
Sah' ich alte Tanten sterben,
Wie der letzte Wille sprach
Mußt' ich ihren Mammon erben;
Was fürs Beste anerkannt
Werd ich nun — ein Spekulant; —
Differenzen zu notiren —
Pharospielen — agiotiren —
Ging ich auf die Börse hin
Mit unendlich frohem Sinn.

Mit unendlich frohem Sinn
Dacht' ich nun ein Weib zu wählen.
Hunderttausend Gulden reich
Konnt' es mir auch da nicht fehlen;
Schöne Blüthen, ohne Zahl,
Machten schwer mir Herz und Wahl;
Endlich — aller Mädchen Krone,
Reich wie Crösus — welche Wonne!
Führt' ich zum Altare hin
Mit unendlich frohem Sinn'.

Mit unendlich frohem Sinn'
Schwelg' ich stets in Hochgenüssen,
Und ich fürchte, endlich wird
Mich mein Glück sogar verdrießen.
Jede Lust verschönt der Schmerz,
Lächelnd bricht ja oft das Herz? —
In das Reich der ächten Freuden
Muß uns erst die Zukunft leiten,
Einst folg' ich der Führerinn,
Mit unendlich frohem Sinn'!

Joh. Langer.

Der Geheimnißvolle.

Wie ist mir so enge
Das bergende Haus!
Fort, fort in's Gedränge
Des Lebens hinaus.

Kaum kann ich's ertragen,
So bin ich entzückt,
O, dürft' ich nur sagen,
Was heut' mich beglückt!

Euch Vöglein in Zweigen,
Euch Lämmer im Thal,
Mein Glück zu verschweigen,
Wie bringt es mir Qual.

Ihr Blümchen der Auen,
Aus Seide gewebt,
Ja ließ ich's euch schauen
Ihr würdet belebt.

Doch selber die Winde
Vernehmen kein Wort;
Es trügen's geschwinde
Die Flücht'gen mir fort.

Nie wird mir's entrissen,
Nie geb' ich es kund,
Mir schloß ja mit Küssen
Belline den Mund.

Drum still, ohne Zaudern,
Und thut es auch weh,
Denn wollt' ich's verplaudern,
Dann, Küssen, Ade!

Eduard Anschütz.

Der erste Lenztag.

Welch ein blauer Äther lächelt,
Welch ein linder Odem fächelt
Auf die schlummernde Natur?
Ach ich fühle süß beklommen
Blüthengott dein leises Kommen,
Schaue deiner Allmacht Spur.

Hoch auf Rosenwolken schwebend,
Alle Kräfte neu belebend,
Senket sich der Lenz herab;
Folgsam seinem Machtgebote
Regt aufs Neue sich die todte
Erd' in ihrem Wintergrab.

Seht wie schnell sie sich entschleiernd,
Ihren ersten Lenztag feiernd,
Wonnestrahlend ihn begrüßt!
Und wie brünstig er sie drängend,
Ihre letzten Bande sprengend,
Weg das Schneegewand ihr küßt!

Und die Neuerwachte schmieget,
Von des Gottes Gluth besieget,
Schmachtend sich an seine Brust;
Ha, wie ihre Pulse klopfen;
Und in diamantnen Tropfen
Fließt die namenlose Lust.

Und schon sprossen sie die holden
Erstlingsblümchen, weiß und golden,
Aus der Neuvermählten Schoß;
Und der Millionen Keime
Winden in die lichten Räume
Ihre zarten Blättchen los.

Horcht! des Gottes Heroldinnen,
Lauten Jubel sie beginnen,
Schwebend über Land und See;
Tausend Lerchen schwingen, tragen
Seinen Hyazinten-Wagen
In der goldumwölkten Höh!

Und der Lilienbekränzte,
Sanft mit Rosenschein Umglänzte,
Lispelt nun der Erde traut:
„Nimmer fürchte du die Stürme
Nordens, ich der Lenz, beschirme
Dich, o meine theure Braut!

Bald zwar kehrt der Nordsturm brausend,
Schrecklich durch die Lüfte sausend,
Schneebeladen Nachts zurück
Aus dem ew'gen Eispallaste,
Er, der jedesmal mich haßte,
Wenn er sah das blüh'nde Glück

Das ich dir o Erde bringe,
Wenn ich glühend dich umschlinge
Trotzend ihm mit hohem Muth;

Bald gebeut des Schickſals Wille,
Und er kehrt entwaffnet, ſtille
Heim mit ohnmachtsvoller Wuth!“

Bald, ja bald grünt Alles wieder,
Und der Sänger Erſtlingslieder
Schallen durch den duft'gen Hain.
Ach, die erſten Märzviolen
Meines Eichenthales ſollen
Freundinn dir — geweihet ſeyn!

J. U. M.

Sie liebt mich nicht.

Was ich kaum zu denken wagte,
Ach es iſt nunmehr geſcheh'n,
Wie ich flehte, wie ich klagte,
Nimmer will ſie mich verſteh'n.
Aus dem wundgedrückten Herzen
Laut der Argwohn zu mir ſpricht,
Und mit namenloſen Schmerzen
Hör' ich: Stella liebt dich nicht.

Was kann mir noch Freude geben,
Wird mir nimmer Stellas Herz,
Nicht erfreut mich selbst das Leben,
Weichen will ich's stätem Schmerz.
Trauernd irr ich in den Hainen,
Bei des Mondes blassem Licht,
Nichts vermag ich als zu weinen
Denn ach, Stella liebt mich nicht.

Lange wird der Schmerz nicht wüthen,
Jeder Kummer bald vergeh'n,
Bald des Todes Hauch die Blüthen
Meiner Jugendkraft verweh'n.
Wenn mein Auge dann erblindet,
Wenn der Tod das Herz mir bricht,
In ein Nichts die Welt mir schwindet
Seufz' ich noch: Sie liebt mich nicht.

Carl Stegmayer.

Grabschrift eines Jünglings.

Zwar ungern schied ich von dem Leben,
Das viel der Freuden mir gegeben,
Und mehr der Freuden noch versprach,
Als meine morsche Hülle brach.

Doch was der Tod mir nicht zu rauben
Vermochte, war mein festes Glauben
An meiner Seele Auferstehn
Und an ein fröhlich Wiederseh'n.

Und in dem Glauben, in dem Hoffen
Sah ich der Liebe Pforten offen,
Die kein Gedanke je ermißt
Und die mich Sünder nicht vergißt.

Carl Stegmayer.

Erinnerungen aus Italien.

3. In den Straßen Venedig's.

Wandl' ich durch die Straßen
Venezia's hin,
Fühl' ich so froh, daß
Im Leben ich bin!

Meer' oder Städte,
Was es auch sey,
Ist es Neptun's nur,
Woget so frei.

Süßes Gelärme,
Andern verhaßt,
Lehrst mich, daß voll das
Leben hier praßt.
Stes ist die Freude
Nah' dem Gesang;
Aber das Lied ist
Lebendiger Lebensklang.

Freut euch des Lebens,
Singet nur zu;
Schön ist's in Wogen,
Häßlich in Ruh.
Ruh für den Himmel, —
Kampf für die Welt,
Muthig im Kampf ist
Was mir gefällt.

Fließt durch die Adern
Flamm' oder Blut? —
Ha! seid willkommen,
Flamme ist gut!
Brennt nicht weltunter,
Brennt himmelan,
Beleuchtet bezaubernd
Die Lebensbahn!

4. Zur See.

Wie das Leben des Kindes
Über die Erde ziehet hin,
Wandelt durch die Wellen
Mein Schiff dahin. —
Aber wie der Jüngling
Glühend zur Sonne strebt
Möcht' ich so gern es sehn,
Wenn es der Kampf der Brandungen hebt!

Ich lieb' euch, ihr Sterne
Am Himmelsblau —
Jetzt aber verhüllt euch
In nächtliches Grau!
Von hinnen, o Zephyr,
Magst jetzt du ziehn,
Es jage die Windsbraut
Dich stürmend dahin!

Auf, durcheinander
Zum schaurigen Spiel,
Auf ihr Wogen
In tollem Gewühl!
Hell leuchtet, ihr Blitze
Des Donners Lauf!
Heulet, ihr Stürme,
Ihr nächtlichen Schrecken, herauf! — —

Aber es geht auf den Wellen,
Ein Kind, das Schiff,

Wie den Sturm auch der Jüngling
Beſchwörend drin rief.
Der ſchaut in die Tiefe
Mit ſchauernder Luſt,
Und Sehnſucht nach Kampfe
Zerſprengt ihm die glühende Bruſt!

---

5. An die ferne Geliebte.

Südlich laue Lüfte wehen
Ungewohnten Balſam mir,
Aber ach, ſie ziehn und kommen
Zu die nicht und nicht von dir!
Freudig heit're Töne ſchallen
Rings um mich in frohem Chor,
Aber deiner Stimme Zauber
Ach, entzückt jetzt nicht mein Ohr!

Freundlich ſpielt mit ſeinen Wellen
Dort der blaue Ozean,
Aber dich, du Holde, bringen
Sie nicht her auf blauer Bahn!
Offen ſind der Tempel Hallen,
Heil'genbilder ſtrahlen d'rin —
Aber den lebend'gen Engel
Sucht umſonſt mein Liebesſinn!

O, wie iſt es hier ſo herrlich,
Denk' ich, ferne, nicht an dich;

O wie iſt es hier mir enge,
Mahnt an dich ein Blümchen mich!
Drückend ſind mir dann die Lüfte,
Klage wird der Luſtgeſang,
Und der weite Tanz der Wellen
Macht die Bruſt mir ſchwer und bang!

Nehmt mich auf und tragt im Frieden
Oder auch im Sturm mich fort,
Nach dem Sturme winkt die Ruhe
Mir bei ihr in ſicherm Port.
Bläht die Segel auf, ihr Lüfte,
Pfeilſchnell fliege hin, mein Schiff,
Denn mir iſt, als hört' ich drüben
Ihre Stimme, die mir rief!

F. E. von Hermann.

Anekdote.

Ein Mahler ſprach zu Polly, der Brünette,
Die gern den Kunſtſold ihm geſchmälert hätte:
„Biſt du zufrieden nicht mit deinem Bilde,
So nimmts der Mohrenwirth zum neuen Schilde.“

Haug.

Aufschluß.

Dir starb die sechste Frau. Willst du mir Kunde geben:
Wie ging es zu? — — „Nach meinem klugen Plan,
Den Keiner Sünde schelten kann.
Ein Weib kann ohne Widerspruch nicht leben.
Ich widersprach nicht, und sie starben dran.“

Haug.